Zum zweyten male

Sechs



so anfänglich in Dänischer Sprache
geschrieben
von

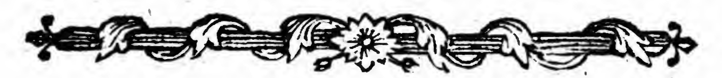
Herrn Ludwig Holberg,

Assessor des Consistorii und Professor der
Universität in Copenhagen;

anietzo aber ins Deutsche
übersetzt worden
von

J. H. L. v. A.

Zweyte Auflage.



Copenhagen und Leipzig,
Bey Gabriel Christian Rothe.
1748.



Die
Wankelmüthige.
Ein Lustspiel
in drey Abhandlungen.

Boileau. Satire VIII.

Voila l'Homme en effet. Il va du blanc au noir.
Il condamne au matin ses sentimens du soir.
Importun à tout autre, à soi-même incommode,
Il change à tous moments d'esprit comme de mode.

A

Die Personen
;es Lustspiels sind:

, die Wankelmüthige.

), der Lucretia Ladenjung.

, der Leonoren Bruder.

der Helenen Bruder.

a, des Eraste Liebste.

, des Apicii Liebste.

ter Petronius, in die Lucretia verliebt.

lle, der Lucretia Magd.

ı, des Apicii Diener.

Laquai des Petronii.

toph, des Eraste Diener.

ge Musicanten.



Die Wankelmüthige.

Ein Lustspiel in drey Abhandlungen.

Die erste Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Helena und Leonora.

Helena. Ey, meine Jungfer! reden Sie nur nichts davon. Es ist von uns eine so glücklich als die andere. Dann, ohngeachtet unsere Liebhaber von zweyerley Gemüthsart sind, so weis ich doch nicht, welche von uns beyden mehr zu bedauren ist.

Leonora. Das bin ich, ohne Zweifel, dann eine jede Mannsperson, die, wie Ihr Herr Bruder Eraste geartet ist, giebt einem Frauenzimmer viel zu schaffen. Es scheint, als liebte er mich; ich kann Sie aber versichern, daß er in der ganzen Zeit, da er sich

sich um meinen Umgang bewarb, niemals eine deutliche Eröffnung seiner Herzensgedanken herausgelassen, sondern er redete stets verblümt. Mein Sinn, meine Aufführung, und meine Lebensart gefällt ihm einiger maassen; allein, ich bin fast gewiß, daß woferne er mit einer andern in Bekanntschaft gerathen würde, welche mehr still und haushälterisch wäre, als ich, er würde mich, ohngeachtet seiner Ehrlichkeit, bald hintan setzen.

Helena. Ich kann im Gegentheil, was Ihren Herrn Bruder Apicius betrifft, wohl sagen, daß er niemals verblümt spricht. Die allerzierlichsten Liebeserklärungen sind ihm ein leichtes, jedennoch weis ich nicht, ob ich mich fest darauf verlassen kann? Er ist so unbeständig. Jetzo fange ich auch erst an, sein Wesen zu scheuen, und ich wünschte von Herzen, daß er eine andere Liebste bekäme, die eben so närrisch wäre, als er ist.

Leonora. Daran thun Sie sehr wohl, und ich will Ihrem Exempel folgen.

Helena. Ich gestehe zwar freylich, daß es nicht recht billig ist, sogleich von demjenigen abzustehen, gegen welchen man seine Gedanken heegte.

Leonora. Das ist freylich wahr. Was ist aber zu thun?

Helena. Ich hoffe doch, man könnte schon noch allebeyde auf den rechten Weg bringen, wenn man dem einen seine übermäßige Ehrbarkeit und Sparsamkeit vorstellte, dem andern aber zeigte, wie schädlich ihm sein flüchtiger Sinn und wollüstiges Leben seye.

Leo-

Leonora. Ey, dergleichen Dinge sind schon hundertmal fruchtlos gesagt worden. Ich sähe gerne, wann der Herr Eraste mit einer gewissen Frauen bekannt wäre, mit der ich gestern sprach und ietzt nicht nennen will. Ich sollte wirklich glauben, diese Frau könnte ihn curiren. Sie hat alle diejenigen Qualitäten an sich, welche er bey einem Frauenzimmer verlangt. Sie ist haushälterisch, still und eingezogen, aber auf eine so abgeschmackte Weise, und in so hohem Grad, daß er, durch einen kurzen Umgang mit ihr, alsobald ihrer gnug, und für jede dergleichen Leute, die er für die vollkommenste hält, Abscheu haben würde. Wann keine Vermahnungen helfen wollen, curiret man manche auf solche Art.

Helena. Wo wohnt diese Frau?

Leonora. Verzeihen Sie, daß ich es nicht sagen kann, leise: Das ist die Galanteriehändlerinn, die hier wohnt.

Helena. Das ist mir endlich einerley. Ich glaube wohl, daß mehr als ein wunderliches Weib hier in der Stadt ist. Weil Sie aber dafür halten, daß es für meinen Bruder Eraste eine gute Arzeney wäre, wenn er zu sehen kriegt, wie heßlich dergleichen Qualitäten sind, wenn sie Oberhand nehmen, so will ich es auf eben diese Art mit dem Herrn Apicius probiren. Dann verwichene Woche sprach ich ebenfalls mit einer gewissen Frauen, die dünkte mich, daß sie eben den Sinn und übrige Beschaffenheiten, wornach er trachtet, an sich hat, und auch in einem so erschrecklich großen Grad, daß ich ver-

sichert bin, daß er, ohngeachtet er dergleichen so sehr rühmt, sie mit Ekel verlassen wird. Sonst könnt ich nicht sagen, ob das Frauenzimmer eine Wittwe oder noch Jungfer ist.

Leonora. Das ist einerley. Wohnt sie aber hier in der Nachbarschaft?

Helena. Verzeihen Sie mir, daß ich es nicht sagen kann. Ich kann so wohl schweigen, als wie Sie. Leise: Das ist die Galanteriehändlerinn, die in diesem Haus dort wohnt.

Leonora. Auf welche Art haben Sie dieses Frauenzimmer befunden?

Helena. Sie thät nichts anders als singen, lachen, tanzen, und recht toll schwatzen. Ich habe sie vorhin mein Lebtag nicht gesehen, sie offenbarte mir aber ohne Anstand eine Menge Heimlichkeiten, die sie ihren besten Freundinnen nicht hätte vertrauen dörfen.

Leonora. Eines Menschen Humeuren sind doch veränderlich. Ich will inzwischen mit diesem ehrbaren Frauenzimmer eine Probe machen.

Helena. Und ich, mit der närrischen.

Leonora. Ich will trachten, daß der Herr Eraste heute Nachmittag bey ihr zuspricht.

Helena. Und ich will es auch dahin bringen, daß der Herr Apicius heute Nachmittag zu der andern hingeht.

Leonora. So können wir einander hernach erzählen, wie es abgelaufen. Aber hier rufft mir jemand, ich muß ein wenig von Ihnen weggehen. Leben Sie indessen wohl!

He-

Helena. Ihre Dienerin. (Leonora geht ab.)

Der andere Auftritt.

Helena allein.

Die Jungfer Leonora hat wirklich nicht unrecht. Ich hoffe, wenn der Herr Apicius, dieses wunderlichen Weibsbilds ihre Laster sieht, daß er ja Widerwillen gegen ihre Artigkeit verspüren, und mir mit Lachen seine Gedanken darüber eröffnen wird, und das kann mir Gelegenheit geben, ihm selbst eigentlich abzuschildern, und zu zeigen, wie heßlich sein Portrait ist. Zum wenigsten muß man es versuchen. Hier sehe ich ja aber dieses wunderlichen Weibs ihren Ladenjungen. Ich will ein wenig mit ihm schwatzen.

Der dritte Auftritt.

Helena und Heinrich.

Helena. Hört, Freund! Dient ihr schon lang in diesem Haus?

Heinrich. Ungefähr drey Jahr.

Helena. So seyd ihr glücklich, daß ihr bey einem solchen lustigen, freygebigen und offenherzigen Frauenzimmer dient.

Heinrich. Da haben Sie recht.

Helena. Das erstemal, da ich die Ehre hatte mit ihr zu sprechen, vertraute sie mir alle ihre heimliche Angelegenheiten.

Heinrich. War das etwas schlimmes? Das ist ein Zeichen eines edlen Gemüthes.

Helena. Wohl gut! man kan ihm aber zuviel thun.

Heinrich. Man mag davon sagen, was man will, so ists doch eine Tugend.

Helena. Um Vergebung. Alles, was man zuviel thut, verliert den Namen einer Tugend. Die Freygebigkeit ist wohl eine Tugend, wenn es aber zu weit geht, und wird eine Verschwendung, so ists ein Laster, welches so schändlich ist als der Geiz.

Heinrich. Ich will meiner Frauen Sache nicht verfechten, denn ich habe nur mäßig studirt.

Helena. Ich bitte euch, vermeldet ihr meinetwegen meine Empfehlung. Indeßen muß ich fort und sehen, wo die Jungfer Leonora bleibt. Ich vergaß ihr noch etwas zu sagen. (Sie geht.)

Der vierte Auftritt.

Heinrich allein.

Wann nun diese Jungfer ietzo Vormittags zu uns käm, sollte sie meine Frau nicht mehr kennen, so traurig und bös ist sie ietzt, aber wenigst hat sie doch, seit ich ausgieng, ihren Sinn aufs neue wieder verändert.

Der fünfte Auftritt.

Leonora und Heinrich.

Leonora vor sich selbst. Sie ist schon fort, sehe ich. Dieser hier aber ist gewiß des wunderlichen

Wei-

Weibes, wovon ich kürzlich sprach, ihr Ladensung. Zu Heinrich: Hört! Dient ihr nicht hier?

Heinrich. Ja. Hier diene ich.

Leonora. Ich bedaure euch und alle, die eine solche Herrschaft haben.

Heinrich. Warum?

Leonora. Eure Frau ist das verdrießlichste Weib, das ich je gesehen habe.

Heinrich. Das kann wohl seyn.

Leonora. Ich hab niemand gekannt, der so traurig, so karg, so murrend und übeldenkend ist.

Heinrich. Es ist nicht meine Schuld.

Leonora. Mein Fuß soll nicht mehr ihre Thürschwelle übertreten.

Heinrich. Wie Sie belieben.

Leonora. Dann ich habe warlich nicht Lust, mich öfters von ihr anfahren zu laßen.

Heinrich. Daran thun Sie sehr wohl.

Leonora. Aber habt ihr nicht kürzlich hier eine Jungfer gesehen?

Heinrich. Einen Menschen gekleidet, als eine Jungfer, sahe ich wohl, ob sie aber noch Jungfer ist, kann ich nicht sagen. Sie gieng dorthin.

Leonora. Dorthin? So will ich sehen, daß ich sie finde. (Sie geht.)

Der sechste Auftritt.

Heinrich allein.

Wann ich mich täglich üben wollte, meine Frau zu defendiren, so könnte ich mit der Zeit ein großer

r werden, deren Hauptgeschicklichkeit
esteht, daß sie heute etwas rühmen, und
was behaupten, das sie selbst wissen, daß
chtig ist. Ich gebrauchte keines andern
s als meiner Frauen Sinn. Dann, so
lorgens um 8 oder 9 Uhr, wechselsweis,
böß, gottsfürchtig, gottloß, geistlich,
sparsam, verschwenderisch, verschwie-
derhaft, hochmüthig, demüthig, ist, so
daß es nicht lange Zeit mehr zum Mittag-
kann, und wann sie Nachmittag eben so lang
llen mit ihren Gedanken gespielt hat, so
ohngefähr, daß es Abend ist; Da sie mich
te, schwatzte sie von lauter Haushaltung,
über der Zeiten Veränderung, und schickte
et, daß ich ihr diese Semmel holen sollte,
cher sie den halben Theil zum Frühstück essen
Ich habe schon lang nachgegrübelt, was die-
seyn könnte, und endlich nach langen Spe-
, fielen mir die Gedanken ein, daß 5 oder
elen in ihr seyn müssen, welche stets Krieg
n. Eine gottsfürchtige Seele, welche,
sie die gottlose Seele unter sich kriegt, meine
ganz gottsfürchtig macht, so lang es daurt.
sparsame Seele; wenn sie die verschwende-
überwindet, so wird meine Frau sparsam,
hickt mich zum Becker um eine Semmel zum
stück, indessen da ich nun von ihr bin, so kann
fügen, daß die verschwenderische Seele die
hand kriegt, und so will sie Chocolate. Wann
stige Seele den Sieg hat, so muß ich ofter-
mals

mals in der Stadt herumlaufen, sollte gleich das Wetter so schlecht seyn, daß man keinen Hund hinausjagen soll, um nur, ihr eine Compagnie zu schaffen. Wenn ich dann darum fort bin, so spielt die traurige Seele den Meister, da finde ich sie alsdann, wenn ich zurück komme, weinend über den Passionsandachten. Zu Zeiten hat sie gar zwey Leidenschaften auf einmal, als zum Exempel: Gestern sahe ich sie tanzen und weinen zugleich, hiebey kann ich mir wohl einbilden, daß zwey Seelen auf einmal regieren, da geht es eben so zu, als wie in einem Haus, wo Mann und Weib streiten und gleich stark wechselsweise regieren, denn da kann man eben so wenig Grund in der Haushaltung finden, als ich in meiner Frauen Sinn finde. Mich dünkt, daß die rechte Ursach von einer unstudirten Person, wie ich bin, gut genug getroffen ist. Vom Wetter kann es nicht so leicht herrühren, dann ich sahe sie schon oft beym Sonnenschein weinen und bey Ungewitter tanzen. Aber sieh, hier ist der Herr Magister Petronius, ich muß ein wenig mit ihm sprechen, Er ist ein gelehrter Mann, er kann mir die Ursach davon erklären.

Der siebente Auftritt.

Magister Petronius und Heinrich.

Petronius. Hört, Heinrich! Wer soll diese Semmel haben?

Heinrich. Ich weis es wahrhaftig selbst nicht.

Petro-

Petronius. Welch Geschwätz! Wer hat euch
rum ausgeschickt?

Heinrich. Meiner Frauen sparsame Seele,
lche über die andern Seelen Bürgermeister war,
ich ausgieng.

Petronius. Was zum Plunder! Heinrich!
as schwatzt ihr? Ihr müßt diese Nacht nicht
ht ausgeschlafen haben. Wie befindet sich son-
eure Frau?

Heinrich. Das kann ich nicht sagen.

Petronius. Ich glaube, der Kerl ist toll.
nnt ihr mir nicht mit leichter Mühe auf das, was
euch frage, antworten? nämlich: Wie lebt eure
au?

Heinrich. Darf ich erst fragen; ob wir Mor-
gut Wetter bekommen?

Petronius. Das kann weder ich noch ein an-
er für gewiß sagen. Nun ist es schlimm Wetter,
scheinet aber, daß es Morgen gut Wetter wird.
onsten ist nichts unsicherers, als auf Wind und
etter zu trauen.

Heinrich. Ich glaube doch, daß es am un-
ersten ist, auf meiner Frauen Sinn zu trauen.
ist wohl der Wahrheit gemäß, daß das Wetter
as wunderlich lauft, insonderheit im April, in
iner Frauen Sinn aber ist Regen und Sonnen-
ein wohl zwanzigmal in einem Tag, auch so gar im
lio. Was kann man dergleichen wohl auf recht
utsch nennen?

Petronius. Dergleichen Leute nennt man auf
alt Deutsch: Wankelmüthige.

Hein-

Heinrich. Woher kann das aber kommen? Haben solche Leute dann nicht mehr als eine Seele?

Petronius. O Nein, Heinrich! das kommt vom Geblüt: Ex circulatione sanguinis, majori vel minori, vitium illud est in sanguine non in anima. Exempli gratia, si . . . Versteht ihr mich?

Heinrich. Erbe, mirbe, sirbe, sarbe, larbe, scarbe, morbe, Korbe. Verstehen Sie mich.

Petronius. Nein. Ich verstehe kein Calecutisch.

Heinrich. Und ich verstehe kein Klosterlatein. Ihr gelehrte Leute, seyd mit Erlaubniß zu sagen, als ob ihr närrisch wäret. Das ist ja leicht zu erachten, daß man mit mir nicht Lateinisch sprechen muß, erklären Sie mir dafür auf gut Deutsch, wovon dergleichen herrühren kann?

Petronius. Man kann in eines Menschen Leib eine Menge böse tolle Feuchtigkeiten finden, die nun in einem Theil des Leibes am meisten regieren, und dann in einem andern, wornach sich der Sinn drehet. Wann sich die böse Feuchtigkeiten am meisten vors Herz setzen, so ist man melancholisch, und wenn sie sich zertheilen, so wird man wieder lustig.

Heinrich. Ey, Herr Magister! Das ist nicht, was ich frage. Hätte das nun eine solche Bewandtniß, daß meine Frau bald betrübt bald frölich wäre, so könnte man es dem Geblüt und den Feuchtigkeiten zuschreiben. Sie ist aber oft plötzlich so offenherzig, daß sie jederman auch so gar ihrem Feind vertrauen kann, wie oft sie sich schon seit

ihres

ihres Mannes Tod gelüsten lassen, und plötzlich darauf ist sie wieder so übeldenkend, daß sie jedes Wort vorher abwägt, auch gegen ihre besten Freunde. Einen Tag ist sie krank aus Hunger, den andern aus Unmäßigkeit im Essen. Einen Tag lauft sie vor dem Mannsvolk weg, den andern lauft sie ihm nach. Bald haßen sie die Leute, weil sie zu verschwiegen ist, bald aber, weil sie zu viel plaudert. Bald wird sie zornig, wann man von den Leuten wohl spricht, und bald, wenn man von ihnen übel spricht. Bald hält sie dafür, daß alles von einem blinden Glücke regieret wird, bald aber, es seye des Himmels Direction, daß ihre Suppe nicht angebrannt ist, oder daß ihr Caffee klar ist und einen neuen Modegeschmack hat. Bald ist sie krank von lauter Arbeiten, bald von lauter Faullenzen.

Petronius. Das kommt alles von den Feuchtigkeiten.

Heinrich. Kommt das von den Feuchtigkeiten, so sollte ich denken, man könnte etwas in den Apotheken finden, um das Mistrauen und die Gottlosigkeit zu curiren.

Petronius. Ob man dergleichen mit Mitteln aus einer Apothek curiren kann oder nicht, das müssen die Doctores zu sagen wissen. Ich, als ein Philosophus, sage nur, daß es von den Feuchtigkeiten kommt.

Heinrich. Und ich sage, nicht als ein Philosophus, sondern als ein vernünftiger Mensch, daß es nicht von den Feuchtigkeiten kommt.

Pe-

Petronius. Ey, wollt ihr wider das disputiren, was alle Gelehrte einhellig behaupten.

Heinrich. Gelehrte einhellig? Ich hab, so lang ich auf der Welt bin, noch nie gehört, daß die Gelehrte einhellig seyen, weder in dem einen noch in dem andern.

Petronius. Ich folge darinnen, wie in allem andern, des Aristotelis Meynung.

Heinrich. Was war das vor ein Kerl?

Petronius. Das war ein großer Philosophus, der schon vor zweytausend Jahr lebte.

Heinrich. So folge ich der Vernunft, die schon seit Methusalems Zeit im Schwang ist.

Petronius. Was ist dann eure ernstliche Meynung?

Heinrich. Was geben Sie mir, wann ich sie sage? dann ich verkaufe meine Weisheit eben so theuer als ein andrer. Ihr Gelehrten, Ihr nehmt für alles Geld, und habt es doch weniger nöthig als ich und meines gleichen. Jedoch, damit Sie sehen sollen, daß ich nicht mißgünstig bin, so will ich Ihnen die gründliche Ursach, die ich nach langem hin- und herdenken ausgekratzt habe, offenbar erklären. Ich habe oft von gelehrten Leuten gehört, (dann ehe ich zu meiner Frauen kam, diente ich bey einem Barbierer) daß eine Seele zuweilen in eine andere fahren kann. Nun kann es ja seyn, daß eben in derselben Zeit, da meine Frau gebohren worden, ein Fuchs, eine Gans, ein Eichhorn, eine alte Katze, ein Hirsch, eine Schildkröte, ein Fisch, eine Elster, Wolf, ein Lamm gestor-

gestorben sind, und daß aller dieser Thiere ihre Seelen ihren Wohnplatz in meiner Frauen aufgeschlagen haben, wo sie noch sind und auch bleiben so lange sie wankelmüthig ist. Wann nun der Gans ihre Seele das Regiment hat, so hat meine Frau Gänseverstand. Wann die Seele vom Wolf regiert, so krieg ich unschuldiger Weise Scheltworte und Prügel. Wann die Seele des Fisches Meister ist, so sitzt sie ganz stumm in den Gesellschaften, und wenn die Seele der Elster Bürgermeister ist, so lauft ihr das Maul wie ein Rad am Postwagen.

Petronius. Ha. Ha. Ha. Ha. Heinrich! Es ist Schad, daß ihr nicht studiret habt.

Heinrich. Sie meynen vielleicht, daß ich wär toller geworden als ich nun bin?

Petronius. Ist es aber wahrhaftig und gewiß, daß eure Frau so wankelmüthig ist?

Heinrich. Ja. Das ist, meiner Treu, gewiß also. Ich exercirte mich schon manchesmal ihr nachzuäffen, und unser Dienstmägdchen schwur darauf, sie wollte mich lieber so agiren, als die Comödien mit den Marionetten sehen.

Petronius. Ey, lieber Heinrich! laß mich einmal sehen, wie du dich dabey anstellst.

Heinrich. Gern. Zum Exempel: Nun bin ich in gutem Humeur: Hören Sie, Herr Magister! Mich vergnüget nichts mehr, als wenn ich in Gesellschaft gelehrter Leute kommen kann, absonderlich zu solchen wie Sie sind, als aus wessen Mund lauter Honig fließt, und wessen Rede einen

nen Stein erweichen kann. Er schweigt ein wenig und wischt sich die Augen. Herr Magister, Sie sind ein gelehrter Mann, aber auch ein Schulfuchs! Ich höre zuweilen lieber unsrer Köchinn zu als Ihnen, denn sie redet vernünftig nach ihrem Küchenstylo, und Sie plaudern ungereimte Dinge nach dem gelehrten Stylo.

Petronius. Ha, ha, ha!

Heinrich. Nun auf andere Art. Er nimmt einen Stuhl. Mein Herr Magister! belieben Sie nicht niederzusitzen? Ich bitte Ihnen, es schickt sich nicht, daß Sie stehen. Thun Sie mir doch den Gefallen und setzen Sie sich. Indem Petronius niedersitzen will, zieht Heinrich den Stuhl fort, Petronius fällt auf den Boden, und Heinrich sagt zu ihm: Herr Magister! der Stuhl ist für Sie zu gut; wollen Sie sitzen, so können Sie auf einer Bank sitzen.

Petronius. Heinrich! Auf diese Weise verlange ich nicht, daß ihr weiter agirt.

Heinrich. Ey, ey! Bilden Sie sich nur ein, daß dieses von den Feuchtigkeiten kömmt, so können Sie ohnmöglich böse werden. Nun weiter! denn das ist nur ein Anfang. Der Herr Magister soll seine Lust dabey haben.

Petronius. Nein, Heinrich! ihr könnt mit eurer Comödie vor dem Dienstmägdchen fortfahren.

Heinrich. Sie müssen mir meine Kühnheit nicht zum üblen ausdeuten. Ich habe es nur ge-

than, um Ihnen die Sachen so deutlich, als es möglich war, zu erläutern.

Petronius. Man kann nie darauf fußen, was das Gesinde von ihrer Herrschaft sagt. Ich halte dafür, eure Frau ist eine von den artigsten in der Stadt, denn so oft ich die Ehre hatte mit ihr zu sprechen, begegnete sie mir iederzeit mit der größten Höflichkeit.

Heinrich. Ich fürchte, Sie sind böse auf mich, Herr Magister, und ich habe zu grob gescherzt?

Petronius. Nein, nein, ich kann schon noch einen Scherz vertragen. Mich verdreust nur, daß ihr so übel von eurer Frauen sprecht.

Heinrich. Ich will nicht hoffen, daß Sie sich Gedanken auf dieselbe machen?

Petronius. Ja, Heinrich! (unter uns zu sagen) sie ist ein Frauenzimmer, die ich vor andern am meisten verehre.

Heinrich. Ey Possen! hätte ich das gewußt, so würde ich nicht so frey gesprochen haben. Denken Sie aber weiter zu gehen, als nur sie zu verehren?

Petronius. Ja. Ich will gehen so weit ich kann.

Heinrich. Wollen Sie sie nicht haben?

Petronius. Ja. Das ist mein wirklicher Vorsatz.

Heinrich. Und zur Ehefrauen?

Petronius. Ja. Was sonsten?

Heinrich. Mein Herr Magister! so ziehe ich meine Reden zurück, und versichere Sie, daß es lauter Lügen sind, was ich von ihr gesagt habe.

Pe-

Petronius. Ich glaubte, wahrhaftig, ohnedem nicht das geringste davon.

Heinrich. Hätte meine Frau von allen denen Qualitäten, die ich beschreibe, etwas an sich, so wäre es für mich schändlich, wenn ich sie so abmalte; weil sie aber just ein Exempel der Beständigkeit ist, so hat sie von meinen Erzählungen keinen Schaden. Als zum Exempel: Wenn ich sagen wollte, daß der Herr Magister ein Pedant wäre, so thäte ich übel. Denn weil Sie ein grundgelehrter Mann sind, so könnten die Leute denken: Das könnte wohl seyn. Es kann vielleicht wohl etwas davon wahr seyn. Denn ein Pedant und gelehrter Mann, obschon beyde nicht einerley sind, (denn das wäre Sünde zu sagen) so werden sie doch als Geschwisterkinder gerechnet. Wenn ich aber sagte: Der Herr Magister könnte weder lesen noch schreiben, so wüßten die Leute gleich, daß ich löge. Eben so ist es mit meiner Frauen. Denn gleichwie sie jederzeit eines ist, wie Sie hier an dieser Semmel sehen, so geht sie mein Geschwätz gar nichts an. Wollen Sie aber ietzo mit ihr sprechen? Es ist noch zu früh, der Laden ist noch nicht offen.

Petronius. Nein. Ich weis schon, wohin sie auf heute Vormittag eingeladen worden ist, und dahin komme ich auch. Adieu indessen!

(Er geht.)

Der achte Auftritt.

Heinrich allein.

Zum Plunder! da ich hörte, daß er in sie verliebt ist, sattlete ich um. Ich kann aber keck sagen, daß wenn er sie kriegt, so kriegt er auch zwanzig Glücke und Unglücke in einem Tag. Aber hier sehe ich Pernille, sie macht den Laden auf.

Der neunte Auftritt.

Heinrich und Pernille.

Heinrich. Pernille! Ist die Frau angekleidet?

Pernille. Ja, und eben so prächtig, als ob sie zur Hochzeit gehen sollte.

Heinrich. Da sie mich um diese Semmel zu holen, fortschickte, war sie so treckig wie eine Sau. Nun wird vielleicht ihre artige Seele den Meister spielen.

Pernille. Ey, geh auf den Blocksberg mit deiner Plauderey! Stand aber nicht neulich ein Mann hier, mit dem du sprachest? Wollte er mit jemand im Hause hier reden?

Heinrich. Der Mann heist Magister Petronius.

Pernille. Wollte er mit der Frauen sprechen?

Heinrich. Er wollte, bey meiner Ehre, mehr, als nur mit ihr sprechen, wenn es an ihm gelegen wäre. Er ist ganz verliebt in sie, und sie,

dünkt

dünkt mich, ist auch in ihn verchammerirt. Wenn sie heute aus dem Hause gehet, so kann man frey denken, sie gehet an das dritte Ort, um mit ihm zu sprechen.

Pernille. Was sagst du? Hat er aber Mittel?

Heinrich. Was sonsten. Er hat alle seine Säcke und Taschen voll von Philosophie.

Pernille. Ha, ha! Zu einer Haushaltung gehört warlich was anders, als die Philosophie.

Heinrich. Die Wahrheit zu sagen, ich kenne ihn nicht anders als von Person. Er aber weis meinen Namen, und es ist ihm alles, was hier im Hause ist, so gar Hund und Katzen, schon bekannt, und ich glaube, er kennt dich auch schon.

Pernille. Woher weist du aber, daß er in unsre Frau verliebt ist?

Heinrich. Von ihm selbst.

Pernille. Ich beklage ihn von Grund des Herzens. Hier kommt die Frau.

Der zehente Auftritt.

Lucretia, Heinrich und Pernille.

Lucretia. Heinrich! hol mir eine Portechaise, ich will mich wegtragen lassen.

Heinrich. Wollen Sie sich in diesem schönen Wetter tragen lassen?

Lucretia. Kein Raisoniren! thue, wie ich sage, und alsdenn putze dich ein wenig auf, weil du mit mir sollst. (Heinrich geht.)

Der eilfte Auftritt.

Lucretia und Pernille.

Pernille. Wollen Sie ausgehen?

Lucretia. Ja. Ich muß doch einmal aus.

Pernille. Ha, ha, ha!

Lucretia. Was bedeutet das Lachen?

Pernille. Ich weis das ganze Geheimniß.

Lucretia. Welch Geheimniß?

Pernille. Es ist ein gewisser Herr, Magister Petronius. Es ist nicht umsonst oder vergebens, daß er also im Hause umher wühlt. Ich weis, daß er in die Frau verliebt ist.

Lucretia. Wer hat dir das gesagt?

Pernille. Heinrich.

Lucretia. Höre, Pernille! du bist eine Plaudertasche. Ists nicht unverschämt, daß ein Dienstmägdchen also in ihrer Herrschaft Gegenwart schwatzt? Wenn du weiter was davon sagen wirst, so werde ich dir die Thür weisen.

Pernille. Ich bitte um Verzeihung. Ich will nichts mehr davon sagen. Zuweilen gehen Sie ganz vertraut mit mir um, und zuweilen sind Sie gegen mich ganz mistrauend. Habe ich iemals etwas von Ihnen ausgeplaudert?

Lucretia. Das sage ich eben nicht.

Pernille. Sie können ins künftige Ihre Heimlichkeiten bey sich behalten, ich werde niemals begierig seyn, etwas davon zu wissen.

Lucretia. Nun denn. Sey nur zufrieden, ich will dir alles offenbaren.

Pernilla. Nein, nein, Frau! ich bin nicht fürwitzig.

Lucretia. Das Mägdchen ist verflucht wunderlich. Komm, wir wollen hinein gehen. Ich will dir die ganze Sache erzählen.

Pernilla. O nein!

Lucretia. Ich will aber, daß du es wissen sollst.

(Sie gehen ab.)

Der zwölfte Auftritt.

Heinrich allein.

Neulich war ich ein Schwein, nun bin ich ein Laquai worden. In einer Stunde werde ich vielleicht abermal ein Schwein seyn. Meine Kleiderveränderung ist wie das Wetterglas von meiner Frauen Gemüth. Sie ist nach meinen Gedanken, mit Erlaubniß des Herrn Pedanten, der neulich hier war, das wunderlichste Weib, so auf Erden ist. Wenn es bös Wetter ist, so geht sie zu Fuß, und scheint die Sonne, so läßt sie sich tragen. Das beste aber ist, daß ich schweige. Hier kömmt sie. Ach Himmel! ists möglich? ist das meine Frau? Sie sieht ja aus wie eine alte schmutzige Hauspostill.

Der dreyzehente Auftritt.

Lucretia und Heinrich.

Lucretia. Heinrich! hast du die Portechaise bestellt?

Heinrich. Ja. Hier steht sie. Zu den Porteurs. Hört, ihr zweyfüßige Pferde! kommt her mit eurer Schachtel.

Lucretia. Ich habe thöricht gethan, daß ich sie bestellt habe.

Heinrich. Warum?

Lucretia. Ich habe mich anders bedacht. Ich will zu Fuß gehen.

Heinrich. Ist das möglich, daß sich ein Mensch so . . . .

Lucretia. Kein Geschwätz! Sage zu den Trägern; sie sollen sich diesesmal keine Mühe machen. Wenn ich etwas beschließe, so muß es ohnverändert bleiben.

Heinrich. Aber, Frau! . . . . .

Lucretia. Du kennst ja meine Beständigkeit. Nun entschlosse ich mich zu Fuß zu gehen, und das ist genug.

Heinrich. Ich hatte noch nie das Glück, Ihre Beständigkeit zu kennen. Aber die Sänftenträger wollen doch bezahlt seyn.

Lucretia. Was? Was bezahlen? Sie haben mich ja nicht getragen, von mir sollen sie keinen Kreutzer kriegen.

Heinrich. Ich habe sie aber geholt, und sie sind schon hier zu Ihren Diensten. Vielleicht haben sie was anders versäumt.

Lucretia. Versäumt hin, versäumt her. Ich gebe ihnen nichts. Du weist, was ich sage, dabey bleibts.

Hein-

Heinrich. So will ich ihnen denn sagen, daß meiner Frauen Beständigkeit nicht zuläßt ihr Versprechen zu halten, Sie wollten sich nicht mehr tragen lassen, und nichts bezahlen.

Lucretia. Ja. Das ist ein für allemal. Heinrich will gehen. Heinrich! Warte, gieb ihnen hier diesen halben Gulden.

Heinrich. Wem? den Porteurs?

Lucretia. Ja.

Heinrich. Ey, ey! Wenn Sie sich hätten tragen lassen, so hätte es nur 20 Kreutzer gekostet, und Sie geben hier dreyßig für nichts?

Lucretia. Das geht dich nichts an. Gehe fort! und thue, wie ich befehle.

Heinrich. Nun, das heisse ich Beständigkeit, erst nichts geben wollen, alsdenn aber mehr als man für den Dienst, so er geschehen wäre, schuldig seyn würde.

Er geht, und Lucretia auch auf der andern Seite hinaus.

Ende der ersten Abhandlung.

Die andere Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Eraste allein.

Wenn man einige Moden in dieser Stadt genau erwägen will, so kommen sie einem recht thöricht für. Es soll wohl den Namen einer Höflichkeit haben, wann mir jemand seinen Diener, des

Abends nach Hause zu leuchten, oder seinen Wagen nach Hause zu fahren, anbietet. Wenn man es aber gründlich beym Licht besieht, so ist es, als ob ein solcher dienstfertiger Freund sagte: Mein Herr! wollen Sie nicht die Gütigkeit haben, und meinem Laquaien ein Paar Batzen schenken, weil Sie hier bey mir gewesen sind. Wenn ich denn darauf antwortete: Nein; ich will nicht, so heissts wieder: Sie sollen wirklich nicht aus meinem Hause kommen, eh Sie nicht meinem Laquaien ein Paar Batzen verehrt haben, und da hält man mich alsdenn so lang auf, bis ich endlich darein willige. Nun kann sichs zutragen, daß ich an einem dergleichen Abend, just bey andern Leuten noch etwas zu thun habe, und darunter bietet mir einer seinen Wagen an, nach Hause zu fahren, so überlege und dencke ich hernach bey mir selbst: Hier 2 Batzen, dort 2 Batzen, ietzo einen Dreybätzner dem Kutscher, das geht nicht an. Ich protestire demnach mit aller Macht gegen solche Höflichkeiten. Es hilft aber nichts. Denn da legt einer seinen SeligkeitsEid darauf ab, daß ich seinem Kutscher gewiß ein Kopfstück oder wenigstens einen Dreybätzner geben soll. Nach diesem findet sich wieder ein anderer, der bittet mich, ich soll zu ihm aufs Land, auf sein Gut, und er schwört darauf, es soll mich keinen Kreutzer kosten, und läßt mich deswegen auch in seinem eigenen Wagen abholen. Das ist ja artig genug. Einem solchen Freund muß ich ja wieder eine Ehre anthun, wenn er in die Stadt herein kommt. Er fordert eben nichts aus dem

Grund

Grunde eines Rechts, daß ich ihm etwan seine Höflichkeit in meinem Hause wieder vergelten soll, sondern allein, daß ich seinem Kutscher fast eben so viel oder manchmal mehr Trinkgeld geben soll, als ich für eine Miethkutsche bezahlen dürfte, oder daß ich seiner Magd für das Bettmachen einen oder zwey Gulden schenke, nachdem ich eben lange Zeit in seinem Hause gewesen bin. Ein anderer hat einen alten Haasen, den schickt er durch einen Bauer, das ist ja höflich, wenn ich aber die Fracht, Accise und Trinkgeld dafür bezahlt habe, so weis ich gewiß, daß es ein theurer Haase ist. Der einige Unterschied zwischen einen Haasen zu kaufen, und einen geschenkt zu erhalten, ist allein, daß ich des letztern wegen einen Compliment- und Danksagungsbrief schreiben, und also 4 bis 6 Kreutzer Postgeld noch oben drauf bezahlen muß. Deswegen war vor Zeiten ein gewisser Edelmann in Jüttland so listig, das er allezeit, wenn er dem Amtmann ein Paar Hüner verehren wollte, seines Laquaien Liberey anzog, um das Trinkgeld selbsten zu erhaschen; Woferne denn der Amtmann ein raisonabler Mann gewesen, so ist er bey solchen Verehrungen nicht übel gefahren. Es kann einer hier zu Lande daher auch vor lauter Höflichkeiten ruinirt werden: Denn jedes Ding muß groß und viel seyn. Es will immer einer genereuser seyn, als der andere, und wir sind doch alle Bettler. Bis dato habe ich noch das wenigste erfahren, wenn ich einmal im Ehestande bin, so kriege ich schon mehreres zu wissen. Könnte ich

nur

nur eine Braut finden, die eben so gesinnet wäre, als ich, so sollte es ganz gut gehen. Wir wollten fürs erste einander keine unnöthige Geschenke machen. Wir wollten den Priester zu uns kommen lassen, um uns in einiger wenigen guten Freunde Gegenwart zu copuliren, und alsdenn wollten wir hübsch ohne weitere Ceremonien ins Bette gehen. Ich wollte den hernach sehen, der da sagen dürfte, wir wären deswegen keine ächt vermählte Leute, und in allem nicht so gut, als andere, die mit Marcipan und Biscuit im Magen, ins Brautbette springen. Wenn meine Frau in das Kindbette käme, so sollte sie es niemand wissen lassen, so sparten wir dabey das Geld für die Bitter. Es sollte weder der Pfarrer noch der Küster viel dabey zu schmarotzen haben, und alsdenn möchte ich den sehen, der sagen dürfte, mein Kind wäre nicht eben so wohl und so gut getaufft worden, als andere. Der Glockenläuter, der die Leute mit seinen Glocken zu Grabe klingelt, der Grabbeter und die Singschüler sollten nichts zu lärmen haben, dann von meinen Kindern sollte keines nach dem Tact begraben werden; wo findet man aber hier in dieser Stadt ein solches Weib? Die Jungfer Leonora dünkt mich wohl so was klug, deswegen ziehe ich sie auch den meisten andern, die ich kenne, vor. Es ist doch aber an ihrer Aufführung etwas auszusetzen, so daß ich, so oft ich schon Willens war, ihr mein Herz zu eröffnen, noch Anstand hatte, so oft ich ihrer Lebensart nachdenke. Sie sagte mir kürzlich von einem Frauenzimmer, die in diesem

Hause

Hause wohnen soll, und sie beschriebe mir dieselbe so artig, daß ich vor Begierde brenne mit ihr zu sprechen. Es muß aber niemand zu Hause seyn. Der Laden ist geschlossen. Ey, ey, hier kömmt Apicius, der Jungfer Leonora Bruder, ich will fortgehen, denn er ist mir allzeit verdrießlich, entweder schwatzt er närrisch, oder begehrt, ich solle ihm Geld leihen.

(Er geht.)

Der andere Auftritt.

Apicius allein.

Das war, par dieu! billich genug. Laß sehen! eine Hünerfleischsuppe, einen welschen Hahn, eine Schüssel mit Karpfen, eine Schüssel mit Carauschen, eine Mandeltorte, und andre kleine Nebengerichte, für einen Reichsthaler pro Persona. Man kann sein Geld ja nicht besser anwenden, das war auch ein herrlicher rother Wein so klar, so ungetaufft als derjenige von Bourdeaux: der Rheinwein hingegen dünkte mich nicht so gut. Ich konnte gleich, am Geschmack errathen, bey wem er geholt worden. Ich will mich nicht selbst rühmen, iedoch darf ich frey sagen, daß sobald ich einen Tropfen Wein auf der Zunge habe, so kann ich ungefähr sagen, von welchem Weinhändler er ist. Sonst hat mir auch jemand gesagt, daß der Wirt bey der Trauben einen extra guten Wein eingelegt hätte, ich will deswegen hingehen und ihn versuchen. Hätte ich das ganze Jahr durch solche

Tage, als wie diese 8 Tage her an einem Stück, so vertauschte ich meinen Stand nicht mit dem Stande eines Churfürsten. Denn alle Abende speiste ich Haasen, Rebhüner, Phasanen, Austern. Die Austern, die wir gestern hatten, waren treflich, jedoch aber, nicht nach meinem Gusto zugerichtet. Die Austern soll man in keiner andern Brühe als in ihrer eigenen sieden, sonst mag ich sie nicht gar gerne. Ich kann mich über nichts mehrers ärgern, als wenn ich eine gute Speise schlecht zugerichtet sehen muß, als zum Exempel: Wenn ich an die süsse Suppe gedenke, die wir vorgestern auf den schönen Hechten hatten, so möchte ich närrisch werden; denn die waren so schön und lagen so krauß auf der Schüssel, daß auch ein halb todter Mensch bey ihrer Ansicht hätte können lebendig werden. Mich dünkt, dergleichen ist eben so närrisch, als wenn man Syrup in den Caffee thut. Morgen soll ich an ein gewisses Ort hinkommen, wo ich zwar wenig Gerichte, doch aber wohl bereitet, haben werde. Eine gute Grillade, die, (ich garantire dafür) wohl gebraten ist. Eine Schüssel Fisch mit ihrer rechten Brühe. Einen welschen Hahn, der, eh er abgestochen worden, eine halbe Stunde vorher brav im Hof herum gejagt worden, und einen Wein, der gewiß wie die Trauben selbst schmecken wird, denn ich habe einem meiner Freunde, zu seinem Namenstag einen Kranz gemacht, und deswegen tractirt er mich Morgen; die besten Tage im Calender, sind diejenigen wo ein Namenstag ist, sonst, wenn diese nicht wären, könnte

man

man ihn meinetwegen abschaffen, wenn man wollte. Ich will Morgen Vormittag, eh ich dahin gehe, noch einen Spazierritt thun, damit ich desto bessern Appetit bekomme. Hier kömmt aber meine Jungfer Helena.

Der dritte Auftritt.

Apicius und Helena.

Apicius. Nun, wie gehts? liebe Jungfer! Man siehet Sie so selten. Was giebt es guts Neues? In wie vielen Wochenstuben sind Sie diese Woche gewesen?

Helena. So glauben Sie, daß man Ihnen deswegen Rechenschaft giebt?

Apicius. Keine neue Mariagen?

Helena. Ich glaube, Sie bilden sich ein, daß ich nur in der Stadt herum schweife, um Neuigkeiten zu hören? Wollen Sie mich aber fragen, wie viel Ellen Spitzen ich diese Woche durch gewürcket habe? so kann ich eher antworten.

Apicius. Ey, ey, sollten Sie Spitzen würcken? Sie sind dazu allzu vornehm.

Helena. Ich bin nicht besser als Ihre Jungfer Schwester, die Jungfer Leonora.

Apicius. Ey meine Schwester ist schon seit einigen Jahren nicht in der Mode, sie ist nicht gegen Ihnen zu rechnen. Wissen Sie denn nichts Neues?

Helena. Nein. Ich weis nichts.

Api-

Apicius. So will ich Ihnen etwas Neues sagen.

Helena. Was soll das seyn?

Apicius. Die Buben laufen mit einer erst kürzlich gedruckten Wahrsagung auf der Straße herum, daß gegen das Ende der Welt alle Jungfern mit Schürzen von Spitzen gehen sollen.

Helena. Das ist wahr genug. Es steht aber in eben derselben Wahrsagung, daß alle Junggesellen zu eben derselben Zeit sollen blind seyn.

Apicius. Ha, ha, ha! Das nenne ich ein bon mot. Ich will dich dafür küssen, du artiger Schelm!

Helena. Herr Gott! wie grob greifen Sie mich an.

Apicius. Ach! Herzenskind! darf ich nicht ein klein wenig mit meinem kleinsten Finger ihre Brüste betasten?

Helena. Ey, ey! führen Sie sich doch nicht so unverschämt auf.

Apicius. Nur mit dem kleinesten Finger.

Helena. Ich glaube, der Kerl raset.

Apicius. Haben Sie heute Ihren Schnürleib an?

Helena. Nein. Wir machen uns nicht so gemein, mit dem Schnürleib zu gehen, das ist was altfränkisches.

Apicius. Darf ich fühlen, ob Sie den Schnürleib anhaben?

Hele-

Helena. Ey, Potztausend! Ich will es gewiß Ihrer Jungfer Schwester sagen.

Apicius. Gott behüt uns, wie eingezogen die Jungfern hier zu Lande sind; die französischen und englischen sind anders. Wäre nicht manchmal eine Compagnie, wo man Pfänder austheilt, möchte man verschmachten, denn das ist die einzige Gelegenheit, wo man noch einen Kuß davon trägt. Bilden Sie sich ietzo ein, liebe Jungfer, wir theilen Pfänder aus: Was soll der thun, dem dieß Pfand gehört?

Helena. Er soll sein Maul halten und vor sich selbst bleiben.

Apicius. Wie kann eine so hübsche Jungfer ein solch schlecht Urtheil abfassen?

Helena. Ich bin nicht hübsch, mein Herr, denn ich bin weder in Frankreich noch Engelland gewesen. Sind Sie um artige, lustige, hübsche Frauenzimmer, die da zu leben wissen, verlegen, so will ich Ihnen eines recommandiren, die ganz nach Ihrem Sinn ist, und welche sich in der Fasten so liebreich als bey dem Pfandaustheilen erzeigt.

Apicius. Wollen Sie so gut seyn und mich anführen?

Helena. Sie können sich selbst anführen.

Apicius. Es mangelt mir aber ja die Adresse.

Helena. Die können Sie leicht haben. Das ist ein Frauenzimmer, die stets in einem offenen Laden sitzt. Sie dürfen nur ein Paar Groschen 'dran wenden, und eine kleine Galanteriewaare feil

 machen,

machen, so kriegen Sie Waare und Gespräch fürs Geld.

Apicius. Wo wohnt sie?

Helena. Gleich hier neben. Ich bin sonst niemals dort gewesen, als heute, sie umarmete und tractirte mich aber, als ob wir schon viele Jahre mit einander bekannt gewesen wären.

Apicius. Ist sie auch schön?

Helena. Ja, sie ist ziemlich schön.

Apicius. Dieses Frauenzimmer muß ich, bey meiner Treu! einmal sehen.

Helena. Es wird wohl nicht bey einem mal bleiben. Denn sie hat alle diejenige Qualitäten, die Sie suchen, und wovon Sie sagen, daß sie bey keinem hiesigen Frauenzimmer gefunden werden, an sich.

Apicius. Wo wohnt sie aber?

Helena. Ich sagte es ja allererst. Sie wohnt in diesem Hause dort.

Apicius. Das habe ich warlich vergessen.

Helena. Ha, ha, ha! Sie sind schon bestrickt.

Apicius. Verzeihen Sie, Sie betriegen sich. Aber à propos, ist sie auch schön?

Helena. Freylich ist sie schön. Ha, ha, ha!

Apicius. Vexiren Sie mich nicht, Jungfer! Doch, ietzt erinnere ich mich, daß ich vorhin schon darnach fragte.

Helena. Adieu, mein Herr! Glück auf die Reise!

(Sie geht.)

Der

Der vierte Auftritt.

Apicius und Espen.

Apicius. So bald der Laden offen ist, will ich hingehen. Hier kömmt aber Espen zur gelegenen Zeit. Höre Espen! Hast du in diesem Hause dort keine Bekanntschaft?

Espen. Nein, Herr! nicht die geringste.

Apicius. Hast du niemals die Frau im Hause gesehen?

Espen. Nein, weder die Frau noch den Mann.

Apicius. Da ist kein Mann im Hause.

Espen. So ist es wie in vielen Häusern, denn die Weiber sind die Männer, und haben meistens das Regiment. Sie ist aber vielleicht eine Wittwe?

Apicius. Ich bin ganz verliebt in sie.

Espen. Ha, ha! Diese Buhlschaft wird eben so lange dauern, als Ihre andere Liebhabereyen.

Apicius. Das darfst du nicht glauben.

Espen. Ich wette, daß des Herrn sein Herz auf den Abend in einem andern Viertheil der Stadt ist. Ich habe die Ehre Ihr Gemüth zu kennen. Es geht ohngefähr eben so richtig, als die große Marktuhr. Ist dieses Weib aber so angenehm und reizend, daß . . . .

Apicius. Das kann ich eigentlich nicht sagen.

Espen. Zum Henker! was soll das seyn? Sie sind in ein Frauenzimmer verliebt, welches Sie nicht einmal kennen? Ist sie Wittwe oder Jungfer?

Apicius. Dieses kann ich dir auch nicht sagen.

Espen. Sie wollen mich närrisch machen, Herr! Ist sie denn schön?

Apicius. Stell einmal dein verfluchtes Fragen ein. Ich will ein Schelm seyn, wenn ich sie je gesehen habe; in ein Paar Stunden aber will ich sie dir abmalen. Genug, daß ich sage, daß ich ganz in sie verliebt bin.

Espen. Warum verlieben Sie sich nicht auch in des Kaisers Tochter im Mond? Das ist eben so.

Apicius. Die Jungfer Helena, mit der ich kürzlich sprach, erzählte mir ihre Umstände. Komm, wir wollen nach Hause gehen. Ich will ein wenig aufputzen.

(Sie gehen.)

Der fünfte Auftritt.

Pernille und Heinrich.

Pernille. Heinrich! die Frau kömmt. Ich muß den Laden aufmachen. Sieh! da ist sie schon, Sie ging zu Fuß aus, und kömmt in der Portechaise nach Hause zurück. Das ist ein wirkliches Original von einem Weibsbild.

Der sechste Auftritt.

Lucretia steigt aus der Portechaisen, und die Vorigen.

Lucretia. Wie stehts zu Hause? Pernille! Ist jemand hier gewesen, der nach mir gefragt hat?

Per-

Pernille. Niemand. Aber woher kömmt das, daß die Frau so lustig und frölich aussieht?

Lucretia. Ich bin ietzt ziemlich freudigen Humeurs.

Pernille. Das ist mir recht lieb.

Lucretia. Ich bin noch niemals von einer Gesellschaft vergnügter weggegangen, als dießmal.

Pernille. Und woher das?

Lucretia. Der Herr Magister Petronius erzeigte mir so viele Höflichkeiten, daß ich lange an ihn denken werde.

Pernille. Aber, Frau! . . . .

Lucretia. Kein Mensch ist im Stande, einer Person von solcher Artigkeit zuwider zu seyn.

Pernille. Ich dachte nicht, daß ein solcher Philosophus eines Frauenzimmers Herz so bald entzünden könnte. Vielleicht aber sind Sie von seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ganz eingenommen worden?

Lucretia. Ich schere mich nicht viel um seine Gelehrsamkeit.

Pernille. Sie haben Recht. Denn die Gelehrsamkeit hat keine solche Kugeln, womit man eines Frauenzimmers Herz beschiessen kann.

Lucretia. Das ist wie du sagst. Wir waren nicht länger als eine Stunde beysammen, und in der kurzen Zeit . . . .

Pernille. Was that er in der kurzen Zeit?

Lucretia. Er nahm mich beyseite in einen Winkel.

Pernille. Was?

Lucretia. Er küßte meine Hände,

Pernille. Weiter.

Lucretia. Er fiel auf die Knie.

Pernille. Weiter.

Lucretia. Er ließ starke Seufzer von sich aus.

Pernille Weiter. Weiter.

Lucretia. Weiter. Weiter: Was zum Teufel! willst du weiter wissen? Ist das nicht alles was ein ehrlicher Mann in öffentlicher Compagnie thun kann?

Pernille. Das ist nur allzuviel.

Lucretia. Du bist zu keusch, Pernille! Du meynst vielleicht, ich soll es machen, als wie die Heldinn deren Namen ich habe?

Pernille. Was thate diese?

Lucretia. Da sie von einem Mannsbild angefochten wurde, so erstach sie sich selbst mit einem Dolch.

Heinrich. Welch dumme Kuh! Man findet bey iezigen Zeiten, da die Welt politischer worden ist, keine solche Lucretien mehr.

Lucretia. Nein! Wahrhaftig nicht!

Heinrich. Es dünkt mich, es wäre heroischer denjenigen todtzustechen, der einem Frauenzimmer eine Gunstbezeigung abschlägt, wenn es die Noth erfodert.

Lucretia. Du sprichst nicht so dumm. Nun wollen wir gehen und den Laden aufmachen.

(Sie gehen.)

Der

Der siebente Auftritt.

Eraste allein.

Mich verlanget sehr das Frauenzimmer zu sehen, so mir von der Jungfer Leonoren beschrieben worden. Ich habe schon lange nach einem Frauenzimmer von solchem Charakter getrachtet, aber vergebens. Denn die meisten von unserm heutigen Frauenvolk sind übel erzogen, und der Wollust, dem Spielen, und Herumschweifen ergeben; so daß einer, der sich allhier verheyrathet, ein Compagnon der Welt seyn, und hernach mit dem Bettelstabe gehen muß. Jetzt sehe ich aber, der Laden ist offen. Nun will ich hineingehen.

Der achte Auftritt.

Eraste geht in die Bude, und Lucretia sitzt darinn.

Eraste. Gehorsamster Diener, meine wertheste Frau! Ich sollte Ihnen was abkaufen, und ich weis selbsten nicht, was es seyn soll.

Lucretia. Das hat nichts zu bedeuten, mein Herr, Sie sind mir deswegen doch willkommen! Belieben Sie nicht eine Tasse Caffee? Ich trinke allezeit meinen Caffee gern um diese Zeit.

Eraste. Ich sollte glauben, dergleichen Getränk wär Ihnen schädlich, gleichwie er allen traurigen Leuten schädlich ist. So bald ich nur ein Schaälchen trinke, krieg ich gleich eine Engbrüstigkeit, als ob ich eine böse That begangen hätte.

Lucretia. Ey, das ist, meiner Treu! nur Einbildung. - Heinrich! bring eine Schaale Caffee her. Vor einem halb Dutzend Jahren . . . hörte man niemals von dergleichen sprechen. Ich bilde mir ein, es ging also zu: Einer Jungfer war vielleicht einmal zufälliger Weise übel, und glaubte demnach, es käme vom Caffee, worauf denn die ganze Nachbarschaft auf solche Grillen verfallen ist, und seit dem ist die ganze Stadt so dadurch angesteckt, daß den meisten Jungfern nur vom Geruch übel wird. Hier lese ich eine artige Passage in diesem Buch von den Einbildungen.

Eraste. Das sind vielleicht die zwölf geistliche Betrachtungen?

Lucretia. Nein, das ist ein satyrischer Roman.

Eraste. Ey, Gott behüte! lesen Sie in solchen Büchern?

Lucretia. Freylich. Ich lese nichts liebers, als lustige Schriften. Ich habe auch selbsten einige satyrische Verse gemacht, die ich Ihnen weisen wollte, wenn ich sie finden könnte. Sie sucht und singt ein französisches Liedlein.

Eraste. Wie kömmts, daß Sie heute hier im Laden sitzen?

Lucretia. Um der gestrigen Ursache willen.

Eraste. Ihre Jungfer Schwester sitzt ja sonsten im Laden, sie ist auch so still.

Lucretia. Sie müssen dieselbe in der Schule gesehen haben, denn dorten ist sie still, wenn sie aber zu Hause ist, so springt sie über Tisch und Stühle.

Eraste.

Eraste. Nein. Ich meyne Ihre erwachsene Jungfer Schwester.

Lucretia. Ich habe keine die älter ist als sechs Jahr. Um Verzeihung, mein Herr, nun muß ich mein Geld nachzählen, um zu wissen, wie viel ich heute in Cinquille verlohren habe. Sie singt wieder ein verliebt französisches Liedlein.

Eraste. Meine Frau! Ich dachte, ich wollte hier eine Lucretia finden, aber . . .

Lucretia. So fehlten Sie nicht, denn ich heisse auch Lucretia.

Eraste. Die Aufführung accordirt nicht mit dem Namen. Denn Sie gehen nicht in den Fußtapfen derjenigen Lucretiä, wovon Sie den Namen führen.

Lucretia. Das ist auch nicht nöthig, denn diejenige Lucretia war eine dumme Gans. Jetzo ist es nicht mehr Mode, daß man sich selbst todt sticht, um die Keuschheit unverletzt zu behalten.

Eraste. Adieu, alamodische Lucretia!

Lucretia. Adieu, mein Herr Hauspostill!

Eraste. Adieu, keusche Lais!

Lucretia. Adieu, keuscher Joseph!

Eraste. Adieu, Madame la Coquette!

Lucretia. Adieu, Monsieur le Misantrope!

(Eraste geht.)

Der neunte Auftritt.

Lucretia allein.

Einen solchen ungereimten Kerl habe ich mein Lebtage nicht gesehen. Er kommt hieher und zankt

mir die Haut voll in meinem eignen Hause. Ich hätte ihn sollen wegprügeln lassen, damit er ein andermal Respect für das Frauenzimmer hätte. Es scheint, als ob der Lümmel nur hieher gekommen wäre, seinen Zorn an mir auszulassen. Wie übel sind doch die Leute dran, die offne Läden haben, und aller Menschen Grobheiten unterworfen sind. Ich wünschte, ich wäre in einem Kloster eingesperrt, ich finde ohnedem kein Vergnügen in der Welt. Kaum ist man in gutem Humeur, so kömmt der eine oder der andre böse Mensch und bringt einen wieder daraus. Sie schmeißt den Roman unter den Tisch, und setzt sich mit einem geistlichen Buch in der Hand nieder und reimt.

Der zehente Auftritt.

Apicius und Lucretia.

Apicius. Ach! charmante Madame! Es ist eine doppelte Avantage mit Ihnen zu handeln.

Lucretia. Wie so?

Apicius. Man findet bey Ihnen so wohl die besten Waaren, und man kann auch zugleich die Ehre haben mit der artigsten Person in dieser Stadt in einen Discours zu kommen.

Lucretia. Mein Herr! ich bin nicht von den Gesprächigen, und will also auch Ihren Scherz nicht leiden.

Apicius. Ey, ey, meine holdselige Frau! wer hat Sie so von Ihren liebreichen Humeur abgebracht?

Lu-

Lucretia. Mein guter Freund! ich bin allezeit wie iezt.

Apicius. Wer das glaubt, hat ein steinern Herz. Aber, was ist das für ein Buch, worinn Sie studiren? Das sind wohl Molieres Comödien?

Lucretia. Nein. Das ist kein Buch für mich. Worinnen ich hier lese, ist die gekreutzigte Seele.

Apicius. Die gekreutzigte Seele? Ey, ey, von solchen Büchern kann man melancholisch werden.

Lucretia. Nein, nein, man wird eher davon freudig und frölich.

Apicius. Eines theils haben Sie Recht. Denn wenn das Gemüth verwirrt ist, so findet man in dergleichen Büchern ohnfehlbar Trost.

Lucretia. O ja! Man muß aber mit solcher Lesung Maaß halten, denn man kann wirklich melancholisch davon werden.

Apicius. Wozu aber brauchen Sie dieses andere Buch? Dieses ist ja ein satyrischer Roman?

Lucretia. Daraus reiße ich die Blätter und mache Krahmersäcke daraus.

Apicius. Ey! Das ist Sünde, das Buch ist voller nützlichen Scherze.

Lucretia. Ich habe wenigstens kein gesundes Wort darinn gefunden.

Apicius. Es ist nur, wie man es explicirt. Gegen andre solide Bücher kann man es freylich nicht gut nennen.

Lu-

Lucretia. So müssen Sie es nicht mit Aufmerksamkeit gelesen haben, denn wenn man es genau durchliest, findet man einen Haufen Gutes darinnen.

Apicius. Das ist doch seltsam; Sie rühmen und verwerfen Ihre Meynung auf einmal zugleich, und nur darum, weil sie aus eines andern Mund geredet wird. Wenn mir Ihre Holdseligkeit nicht bekannt wäre, so könnte man denken, Sie wären etwas wunderlich. Vielleicht aber, sind Sie heute nicht recht wohl auf?

Lucretia. Nein. Des Freytags Nachmittag pflege ich allezeit gerne Kopfweh zu haben.

Apicius. Dafür weis ich Ihnen einen guten Rath. Lassen Sie sich einen Calender trucken, worinnen kein Freytag steht.

Lucretia. Sie scherzen, aber es ist doch so, wie ich sage. Ich kann darauf schwören, daß ich schon ganz gesund gewesen bin, so bald ich aber gedachte, daß es Freytag ist, so bald hatte ich Kopfschmerzen, daß es schien, als ob man mir meinem Kopf spaltete.

Apicius. Ha, ha, ha! Wie sich die Frauenzimmer stellen können! Sie werden mich niemals glaubend machen, daß dieß Ihr Ernst sey. Ich bin um Ihre Artigkeit allzuwohl unterrichtet, dahero kann ich dergleichen nicht glauben. Nehmen Sie die Masque ab, meine liebe Frau! und seyn Sie gegen mich auch so liebreich wie gegen alle andere Leute. à propos, darf ich heute Ihr Galan seyn, und Sie in die Comödie führen?

Lu-

Lucretia. Nein, mein Herr, das ist meiner Religion zuwider. Ich bin einmal dorten gewesen, aber ich komme nicht mehr, denn ich hörte einmal greuliche Flüche allda. Ich ärgerte mich deswegen so darüber, daß ich es noch nicht vergessen kann.

Apicius. Letztens hörte ich einen gewissen Mann, der eben das sagte, und ich weis doch niemand, der mehr flucht, als er. Ich glaube, es sind in dieser Stadt wenig Häuser, wo in einem Tag nicht mehr geflucht wird als auf dem Theater in den Comödien in einem Monat. Der Unterschied zwischen dem Fluchen und Eidschwüren in den Comödien, und zwischen dem Fluchen und Eidschwüren in den Häusern, bestehet alleine darinnen, daß man in den ersteren nur die leichtfertige und gottlose Menschen vorstellt, in den letztern aber wirklich sind. In den Comödien flucht man selten, und geschiehet es; so ist es nur den Leuten zu zeigen, wie garstig es einem anstehe, außer der Comödie aber flucht man im Ernst, und das oft. Hätte ich allezeit einen Gulden, vor jeden Schwur, den ein Krahmer thut, wenn er darauf schwört, die Elle Tuch koste ihm in Engelland oder Holland mehr, als er sie verkaufe, ich würde ein reicher Mogol seyn. Ich weis aber, daß Sie in diesem wie in andern Dingen nur scherzen.

Lucretia. Ich glaube, der Kerl phantasirt.

Apicius. Ich nicht so viel, wie Sie. Ich zwar, bin lustig, aber Sie sind noch einmal so lustig als ich. Wir wollen einmal deutlich sprechen.

Ich

Ich will Ihnen ein Paar schöne Arien verehren, die erst vor kurzer Zeit componirt wurden, und sie sollen so wohl an der Melodie als an den Wörtern Ihr Vergnügen haben. Die erste geht so: = = Er singt eine Arie und sie liest inzwischen in einem geistlichen Buch. Nun ist die erste zu Ende. Denn da sind nicht mehrere Verse gemacht.

Lucretia. Das ist mir sehr lieb.

Apicius. Die andere Arie geht also: Er singt wieder, sie will fortgehen, er hält sie, endlich aber reißt sie sich los.

Lucretia. Geht fort, Fürwitz!

Apicius. Aber, meine gute Frau!

Lucretia. Aber, mein guter Herr!

Apicius. Misfällt Ihnen an diesen Arien die Form oder die Materie?

Lucretia. Keines von beyden; denn ich habe nicht einmal zugehört.

Apicius. So will ich von neuem anfangen, wofern Sie es verlangen?

Lucretia. Der Kerl macht mich rasend.

Apicius. Ach, mein Engel! plag mich nicht länger. Er will sie küßen, sie giebt ihm eine Ohrfeige, und rufft die Leute im Hause zu Hülfe; die treiben Apicium zum Laden hinaus und schließen den Laden zu.

Der eilfte Auftritt.

Apicius allein.

Nu. Nu. Diesesmal bin ich wacker hinter das Licht geführt worden; kann ich der Jungfer Hele-

na

na wieder einen Possen spielen, so will ich mich dabey sehr vergnügen. Aber es geschicht uns Mannsbildern recht, warum sind wir so leichtgläubig? Könnte ich mich, dummer Tölpel, nicht besonnen haben, daß ein Frauenzimmer nicht gerne ein anderes lobt? Denn wo sie einander lästern, so kann man dem allein Glauben beymeßen, wenn sie aber einander rühmen, so ist es nur auf eine spöttische Art. Ich schäme mich deswegen, ietzo eben so sehr, als ob ich am Pranger gestanden. Wäre eine wunderlichere, närrischere und ungereimtere Weibsperson allhier, so würde mich Jungfer Helena dorthin geschickt haben.

(Er geht.)

Der zwölfte Auftritt.

Lucretia, Pernille und Heinrich.

Lucretia mit einem Stock in der Hand. Ich sehe ihn nicht mehr. Es ist sein Glück, daß er fort ist, denn sonsten hätte ich ihm seinen Rücken geschmiert.

Pernille. Bedenken Sie aber doch, Frau! was Sie thun. Sie ziehen sich durch ihre Aufführung aller Leute Haß zu.

Lucretia. Ich ästimire seinen Haß nicht.

Pernille. Glauben Sie, daß ein solcher junger hitziger Mensch, wie dieser ist, dergleichen Bezeigen vertragen wird? Er wird gewiß Gelegenheit zu seiner Rache suchen, und denn sind Sie für solcher Beleidigung und Verdruß in Gefahr. Er ist

über

über das nicht der erste, mit dem Sie so umgehen. Befleißigen Sie sich ein anderes Leben zu führen, das ist besser als jederman gegen sich anzuhetzen.

Lucretia steht in Gedanken. Ich bekenne es, liebe Pernille! Ja. Ich bin zu weit gegangen; wenn aber die Galle einem überläuft, so . . .

Pernille. So . . so . . Sie müssen Ihre Affecten im Zaum halten, oder Ihren Krahm abschaffen. Sehen Sie einmal unsere Nachbarinn an, sie grüßt alle, die bey ihrem Laden vorbey gehen, ja, sie schmiegt und bückt sich für einem Laquaien, und dadurch lauft jederman zu, und sie hat gute Nahrung.

Lucretia weint.

Pernille. Verzeihen Sie, Frau! daß ich meine Meynung so gerade heraus sage.

Lucretia. Ich verzeihe dir es von Herzen.

Pernille. Alles was ich sage, ist aus Liebe zu Ihnen.

Lucretia. Ich weis es wohl, Pernille! ich glaube es.

Pernille. Und diese Liebe macht mich so kühne.

Lucretia. Schilt so lange du willt, ich habe es verdient.

Pernille. Sie unterstehen sich mit einem Stecken in der Faust, einen bewaffneten jungen Menschen anfallen zu wollen?

Lucretia. Ja. Ich gestehe es, es ist eine verwegene That.

Pernille. Wenn Sie ihn geschlagen hätten, er hätte Sie in der Hitze und Wuth umgebracht.

Lu-

Lucretia. Meynst du das?

Pernille. Ich rathe Ihnen, daß Sie sich in Acht nehmen. Denn er sieht so einem gleich, der gewiß suchen wird sich zu rächen.

Heinrich. Das ist ein Teufelszeug! denn, so fern er Gelegenheit kriegt sich an der Frau zu rächen, so geht es auf mich los.

Lucretia. Ich will mich etliche Tage in meine Kammer einsperren, mitlerweile finden wir etwan Gelegenheit, ihn zu besänftigen.

Heinrich liest. Ich begehre warlich nicht, der Ambassadeur zu diesem Friedenstractat zu seyn.

Lucretia. Heinrich! du mußt dich erkundigen, wo er wohnt.

Heinrich. Das ist so viel! Ich soll zu ihm hingehen und mir Arm und Bein entzwey schlagen lassen.

Der dreyzehente Auftritt.

Die Vorigen und ein Laquai.

Pernille. Was will dieser Mensch?

Lucretia und Heinrich kriechen im Laden unter den Tisch.

Pernille zum Laquaien. Was ist sein Verlangen?

Der Laquai. Ich hab an Sie, meine Frau! diesen Brief vom Herrn Magister Petronius abzugeben.

Pernille. Ich bin nur ihre Magd. Seyd so gut und wartet einen Augenblick, meine Frau

soll gleich kommen. Sie rufft: Frau! Wo sind Sie?

Lucretia. Weswegen rufft du mir? Pernille!

Pernille. Kommen Sie nur hervor, Sie haben dießmal nichts zu befürchten. Hier ist nur der Diener vom Herrn Magister Petronius.

Lucretia. Ach! Nun bin ich wieder bey mir selbst.

Heinrich. Ich war schon todt und begraben, und mich dünkte, ich hörte schon für mich läuten, denn ich dachte, es wär der Pflastertreter, der erst vorhin zornig wegging, wieder hergekommen.

Lucretia liest den Brief, küßt ihn, und sagt zum Laquaien: Ach! mein guter Monsieur! Ich habe noch niemals einen angenehmern Brief als diesen, empfangen. Vermeldet meinen demüthigsten Respect an euren Herrn, und sagt ihm, daß niemand auf der Welt wäre, den ich mehr liebte und hoch achtete, als ihn. Ach, Pernille! Er verspricht heute Abend mit einer Musik vor meine Thür zu kommen. Zum Laquaien. Sagt nur eurem Herrn, ich liebe ihn so innerlich, daß . . .

Der vierzehente Auftritt.

Lucretia, Pernille und Heinrich.

Pernille zu Lucretia. Schämen Sie sich nicht, so eine verliebte Erklärung von sich zu geben?

Lucretia. Was? Du . . . ! Das Mägdchen murret alle Augenblicke. Bald sagt sie, ich seye

zu

zu stolz, bald zu höflich. Ich habe noch kein so wankelmüthiges Mägdchen gekannt.

Pernille. Sie fallen ja von einer Extremität zu der andern. Es hätte nichts gefehlt, als daß Sie sich ohngefähr also erklärt hätten: Sagt eurem Herrn, daß ich bereit bin, ihm die letzte Gunst zu verstatten.

Heinrich zu Pernille. Du bist aber doch auch eine verteufelte Knurrmühle. Ist unsere Frau, nicht Herr über ihren Leib?

Pernille. Das lasse ich gern zu. Deswegen will ich Sie ins künftige thun lassen, alles was ihr gelüstet.

Lucretia zu Pernille. Lies einmal den Brief hier, und sage alsdenn, ob ich nicht Recht habe.

Pernille liest und sagt hernach. Der Anfang ist ja aus einem Roman.

Lucretia. Was?

Heinrich. Pernille hat, meiner Treu, Recht.

Lucretia zu Heinrich. Darfst du einen Brief lästern, den du nicht gesehen oder gelesen hast?

Heinrich. Warum das nicht? Pernillens Gesicht ist mein Wetterglas, wornach ich mich richte. Ihr Naserümpfen weist mir, daß der Brief keine Pfeife Taback werth ist.

Pernille. Er hat wirklich ein Blatt aus der Astrea oder Amadi, abgeschrieben, ha, ha, ha! Je länger ich lese, je mehr spührt man das schulfuchsische Wesen.

Lucretia. Gieb mir den Brief wieder her, damit ich ihn noch einmal lesen kann. Du hast Recht,

Pernille! Der Anfang dünkt mich, als wär er aus des David Schulmeisters Complimentbüchlein. Sie liest weiter. Ha, ha, ha! Dieser Ausdruck ist aus des Peter Schulhalters Magazin. Sie liest weiter, und wirft den Brief auf die Erde. Pfui! zum Teufel! Er muß ein Hauptesel seyn, ein vollkommener Thomas Diaphorius. Das wollte ich ihm unter die Augen sagen.

Pernille. Nu, nu, Frau! halten Sie Maaß, und ereifern Sie sich nicht so stark; das ist der Gelehrten ihre Schreibart.

Lucretia. Ich will wetten, daß ich den ganzen Brief in Talanders politischen Stockfisch finden würde. Pfui! Pfui! Ich will nicht haben, Pernille! daß du seine Partey nimmst.

Pernille. Ich nehme seine Partey nicht, ja vielmehr ist mir sein Brief verächtlich. Es ist weder Safft noch Krafft darinnen. Ich sage nur zu Ihnen, daß Sie es zu bunt machen.

Lucretia. Ey Possen! Possen! Wir wollen hinein gehen. Bey Seite. Dieß Mägdchen ist verteufelt wankelmüthig.

(Sie gehen alle drey.)

Der funfzehente Auftritt.

Eraste allein.

Satyrische Romanen, Comödien, Cinquille, alle Tage Thee und Caffee, Raillerie, verliebte Lieder! Diese Recommendation wär ja gut genug. Sie bedürfte nicht so vieler Qualitäten, eine davon

wär

wär hinlänglich, einem Menschen den Abscheu für sie einzupflanzen. Denn, wenn mir auch ein Frauenzimmer in allen Dingen nach meinem Sinn anständig und artig wäre, und gebrauchte nur Schnupftaback, so möchte ich sie nicht. Der letztern fehlte nichts weiter, daß sie alles vollkommen gethan hätte, als daß sie mit mir auf der Straße getanzt, oder daß sie sich selbst mir angebothen hätte, und wer wüßt es, vielleicht, wäre ich länger bey ihr geblieben, so wär es auch geschehen. Nun bin ich schon vierzig Jahr alt, aber niemals also veriret worden. Ich habe es aber jedoch nicht anders verdient, denn, wenn ich allem recht nachdenke, so kann und will ich gestehen, und vor der ganzen Welt bekennen, daß ich auch in meinen schönsten Kleidern einer von den ärgsten Tölpeln in der Stadt bin. Es ist nur ein Pferdverstand nöthig zu begreifen, daß wenn einer ein Frauenzimmer für den Kopf stößt, daß man sie hernach in Heyrathssachen nicht zu Rath ziehen soll. Jederman wird mich nun auslachen. Mein eigner Diener Christoph darf mich frey einen Narren nennen, ich will es mit Gelassenheit anhören und noch dazu sagen: Christoph! du hast Recht. Hätte die gute Jungfer Leonora dieses einem andern angethan, könnte man es als eine Geschicklichkeit ansehen, sie weis aber, daß ich einer von den stillesten und ehrbarsten Männern hier in der Stadt bin, und daß ich keinen Scherz vertragen kann, sondern mir alles, auch weniger als dieses, zu Gemüth nehme. Ich bin versichert,

daß diese Historie Morgen in der ganzen Stadt ruchtbar seyn, und in jeder Straße verbessert wird, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt. Hier kömmt aber mein Diener Christoph.

Der sechzehente Auftritt.

Eraste und Christoph.

Eraste. Nu, Christoph! Schelte mir nur die Haut voll.

Christoph. Warum das? Herr!

Eraste. Sag die härtesten Wörter, die du weist.

Christoph. Dafür will ich mich wohl in Acht nehmen.

Eraste. Ich will dirs nicht übel ausdeuten.

Christoph. Zum Henker! darauf verlasse ich mich nicht, Herr! Ich könnte darüber in eine üble Gewohnheit gerathen, und Sie einmal schelten, wenn es Ihnen nicht gelegen wär, so wär es alsdenn auf meines Rückens Unkosten.

Eraste. Ich will dir, meiner Treu, allezeit Erlaubniß geben, mich einen Schlingel zu heissen.

Christoph. Ey, das wär Sünde, Sie also zu titluliren.

Eraste. Ich habe durch meine begangene That keinen bessern Titul verschuldet.

Christoph. Was haben Sie denn gethan?

Eraste. Ich habe mich an der Nase herum ziehen lassen. Man hat mir einen Possen gespielt,

wodurch ich in der ganzen Stadt zum Gelächter werden werde.

Christoph. Wer hat Ihnen einen Possen gespielt?

Eraste. Die Jungfer Leonora, des Herrn Apicii Schwester.

Christoph. Auf was Art?

Eraste. Sie wies mich an ein Frauenzimmer, welche alle diejenigen Qualitäten an sich haben sollte, die ich verlange und suche. Ich hatte daher Lust diese tugendhafte Lucretia zu sehen.

Christoph. Heißt sie Lucretia?

Eraste. Ja. Sie stimmt aber nicht mit dem Namen überein, denn ich fand sie leichtfertig, wollüstig, fürwitzig, plauderhaft, mit einem Wort: Das Original war dem Portrait, so mir Jungfer Leonora davon gab, ganz entgegen. Als ich nun ein wenig über sie moralisirte, wurde sie zornig, und jagte mich mit Schimpf von sich.

Christoph. Dieses hätte ich der Jungfer Leonora nicht zugetraut.

Eraste. Sie soll es wahrhaftig nicht umsonst gethan haben. Ich will schon noch Gelegenheit finden Satisfaction zu haben. Warte hier ein wenig, bis ich wieder komme.

Chistoph. Wo wollen Sie hin?

Eraste. Ich will sehen, ob ich ihren Bruder antreffen kann, um ihm nur einige kleine Wahrheiten zu sagen.

Christoph. Bedenken Sie sich, was Sie thun. Sie kriegen einen jungen hitzigen Menschen,

schen, mit dem Sie zu schaffen haben, den das geringste widrige Wort in Glut und Flammen setzt.

Eraste. Desto besser. Ich wünschte, daß er seiner Schwester That vertheidigte.

Christoph. Das ist ein Mensch, der in seinem blühenden Alter, und ganz wüthig ist, wenn er zornig wird.

Eraste. Ich wollte, er würde zornig, so könnte ich desto eher Gelegenheit haben mich zu revangiren.

(Eraste geht.)

Der achtzehente Auftritt.

Christoph allein.

Die Sache ist wirklich nicht von der Beschaffenheit, daß es werth wäre ein großes Wesen davon zu machen. Jedoch läugne ich nicht, daß die Jungfer Leonora, die meines Herrn Gemüth kennt, sehr übel gethan hat. Es ist auch kein Zweifel, daß sie den Possen, den sie meinem Herrn gespielt hat, andern erzählen wird, darüber denn mein Herr überall wird verspottet und ausgelacht werden.

Der siebenzehente Auftritt.

Apicius und Christoph.

Apicius bey Seite. Ich suche der Jungfer Helena ihren Bruder, den Eraste, aber der Teufel möchte ihn finden. Wenn er mir nicht in Gegen-

genwart meiner, seine Schwester ausschilt, so will ich alle meine Galle über ihn ausschütten.

Christoph bey Seite. Ist dieser nicht der Herr Apicius? Er sieht verflucht stürmisch aus.

Apicius bey Seite. Denn ich lasse diesen Handel nicht ungerochen.

Christoph bey Seite. Er ist so zornig als ein Türke.

Apicius bey Seite. Ich will sie lehren, daß sie ein andermal nicht ihren Spott mit einem braven Menschen treibt.

Christoph bey Seite. Er muß mit meinem Herrn auf dem Wege gesprochen haben, weil er so verbittert ist.

Apicius bey Seite. Ich sehe der Laden ist schon geschlossen.

Christoph bey Seite. Er sagt vom Laden. Ich dachte wohl mein Herr hat ihm was ins Ohr gesagt.

Apicius bey Seite. Ich bin warlich kein solcher, der eine Ohrfeige in den Sack steckt.

Christoph bey Seite. Potz tausend! Ists möglich, daß ihm mein Herr eine Ohrfeige gegeben hat? Das Beste ist, ich laufe fort.

Apicius wird Christophs gewahr und sagt: Wer ist hier?

Christoph. Niemand, mein Herr, niemand.

Apicius. So müßt ihr ein Echo oder ein Gespenst seyn?

Christoph leise. Ach ja! wär ich ietzo nur ein

Gespenst, und mein Leib auf eine halbe Stunde nur auf dem Blocksberge.

Apicius. Ey, Christoph! seyd ihrs? Ich hatte nicht die Ehre euch anfangs also gleich zu kennen.

Christoph. Die Ehre ist meiner Seits. Ich bin es aber nicht.

Apicius. Was? Seyd ihrs nicht? Zum Teufel! was ist das für ein Geschwätz?

Christoph. Nein. Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ichs bin.

Apicius. So ist es euer Geist demnach? Ihr müßt ein bös Gewissen haben, weil ihr vor mir also furchtsam seyd.

Christoph zitternd. Ich fürchte mich wirklich eben nicht, aber ich sahe Sie für ein Gespenst an.

Apicius giebt ihm eine Ohrfeige. Sieh hier! zum Beweiß, daß ich kein Gespenst bin.

Christoph. Weswegen schlagen Sie mich? Was habe ich Ihnen zu Leid gethan?

Apicius. Das war nur, euch zu weisen, daß ich kein Gespenst bin.

Christoph. Mein Herr soll es wohl rächen.

Apicius. Hört, Christoph! ihr könnt diese Ohrfeige eurem Herrn wieder geben, und ihn bitten, er soll sie meinetwegen an seine Schwester transportiren.

Christoph. Diese Ohrfeige soll Ihnen theuer zu stehen kommen.

Apicius. Darfst du mir drohen und böse Worte geben? du Schlingel! Sieh, hier sind noch ein Paar andere Ohrfeigen für dich allein.

Christoph schreyt und Apicius geht fort.

Der neunzehente Auftritt.

Eraste und Christoph.

Eraste. Hei, Christoph! Was ists?

Christoph. Das ist keine Kunst fortzulauffen und den andern im Stich zu lassen.

Eraste. Was schwatzest du? Wer läßt dich im Stich? Weswegen weinest du?

Christoph. Ach! Ich kriegte über zehn Ohrfeigen.

Eraste. Von wem?

Christoph. Von dem Bärenhäuter. Ach! hätte ich ihn iezt allein zu packen, da ich allererst Muth kriege, und das Geblüt in mir zu wallen anfängt.

Eraste. Du hättest dich vorher herum schlagen sollen, nun ist es zu spat.

Christoph. Ach Herr! Sie kennen ja meine Natur, ich kann nicht zornig werden, ehe man mich nicht vorher lang aneifert.

Eraste. Auf diese Art merke ich, daß du mehrere Ohrfeigen haben willt, ehe du zornig wirst, mich dünkte, zehn Ohrfeigen könnten das Geblüt eines ehrlichen Kerls schon noch rege machen. Wer hat dich aber geschlagen?

Christoph. Der Herr Apicius.

Era-

Eraste. Weswegen schlug er dich?

Christoph. Ich weis die Ursache nicht besser als ein Kind in Mutterleibe.

Eraste. Ach Herr Jöh! Was ist doch das? die ganze Familie ist im Vorsatz mir Verdruß und Schimpf anzuthun. Dazu wüßte ich keine Ursach, es müßte nur daher kommen, weil ich mich neulich weigerte ihm Geld zu leihen, welches ich ihm doch gerne gegeben hätte, wofern ich es bey Handen gehabt haben würde. Im übrigen begreife ich diesen Handel nicht.

Christoph. So begreife ich es wenigstens. Meine Kinnbacken werden es zwey bis drey Tage fühlen. Sagen Sie mir aber, Herr! recht ernstlich, haben Sie mit Apicius unter Wegs seiner Schwester wegen, gesprochen? denn ich stelle mir für, daß er deswegen so übel mit mir umging

Eraste. Ich schwöre dir drauf, daß ich weder heute noch gestern mit ihm gesprochen habe. Und daher kömmts, daß ich mich nicht darein finden kann. Inzwischen wollen wir nach Hause gehen, ich muß einen andern Degen holen.

(Sie gehen.)

Der zwanzigste Auftritt.

Mag. Petronius mit einigen Musikanten.

Petronius. Kann jemand in Gesellschaften liebreizender seyn, als die Frau Lucretia? Alles, was an ihr ist, lebet. Ist einer hier in der Stadt, der viel mit Frauenzimmern umgehet, so bin gewiß

wiß ichs, und doch bin ich außer diesem niemals verliebt worden. Es ist nicht der Frau Lucretia ihr schönes Angesicht, das mich verliebt macht, nein, sondern ihre Manieren, freyes Wesen, Vertraulichkeit, Demuth, angenehme Mienen, und Lebhaftigkeit, als mit welchen Stücken sie mir meinen Sinn so eingenommen hat, daß ich kaum weis, ob ich auf den Füßen oder auf dem Kopf stehe. Einer meiner guten Freunde lispelte mir neulich ins Ohr: Dieses Frauenzimmer sieht verteufelt verbuhlt aus, ich glaube aber, daß er verteufelt fehlt. Denn so viel ich merkte, ist es nur eine freye Artigkeit. Ich erboth mich gegen sie, ihr heute Abend mit einer dusen Musik eine Ergetzlichkeit zu machen, darauf dankte sie mir sogleich mit einer allerholdesten Miene, daß ich fast närrisch werden möchte, wenn ich daran gedenke. Hört ihr liebe Herren Musici! stellt euch in aller Stille unter die Fenster. Erst müßt ihr eine kleine Aria mit der Viol di Gamba machen, hernach könnt ihr mit den andern Instrumenten spielen. Ich will die Aria selbst absingen, weil ich sie componirt habe. Sind eure Instrumenten gestimmt?

Die Musikanten. Ja! Alles ist fertig.

Petronius. Geht nur ganz nah ans Haus, damit wir die Musik anfangen können, ehe jemand unser gewahr wird.

Die Musikanten. Befehlen Sie nur, wenn wir anfangen sollen.

Petronius. Spielt aber nicht zu laut! Ich will haben, daß sie die Wörter von der Aria höre.

Dann

Denn, unter uns zu sagen, so ist die Composition excellent schön.

Die Musikanten. Das soll geschehen, geehrter Herr! Es ist aber so kalt heute Abend.

Petronius. Sorgt nur deswegen nicht. Man wird euch ins Haus ruffen, und so kriegt ihr eine warme Stube. Ihr kennet dieses Frauenzimmer nicht, sie ist genereus, der Rheinwein wird wie Wasser für euch flüßen.

Der ein und zwanzigstee Auftritt.

Die Musik fängt an mit einer verliebten Aria, welche Petronius absingt. Lucretia guckt zum Fenster heraus, und schüttet den Nachttopf herunter.

Die Musikanten. Zum Teufel! Was ist das?

Lucretia. Ihr Tagdiebe! packt euch! Schämt ihr euch nicht, einen solchen Lärmen vor einer Wittwen Thür zu machen?

Petronius. Das bin ich, Madame! Ich, der Magister Petronius.

Lucretia. Und das bin ich, Lucretia.

Petronius. Ich habe diese Aria zu Ihren Vergnügen componirt.

Lucretia. Und ich habe den Nachttopf herunter ausgeschüttet, um die Hitze Ihres Gehirnes zu temperiren.

Petronius. Kennen Sie mich nicht mehr? Madame Lucretia!

Lu-

Lucretia. Ich, ich kenne Sie sehr wohl, mein Herr Pedant! Sehen Sie, hier ist Ihr närrischer Brief, den Sie mir schickten.

Petronius. Ist daß aber möglich, daß = =

Lucretia. Haben Sie Lust noch einmal getauft zu werden, so können Sie einen Augenblick warten.

Petronius. Das sollt ihr mir theuer genug bezahlen. Leute von meiner Profeßion erdulten dergleichen Beschimpfungen nicht.

Lucretia. Schert euch euren Weg fort, und nehmt euren Seneca zur Hand, und leset das Capitel vom Zorn daraus, so wird es gleich besser mit euch werden. (Sie schließt das Fenster zu.)

Der zwey und zwanzigste Auftritt.

Mag. Petronius und die Musikanten.

Die Musikanten an ihren Armen riechend. Das riecht wahrhaftig gar nicht nach Rheinwein.

Petronius. Desto besser ist es, denn jeder Wein fleckt.

Die Musikanten. Pfui, zum Teufel! das riecht weder nach Wein noch nach Wasser.

Petronius. Ihr Herren! hier ist nichts weiter zu verrichten. Es ist mir leid, daß ich Sie vergebens herbemüht habe.

Die Musikanten. Ey das hat nichts zu sagen, geehrter Herr! geben Sie uns nur unser Geld, so wollen wir gleich gehen.

Petronius. Was? Ihr habt ja nur ein halb Stück gespielt.

Die Musikanten. Das ist nicht unsre Schuld.

Petronius. Auch nicht die meine.

Die Musikanten. Wir haben sechs Thaler accordirt, bezahlen Sie uns diese, so wollen wirs nicht rechnen, daß unsre Kleider verderbt sind.

Petronius. Ich will euch sechs Teufel bezahlen!

Die Musikanten. Kein Geschwätz!

Petronius. Geht zum Lucifer!

Die Musikanten. Ihr könnt selbst dahin gehen!

Petronius. Wie viel begehrt ihr?

Die Musikanten. Sechs Reichsthaler.

Petronius giebt einem von den Musikanten zwey Ohrfeigen und sagt: Sieh! hier sind zwey für dich, weil du der vornehmste bist, die andern können sich jeder mit einer zufrieden stellen.

(Sie schlagen sich mit einander und laufen hinaus.)

Ende der andern Abhandlung.

Die

Die dritte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Apicius und Espen.

Apicius. Er kriegte, ma foi, eine Menge brave Ohrfeigen, ich kann es noch an meinen Händen fühlen, die brennen noch davon.

Espen. Ja, ja, Herr! Ich bin kein Prophet, aber doch wollte ich errathen, was daraus entstehen kann.

Apicius. Was kann daraus entstehen? Meynst du, daß ich mich für einem von ihnen fürchte? Ich will gegen Eraste mit meinem Stock fechten, und ihn will ich seinen bloßen Degen gebrauchen lassen.

Espen. Mit stillen Leuten ist nicht zu scherzen, wenn sie zornig werden, und wenn ich Eraste recht ansehe, so dünkt er mich von solcher Art. Was will aber dieser Knabe?

Der andere Auftritt.

Die Vorigen und ein Knabe.

Espen zum Knaben. Mit wem willt du sprechen?

Der Knabe. Ein Kerl auf der Straße gab mir diesen Brief um ihn Ihnen zu überbringen.

Apicius. Gieb her. Er liest den Brief: "Bist" du ein honetter Mensch, so läßt du dich Abends"

E „um

„um acht Uhr auf dem Thorplatz antreffen, kömmst „du nicht, so halte ich dich für einen Couson. Adieu.

(Der Knabe geht.)

Der dritte Auftritt.

Apicius und Espen.

Apicius. Hörst du das? Was ist hier zu thun?

Espen. Ich will Ihnen einen guten Rath geben, wie sie recht reputirlich davon kommen.

Apicius. Wie da?

Espen. Sie sollen ihm allein ganz stillschweigend auf dem Thorplatz begegnen, und sich mit ihm als ein ehrlicher Mensch herum schlagen. Entweder werden Sie selbst niedergestochen und sterben als ein braver Mann; oder Sie stechen Ihren Gegenpart nieder, und werden dafür mit Reputation gehenkt. Demnach mag es ausfallen, wie es will, so kommen Sie mit Ehren davon.

Apicius. Du redest im Schlafe.

Espen. Ja, hierbey ist nichts anders zu thun. Sie sollten vorher bedacht haben, was Sie thaten.

Apicius. Ey, meynest du, daß ich mich fürchte?

Espen. Das sage ich nicht. Gehen Sie deswegen nur in aller Stille dahin, denn wo Sie es zu jemand sagen, um zu suchen, daß es verhindert werde, so müssen Sie dennoch ein Couson heissen, als ob Sie sich nicht getrauet hätten zu erscheinen.

Aber

Aber hier kömmt Ihre Jungfer Schwester, halten Sie nur gute Mienen.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen und Leonora.

Leonora bey Seite. Wie verliebt wurde nicht der gute Eraste, da er die Galanteriehändlerinn so loben hörte, sie ist auf ein Haar nach seinem Sinn. Ich habe noch kein junges Weib gekannt, die so sparsam, still und eingezogen gewesen wäre, als sie ist. Ich glaube fast, daß sie einander heyrathen. Zu Apicius. Ey, sieh hier, Mon frere! bist du da?

Apicius. Höre, liebe Schwester! Hab ich dir etwas zu Leid gethan, so bitte ich dich um Verzeihung.

Leonora. Ey! Was ist das? Ach! mein Geblüt prophezeyt mir was schlimmes. Sage um Gottes Willen, weswegen nimmst du Abschied?

Apicius. Ich sage nichts. Meine Ehre ist mir lieber. Ich bitte dich nur, so fern du mich als deinen Bruder lieb hast, daß weder du noch jemand anderer heute Abend um acht Uhr auf den Thorplatz kommen soll. Er wendet sich zu Espen. Ist das nicht recht? Kannst du nun sehen, daß mir das Herz am rechten Ort sitzt und ich schweigen kann?

Espen. Ja. Ja. Sie schweigen ziemlich. Sie sagen nur: Halt mich, oder ich thue ein Unglück anrichten.

Leonora. Ach! ich elende Schwester! Ich spüre schon, was das sagen will, weil man sich schlagen soll. Zu Espen. Espen! Ich beschwöre dich, daß du mir die ganze Historie entdeckest.

Espen. Ey, Jungfer! meynen Sie nicht, daß ich eben so gut schweigen könne, als mein Herr? Ich sage nur, daß mein Herr heute Abend um acht Uhr auf dem Thorplatz duelliren soll.

Leonora. Mit wem?

Espen. Das sage ich nicht. Der erste Buchstabe aber ist Eraste.

Apicius. Du Bärenhäuter! Ist das recht, daß du von deinem Herrn so ausplauderst?

Espen. Hören Sie, Herr! wenn Sie A gesagt haben, so können und dürfen Sie auch B sagen. Sie haben Ihrer Jungfer Schwester zum Nachfragen ja selbst Anleitung gegeben. Ein rechtschaffner Cavalier, wenn er duelliren soll, nimmt niemalen Abschied weder von seinem Bruder noch Schwester. Denn zu seiner Schwester zu sagen: Hab ich dir etwas zu Leid gethan? das heißt auf gut Deutsch: Meine liebe Schwester! heute bin ich in Gefahr, entweder selbst ein Unglück zu vollbringen, oder unglücklich zu werden, welches ich dir zwar als ein braver Cavalier nicht sagen sollte, allein, weil mir meine Haut lieb ist, so gebe ich dir allein Anlaß nachzuforschen, worinn die Gefahr bestehe, damit du es in Zeiten hindern kannst. Ich halte dafür, es ist eben so gut, wenn man seinem Gegenpart gerade heraus sagt: Mein Herr! mein Herz sitzt mir in den Hosen, deswegen

wegen bitte ich, Sie halten mich excusirt, weil ich Sie nicht antreffen kann.

Leonora. Das ist ein wackerer Diener, der seinem Herrn anrathet, daß er sich ins Unglück stürzen soll.

Espen. Nein, Jungfer! Sie verstehen mich nicht recht. Ich rathe ihm gar nicht, daß er sich schlagen soll, sondern ich sage nur, weil er schon bey sich beschlossen hat, er wolle duelliren, so soll er duelliren als ein rechtschaffner Cavalier; so wollte ich es machen, wenn ich es wäre. Ich kannte einen gewissen Officier, der alle Cartel annahm. Weil er aber allezeit vorher, ehe er sich schlagen sollte, zu seiner Frauen sagte: Adieu, mein Schatz! ich weis nicht, ob wir einander wieder sehen, so wurde niemalen was draus, denn seine Frau erkundigte sich plötzlich um die Umstände, und verhinderte die Duelle. Hier kömmt aber, bey meiner Treu, Eraste. Nun geht es arg.

Der fünfte Auftritt.

Eraste, Christoph, Apicius, Espen, und Leonora.

Eraste bey Seite. Ich glaube, er hat mein Cartel bekommen. Ist nun ein ehrlicher Blutstropffen in ihm, so läßt er sich um die bestimmte Zeit an bemeldtem Ort antreffen.

Christoph zu Eraste. Herr, vernehmen Sie einmal, was ich im Sinn habe, wenn das Treffen angeht; Ich will zurück hinter Apicius, und ihn

mit meinem Degen in den Rücken stechen, so gewinnen wir gewiß.

Craste. Pfui! Pfui! das taugt nichts. Wir sollen ehrlich und redlich mit einander fechten.

Christoph. Ey, was Ehr- und Redlichkeit? Wenn Sie was übels thun wollen, so ist es ja einerley, auf was Art es geschieht. Wenn wir vom Christenthum oder Gewissen etwas reden wollen, so sollen Sie fein hübsch zu Hause bleiben. Weil aber beschlossen ist, diese beyde Stücke für heute bey Seite zu setzen, müssen wir uns selbst gleich seyn. Wenn ein Dieb sich vorgesetzt hätte eine Kuh zu stehlen, so bekümmerte er sich nicht um die Art, wie sie zu stehlen, sondern nur, wie er sie am sichersten stehlen könne? Wenn ein Wolf, der vorher sein Christenthum und Gewissen auf die Seite geschafft hat, sich vornimmt ein Schaaf zu rauben, (doch, das ist wahr, ein Wolf hat kein Christenthum) ich wollte nur sagen, wenn ein Wolf ein Schaaf rauben will, und stünde aber an es von hinten anzupacken, so würden ihn die andern Wölfe alle für einen Pedanten halten, (ich verstehe, wenn die Wölfe raisonniren könnten). Das ist wirklich etwas unbegreiflich-wunderliches, daß gewisse Leute einen gottlosen Vorsatz christlich auszuführen suchen. Ich meines Theils trachte niemals weder Gott noch Menschen etwas blindes fürzumachen. Wenn ich gottsfürchtig bin, so bin ich gottsfürchtig, bin ich gottlos, so bin ich gottlos, daß es jederman sehen und merken kann. Ich habe oft auf hiesige Officiers

gedacht, wenn sie duelliren wollen, das ist, wenn sie Gottes und des Landes Gesetz übertreten wollen, so beten sie vorher. Was mag unser Herr Gott wohl denken, wenn solche Gebete vor ihn kommen: Herr Gott! weil ich im Sinn habe, meinen Nächsten oder mich selbst, um nichts in Unglück zu stürzen, so bitte ich dich um deinen Beystand dazu.

Eraste. Ey, halt doch inne, mit deinem moralisiren. Ich wills verschwören, keinen lateinischen Laquaien mehr anzunehmen, sie sind, als ob sie närrisch wären.

Christoph. Herr! sehen Sie nicht, wer hier steht?

Eraste. Ja. Das ist der, welchen ich suche. Zu Apicius. Hier können wir unsre Sachen gleich abthun. Heraus, Canaille! wenn du ein ehrlicher Kerl bist?

Leonora. Mord! Mord!

Der sechste Auftritt.

Die Vorigen und Helena.

Helena läuft herein. Was ists? Was ists? Ach! Gott helf uns! Was ist das für ein Unglück! Espen! Christoph! Hindert ihr hier diese beyde nicht; so sollt ihr unter des Henkers Hände kommen.

Eraste und Apicius wollen an einander, die andern mengen sich darzwischen, und treiben sie aus einander.

Eraste zu den Helfenden. Geht ihr nicht auf die Seite; so . . .

Helena zu Eraste. Ach! liebster Bruder! sag mir, was ist die Ursach zu solchem Lärmen?

Eraste zu Helena. Dünkt dich nicht, daß ich Ursach dazu habe? Erstens schickt mich seine Schwester im April, und zweytens prügelt er meinen Diener.

Apicius zu Eraste. Nein, deine Schwester hat mich im April geschickt.

Christoph. Espen! dieses Zeug muß wunderlich in einander hängen. Wir beyde wollen Mediateurs seyn. Hier ist ein Irrthum. Denn beyde geben einander einerley schuld. Herr Eraste, hören Sie! worinn bestehen Ihre Prätensionen?

Eraste. Seine Schwester schickte mich im April.

Espen zu Apicius. Und Ihre Prätensionen?

Apicius. Seine Schwester that mir dergleichen.

Christoph. Worinn besteht das April-schicken?

Eraste. Sie wies mich an ein Weibsbild, von der sie, ich weis nicht was, für Gottesfurcht, Sparsamkeit, Bescheidenheit und Eingezogenheit anrühmte, und da ich zu ihr hinging, so sahe ich, daß sie gottlos, frey, plauderhaft, faul, und närrisch ist.

Espen zu Apicius. Worinn besteht das April-schicken bey Ihnen?

Api-

Apicius. Seine Schwester recommandirte mir ein Weibsbild zur Braut, die nach meinem Sinn, artig, lebhaft, resolut, munter, und mehrers so wäre, da ich aber zu ihr kam, fand ich sie knurrend, geizig, arg, mistrauisch, und dergleichen.

Christoph. Nun ist zu wissen nöthig, wie die Frauenzimmer heissen?

Eraste. Ich weis nicht wie ihr Name ist. Es ist eine Galanteriehändlerinn.

Espen. Und die Ihrige? Herr Apicius!

Apicius. Auch eine Galanteriehändlerinn.

Christoph. Weilen nun in dieser Stadt viele Galanteriehändlerinnen sind, so müssen Sie anzeigen, wo diese beyde wohnen?

Eraste. Die, wovon ich spreche, ist diejenige, welche gleich hieneben wohnt.

Apicius. Und die, von welcher ich sage, ist auch diejenige, welche gleich hieneben wohnt.

Christoph. Verziehen Sie denn ein wenig, Ihr beyde Herren! Nun wollen wir unser Frauenzimmer examiniren. Jungfer Leonora! sagen Sie, von welcher Beschaffenheit fanden Sie diese schöne Helena, um derentwillen dieser trojanische Krieg angefangen hat?

Leonora. Ich fand sie lustig und närrisch, und damals hielte sie einen Roman für ihre Bibel.

Helena. Und da ich bey ihr war, war sie ganz melancholisch, sie seufzete und weinte über ein geistlich Buch.

Leonora. Vor mir war sie geschwätzig, offenherzig und scherzend.

Helena. Und vor mir war sie verschwiegen, geizig, argwöhnisch und präcieuse.

Christoph. Ha, ha, ha! Nun ist der Knoten aufgelößt. Unverständige Leute! Können Sie nicht merken, daß zwey ungleiche Schwestern in einem Hause sind, welche Ursach zu allem diesem Lärmen gegeben haben. Ha, ha, ha!

Der siebente Auftritt.

Die Vorigen und Heinrich.

Heinrich bey Seite. Das Weib kann die Leute des Tages zehenmal närrisch machen. Nun soll ich in meinem schönen Kleid ausgehen, allein darum, weil es schlimm Wetter ist.

Espen zu Heinrich. Höre, Kammerad! Wie viele Töchter habt ihr in eurem Hause?

Heinrich. Da sind nur sechzehen, die aber alle mannbar sind.

Espen. Mich dünkt aber, ich habe niemals mehr als eine im Laden gesehen?

Heinrich. Es sind allezeit alle sechzehen drinnen.

Espen. So müssen sie einander sehr ähnlich seyn?

Heinrich. Was den Leib betrifft, wie ein Tropfen Wasser dem andern gleicht, was aber die Seele betrifft, so sehen sie einander ziemlich ungleich.

Espen. Welche aber, heißt davon Lucretia?

Heinrich. Alle sechzehen heissen Lucretia.

Espen.

Espen. Ey, rede doch ernstlich! Ich will nicht hoffen, daß jemand so ein Narr ist, und giebt sechzehen Töchtern einerley Namen? Sag mir, welche ist die, die immer still ist?

Heinrich. Das ist die älteste.

Espen. Das ist sehr natürlich. Welche ist aber die, so immer lustig ist?

Heinrich. Das ist die älteste.

Espen. Ey, geh auf den Blocksberg! du Spottvogel!

Heinrich. Um dir aus dem Traum zu helfen, so will ich dir meine Worte deutlicher erklären. Es ist in unsrem Laden nur ein Frauenzimmer, in diesem einigen aber sind sechzehen Seelen.

Espen. Was bedeutet dieses verblümte Geschwätz?

Heinrich. Hast du studirt?

Espen. Nein. Ich habe nicht studirt.

Heinrich. So muß ich nach bürgerlichem Stylo mit dir reden. Meine Frau ist etwas wankelmüthig, und zwar solcher Gestalt, daß sie in jeder Stunde ihren Humeur wohl zehenmal ändert. Ich will ihr nichts übels nachreden, weil ich von ihrem Brod esse, denn sonsten wollte ich das Luder mit rechter Farbe abmalen. Ist dieß aber nicht der Herr Magister Petronius? Ey, Potz tausend! ich muß abziehen.

Espen. Warte nur noch ein wenig, ich muß dich noch etwas fragen.

Heinrich. So mache geschwind fort, ich fürchte mich für diesem Magister. Ich will dir alsdenn hernach sagen, warum?

Der

Der achte Auftritt.

Die Vorigen und Mag. Petronius.

Petronius bey Seite. Potz Element! was war das für ein Handel? Ich weis nicht, träum ich oder wach ich? sie nimmt mein Anerbieten mit freundlichem Wesen an, sie bestimmt die Zeit, ich bestelle die Musikanten, und komme um die rechte Stunde hin, in Hoffnung, mich durch eine solche Höflichkeit bey ihr zu recommandiren, jedoch statt eines Kusses oder des geringsten Danks für solche Höflichkeit, kriegte ich Scheltworte und den Nachttopf auf den Kopf. Worüber ich noch dazu (weil ein Unglück selten allein ist) mit den Musikanten einen Handel bekam, Prügel von ihnen davon kriegte, und weil die Patroulle just dazu kam, schleppten sie mich auf die Hauptwache, da ich denn den ersten und letztern bezahlen mußte.

Christoph. Ich will wetten, dieser Mann hat eben die Possen erfahren, gleichwie wir.

Heinrich. Ach! Ach! wär ich zu Hause!

Petronius sieht Heinrich. Das ist, meiner Treu! ihr Kerl. Er zieht Heinrich bey den Haaren. Du sollst mir, wahrhaftig, den Possen bezahlen.

Heinrich. A ‥ A ‥ A ‥

Eraste zu Petronio. Ach, mein Herr, schlagen Sie den armen Menschen nicht also!

Petronius zu den andern. Meine Herren, wenn

wenn die Ursach Ihnen bewußt wäre, warum ich ihn prügle, würden Sie mir helfen drauf klopfen.

Heinrich zu Petronio. Ich habe Sie ja niemalen gesehen.

Petronius. Hast du mich niemals gesehen? Wer war denn derjenige, mit dem ich heute früh sprach? warest du nicht derselbige?

Heinrich. Nein, das war ein Ladenjunge, ich aber bin ein Laquai.

Petronius. Ich sehe wohl, daß du eine Liberey an hast, deswegen hätte ich dich anfänglich fast nicht wahrgenommen. Dienst du nicht bey der artigen Lucretia?

Heinrich leise. Ja. Zuweilen.

Petronius. Du hast eine hübsche Herrschaft?

Heinrich. Zuweilen.

Petronius. Deine Frau ist das raisonableste Frauenzimmer, daß ich je gekannt habe.

Heinrich. Zuweilen.

Petronius. Antworte mir, du Schlingel! dienst du nicht bey ihr?

Heinrich. Ja. Zuweilen.

Petronius. Bist du nicht ihr Ladenjunge?

Heinrich. Ja. Ich bins, Herr!

Petronius. So dienst du ja allezeit bey ihr?

Heinrich. Nein, nur zuweilen.

Petronius. Entweder ist der Kerl boshaft oder dumm? Sahest du, wie ich kürzlich unter ihren Fenstern tractiret wurde?

Heinrich. Ja, Herr! ich sahe es. Hab ich aber Schuld daran?

Petronius. Das ist endlich wahr. Ich prügelte dich in der Hitze unschuldig. Ich sollte mich an ihr selbst rächen, welches auch, ehe ich zu Bette geh, geschehen soll.

Heinrich. An wem wollen Sie sich rächen?

Petronius. An der wackern Lucretia, die gleich hier wohnt.

Heinrich. Diese Lucretia, so den Nachttopf über Sie ausschüttete, wohnt nicht mehr daselbst.

Petronius. Wo wohnt sie, denn?

Heinrich. Das weis ich, warlich, nicht.

Petronius. War dieses dorten nicht eben das Haus, wo man mir so übel begegnete?

Heinrich. Ja. Das war es.

Petronius. War das nicht die Lucretia, die mich mit Harn begoße?

Heinrich. Ja. Aber nicht diese, so ietzo da wohnt.

Petronius. Ist deine Frau demnach ausgezogen?

Heinrich. Nein. Sie wohnt noch dorten.

Petronius. Ey so sollst du ein Unglück kriegen! Willt du mich noch dazu oben drauf vexiren?

Heinrich. Ach! Herr! A . . schlagen Sie mich nicht weiter! Daß die Frau Lucretia ihr Wasser über Ihnen ausgoße, das haben Sie sich selbst zu verdanken.

Petronius. Wie so?

Hein=

Heinrich. Ich beschrieb Ihnen heute früh meiner Frauen Gemüthe, Sie wollten mir aber nicht glauben. Meine Frau hat unterschiedliche Seelen im Magen oder im Herzen; einige davon sind gut, einige davon sind bös. Eine von den guten invitirte Sie dahin, und eine von den bösen bespritzte Sie mit Harn. Deswegen ist es nicht meiner Frauen ihre Schuld, sondern des Herrn Magisters, daß Sie nicht eine halbe Viertelstunde früher kamen, ehe die gute Seele spatzieren ging, und die böse Seele zu der Zeit nach Hause kam, oder daß Sie nicht eine halbe Viertelstunde später kamen, denn vor und nach der Zeit, war sie so gut wie ein Engel. Begreifen sie das?

Eraste zu Petronio. Mein Herr Magister! ich merke es wohl. Dieser Kerl dient bey einer Frauen, die wankelmüthig ist, und mit ihren veränderlichen Humeur auch unter uns hier zu großen Irrthümern Anlaß gegeben hat, daß wir, die wir hier stehen, als zwey vereinigte Familien, dadurch gegen einander in Harnisch gebracht wurden, daher ietzo unser größtes Bestreben dahin geht, wie wir diesen Fehler, den wir aus Irrthum begangen, wieder zu recht setzen.

Petronius. Auf diese Art ist ja dieses Weibsbild im Stand einen Bürgerkrieg in der Stadt aufzutreiben? Ha, ha, ha! Nun vergeht mein Zorn. zu Heinrich. Sieh hier, hier hast du einen halben Gulden, für die Prügelsuppe, die ich dir in der Hitze gegeben. Gehe ietzt nur deines Weges fort.

Hein-

Heinrich im fortgehen. Das ist das beste, ihr Herren, daß wir alle von diesem Lärmen stillschweigen. Denn sonst könnte es zu einer Comödie gemacht werden.

Heinrich will fortgehen, Lucretia kömmt ihm aber entgegen. Er bleibt stehen.

Der neunte Auftritt.

Die Vorigen und Lucretia.

Lucretia zu Heinrich. Du, Heinrich! Du Schlingel! kannst du nicht nach Hause kommen? Mit wem hast du hier zu plaudern?

Petronius. Da ist sie selbst. Nun kann ich mich an ihr rächen.

Eraste. Ey, mein Herr! Es ist nur davon zu lachen. Wir wollen sie nur ein wenig vexiren.

Sie nehmen Lucretia und schieben sie von einem zum andern.

Petronius zu Lucretia. Madame! sind es nicht Sie, die heute die Musik bestellte?

Lucretia. Ja. Das war damals. Aber . .

Helena zu Lucretia. Madame! ists nicht sie, die mir heute Vormittag einen Haufen Höflichkeit erzeigte?

Lucretia. Ja. Das war damals.

Leonora zu Lucretia. Madame! ists nicht sie, die mir heute Vormittag so unhöflich begegnete?

Lucretia. Ja. Das war damals.

Eraste zu Lucretia. Madame! ists nicht sie, die heute so verbuhlt war?

Api-

Apicius zu Lucretia. Madame! ists nicht sie, die heute so keusch war?

Petronius zu Lucretia. Madame! ists nicht sie, die heute die Harnkachel über mich ausschüttete?

Espen zu Lucretia. Madame! sinds nicht sie, die so klug ist?

Christoph zu Lucretia. Madame! sinds nicht sie, die so närrisch ist?

Lucretia weinend. Ach! Ihr lieben Leute! warum gehen Sie so spöttisch mit mir um?

Petronius. Dürft ihr euch wohl beklagen, nachdem ihr solche Händel selbst angestellet? Habt ihr mich nicht selbst auf heute Abend hieher beruffen? Glaubt ihr wohl, daß . .

Lucretia zu Petronio. Mein lieber Herr Magister, ich bitte Sie mit weinenden Augen, verzeihen Sie mir mein Versehen. Sie kamen just zu einer Zeit da mir jemand Verdruß erregte, und wenn mir einmal die Galle überläuft (welches mir doch sehr selten geschieht) so weis ich selbst nicht, was ich thue. Haben Sie doch Mitleiden, mein Herr Magister, und verzeihen Sie mir meine Uebereilung. Ich habe für Ihre Person allzu große Hochachtung, als daß ich Ihnen mir zum Feind machen sollte.

Apicius zu Petronio. So verzeihen Sie ihr denn ihr Versehen.

Petronius zu Lucretia. Madame! Ihre Thränen erlöschen meinen Zorn. Wenn Ihre Reue von Herzen geht, so bin ich schon überwunden.

Lucretia. Sie wissen, Herr Magister, daß ich Sie nicht allein ästimire, sondern auch liebe.

Petronius. Die Liebe wacht wieder auf. Wir wollen die alte Freundschaft wieder erneuern.

Petronius und Lucretia geben einander die Hände.

Eraste. Welche Satisfaction können wir aber diesen beyden Jungfern, für den Tort, den wir aus Irrthum ihnen angethan haben, geben?

Christoph. Lassen Sie mich und Espen, als Mediateurs, reden. Sie wissen, diese Comödie ist gespielt, und aller Comödien Beschluß muß eine Verheyrathung seyn. Wir befinden demnach für gut, daß der Friede auf folgende Art geschlossen wird, daß nämlich, der Herr Eraste sich mit Jungfer Leonoren, und der Herr Apicius mit der Jungfer Helenen verheyrathet. Sind Sie damit vergnügt?

Leonora. Ey, ey! Wie Christoph das Handwerk, die Leute zusammen zu kuppeln, so wohl versteht.

Christoph. Meine werthe Jungfern, verzeihen Sie mir, daß ich so gerade zu gehe. Ich bin bey der berühmten Kupplerinn Agnes, die so schöne Präludia

ludia machen konnte, wenn sie eine Ehe zusammen schmiedete, nicht in der Schule gewesen. Ich weis sonsten schon wie die Mode ist, so wohl bey denen, die um jemand buhlen und anhalten, als auch bey denen, die ihr Jawort geben sollen. Ein Freyer oder sein Commißionair sollen sich allezeit anstellen, als ob man schon viele Jahre eine heimliche Liebe gegen die, die man begehrt, geheget hätte, ungeachtet man sie vorher nie gesehen hat. Oder sie sollen vorgeben ihr Vater oder Mutter wär ihnen im Traum erschienen und hätte gesagt: Mein Sohn, willt du dich verehlichen, so nimm keine andere als diese oder jene Jungfer; oder sie sollen sagen, daß, so bald sie in der Kirche ihr Gebet um eine gute Heyrath verrichten, so stehe ihnen die Jungfer vor den Augen. Die denn, so Ja sagen soll, muß im Gesichte roth werden, und sagen: Mein Herr, das ist eine Frage worauf ich nicht antworten kann. Es ist noch früh mich zu verheyrathen! Ich liebe die Freyheit. Ich kann ohne meine Freunde zu Rath zu ziehen, nichts versprechen. Und da soll eine solche halb zornig und halb schamhaft fortgehen, ohngeachtet sie aus Liebe bersten möchte. Ich meines Theils achte dergleichen unnützliche Ceremonien nicht, wenn ich einmal heyrathen soll, so sag ich nur: Liebes Mägdchen, willt du mich haben? sagt sie Ja, so pack ich gleich an; sagt sie aber Nein, so antworte ich: Adieu, Mademoiselle! Viel Glück anderwärts! Grüße deine Eltern!

Eraste. Hierinn halte ichs mit dir, Christoph! du redest nach meinen Gedanken.

Christoph. Wollt ihr Herren, Herr Eraste, und Herr Apicius diese zwey Jungfern, die hier stehen, haben, zu euren Ehefrauen?

Eraste. Ich hielte es für ein großes Glück, wenn ich Jungfer Leonoren überreden könnte.

Apicius. Ich bin auch mit diesem Vorschlage sehr vergnügt.

Leonora. Du machst deine Sache zu geschwind, Christoph!

Helena. Mich dünkt es, meiner Treue, auch also.

Christoph. Ihr gute Jungfern! macht mich nicht böse. Sie wissen ja, daß ich ein schneller Mensch bin. Schlagen Sie nur gleich ein. Sie sind ja alle einander an Stand und Mitteln gleich, zudem haben Sie diese beyde Herren, wiewohl unschuldig, zur Uneinigkeit gegen einander aufgehetzt, welches denn nicht besser als durch Gegenmariagen und Schwägerschaft zu stillen ist. Allons! geben Sie einander die Hände, ich begehre keinen Kreutzer dafür, ohngeachtet allhier sehr viel Leute sind, welche ganz allein von Kuppelpelzen leben.

Espen. Ich will auch nichts begehren.

Chri-

Christoph. Du hast Recht, Espen! Du hast nicht ein einig Wort gesprochen, sondern bist stets da gestanden wie ein Tölpel. Nun, Courage, Sie stehen ja da, ihr lieben Leute, als ob Sie in der Kirche wären. Nun sehen Sie, ich will helfen. Geben Sie mir nur Ihre Hände, so wohl beyde Herren, als beyde Jungfern. Er legt Apicius und Helenen Hände, und Craste und Leonoren Hände in einander.

Petronius zu Lucretia. Nun, mein Engel! hier ist auch meine Hand, komm, laß dich auch küssen.

Lucretia. Pfui, Herr Magister! Das ist grob.

Petronius. O! pluma levior mulier!

Lucretia. Ich verstehe weder Ihr Lateinisch noch Griechisch.

Petronius. Sie sollen das schon lernen, wenn wir im Brautbette sind.

Lucretia. Mit wem?

Petronius. Mit mir.

Lucretia. O! horribler Pedant!

Petronius. Wollen Sie Ihr Versprechen nicht halten? Madame!

Lucretia. Nein, denn es sind drey Ursachen die mich zurück halten. Erstens habe ich mich bedacht. Zweytens . . .

Petronius. Das ist genug. Ihr Diener, gnädige Frau!

Lucretia. Ihre Dienerinn, gnädiger Herr!

(Sie geht.)

Eraste. Wir wollen nach Hause, um Hochzeit zuhalten.

Petronius. Und ich will nach Hause, und ein Paar Capitel aus Seneca, die mir weisen, wie man den Verdruß dämpfen soll, einnehmen. Zu den Zuschauern. Diese Lucretia könnte generalia, für alle wankelmüthige Weibsbilder seyn.

Ende dieses Lustspiels.



Der

Der verwandlete Bauer.

Ein Lustspiel von fünf Abhandlungen.

Herr Dan. Wilh. Triller im zweyten Theil seiner poetischen Betrachtungen.

Was schlecht gebohren und erzogen,
Vergißt nie, was es sonst gethan.

Die Personen dieses Lustspiels sind:

Barthel, der verwandlete Bauer.

Anna, sein Eheweib.

Jacob Schuster, ein Wirt.

Baron Nilus.

Dessen Secretair.

Dessen Kammerdiener.

Dessen zwey Laquaien.

Zwey Doctores Medicinä.

Einige Trompeter.

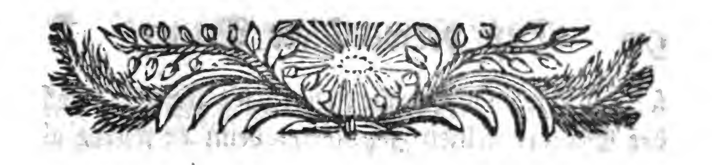
Der Untervogt und sein Weib.

Drey bewaffnete Männer.

Ein Richter mit einem Bedienten.

Zwey Advocaten.

Magnus, ein Bauer.



Der verwandlete Bauer.

Ein Lustspiel in fünf Abhandlungen.

Die erste Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Anna allein.

Fast zweifle ich, ob ein solcher fauler Schlingel wie mein Mann, hier im Dorfe ist? wenn ich ihn auch gleich bey den Haaren aus dem Bette heraus ziehe, so kann ich ihn doch kaum aufwecken. Der Lumpenhund weis nun, daß heute Markttag ist, und doch liegt er dorten und schläft so lang. Unser Pfarrer sagte neulich zu mir: Anna! ihr seyd gegen euren Mann doch allzu hart, er ist und soll doch Herr im Hause seyn; ich antwortete ihm aber: Nein, Ihro Ehrwürden, so ferne ich meinen Mann ein Jahr wollte im Hause regieren las-

sen, so kriegte weder die Herrschaft ihr Gild noch der Pfarrer seinen Zehenden; denn er würde alles, was im Hause ist, versauffen. Sollte ich einen solchen Mann hausen lassen, der im Stand wäre, seinen Hausrath, Weib und Kinder, ja sich selbst für Branntewein zu verkaufen? Auf dieses schwieg der Herr Pfarrer mausestill, und strich sich ums Maul. Der Vogt hält mit mir und sagt: Liebes Weib! gebt nur nicht darauf Acht, was der Pfaffe sagt. Es steht wohl im Catechismo, daß ihr eurem Manne unterthan und gehorsam seyn sollt, aber im Gegentheil steht wieder in eurem Hausbriefe, welcher neuer als der Catechismus ist, daß ihr euren Hof in gutem Stand erhalten, und euer Landgild behörend entrichten sollt, und welches ihr ohnmöglich thun könnet, wofern ihr nicht euren Mann täglich bey den Haaren zur Arbeit zieht und prügelt. Eben iezo zog ich ihn aus dem Bette, und ging heraus in die Scheune zu sehen, wie gearbeitet wird, als ich nun wieder zurück kam, saß er auf einem Stuhl, und schlief, mit den Hosen (reverenter,) an einem Bein, darauf mußte die Carbatsche aus dem Winkel hervor, und mein guter Barthel wurde von mir derb damit geschmiert, bis er vollkommen aufwachte. Denn das Einige, das er noch fürchtet, ist der Meister Erich. (so nenne ich die Carbatsche.) Sie rufft: Hei, Barthel! Hat sich der Lümmel noch nicht angekleidet? Hast du noch einmal Lust, eines mit Meister Erich zu wagen? Hei, Barthel! Hee da!

Der

Der andere Auftritt.

Barthel und Anna.

Barthel. Ich muß ja Zeit haben, mich anzukleiden, Anna! Ich kann doch nicht wie ein Schwein ohne Hosen und Wammes in die Stadt laufen.

Anna. Hättest du dich, du Schlingel! nicht heute früh ankleiden können, da ich dich aufweckte?

Barthel. Hast du den Meister Erich weggelegt? Anna!

Anna. Ja. Ich kann ihn aber gleich wieder finden, wenn du nicht hurtig bist. Her da! Sieh! wie du kriechst. Her da! Du must in die Stadt und zwey Pfund Seiffe für mich holen. Sieh! hier hast du das Geld dazu. Aber höre! wenn du in vier Stunden nicht wieder hier bist, so soll der Meister Erich auf deinem Rücken, polnisch tanzen.

Barthel. Wie kann ich vier Meilen in vier Stunden gehen?

Anna. Wer sagt, daß du gehen sollst, Hahnrey! du sollst lauffen. Nun hab ich dir einmal meine Meynung gesagt, thue, was du willt.

(Sie geht.)

Der dritte Auftritt.

Barthel allein.

Nun geht die Sau hinein und frißt ihr Frühstück, und ich armer Mann soll vier Meilen gehen,

und

und weder etwas Trocknes noch Nasses kriegen. Kann je ein Mann seyn, der so ein verfluchtes Weib hat, wie ich habe? Ich glaube wirklich, sie ist Geschwisterkind mit dem Teufel. Die Leute hier im Dorfe, sagen wohl; der Barthel trinkt: sie sagen aber nicht dabey, warum er trinkt? Ich habe in den zehen Jahren, da ich Soldat war, nicht einmal so viele Prügel bekommen, als ich in einem Tage von meinem bösen Weibe kriege. Sie schlägt mich, der Vogt treibt mich wie ein Vieh zur Arbeit, und der Küster macht mich zum Hahnrey. Sollte ich denn nicht prav trinken? Sollte ich nicht die Mittel gebrauchen, die uns die Natur giebt, die Herzeleide damit zu vertreiben? Wär ich ein Tölpel, so ging mir dergleichen nicht so nah, und so würde ich nicht so trinken, es ist aber eine ausgemachte Sache, daß ich ein kluger Mann bin, deswegen empfinde ich dergleichen mehr als ein anderer, und deswegen muß ich auch trinken. Mein Nachbar, der Stoffel sagt oft zu mir: (weil er mein guter Freund ist) der Teufel fahr in deinen Magen, Barthel, du mußt dich wehren, so wird dein Weib besser. Ich kann mich aber um dreyerley Ursachen wegen nicht wehren, denn erstlich habe ich keine Courage. Fürs andere, ist der vermaledeyte Meister Erich, der hinter dem Bette hängt, und an den mein Rücken ohne Weinen nicht gedenken kann. Und zum dritten, weil ich, ohne mich selbst zu loben, ein Mann von überaus gutem Gemüth und ein guter Christ bin, der sich niemals zu rächen sucht, auch nicht einmal

am

am Küster, der mir doch ein Horn nach dem andern aufsetzt, und dem ich oben drauf alle heilige Feste Opfer gebe, und der nicht dagegen der Ehre werth ist, mir nur der Jahres einmal einen Krug Bier zu geben. Nichts ging mir mehr zu Herzen, als die spitzige Reden, die er mir vergangnes Jahr gab. Denn, als ich damals erzählte, daß ein wilder Ochse, welcher keinen Menschen je gefürchtet hat, einmal vor mir furchtsam wurde, antwortete er: Kannst du das nicht begreifen? Barthel! der wilde Stier sahe, daß du größere Hörner hattest, als er selbst, und hielte deswegen nicht dienlich sich mit seinem Mächtigern zu stoßen. Ich ruffe prave Leute zu Zeugen an, ob solche Reden einem ehrlichen Mann nicht durch Mark und Bein dringen? Ich bin doch so artig, daß ich meinem Weibe noch niemals den Tod gewünschet habe. Im Gegentheil, da sie verwichen die Gelbsucht hatte, wünschte ich, daß sie leben bleiben möchte. Denn weil die Hölle so schon voll von bösen Weibern ist, so könnte sie der Teufel vielleicht wieder zurück schicken, und so würde sie ärger seyn als sie iezt ist. Wenn aber der Küster stürbe, alsdenn wollte ich mich freuen, so wohl wegen meiner als anderer. Denn er thut mir nur Verdruß an, und er ist der Gemeinde zu nichts nützlich. Er ist ein ungelehrter Teufel. Er taugt nicht einmal den schlechtesten Ton zu halten, geschweige ein ehrliches Wachslicht zu gießen. Nein, da war sein Vorfahrer ein anderer Kerl, er schriebe den Glauben unter zwölf Küstern heraus, eine solche

grobe

grobe Stimme hatte er. Einmal satzte ich mich doch gegen ihn auf, und Anna hörte selbsten mit zu, da er mich für einen Hahnrey scholte, und ich zu ihm darauf sagte: Der Teufel mag dein Hahnrey seyn, Küster! Aber was geschah? Der Meister Erich mußte plötzlich kommen, und den Streit entscheiden, und zwar so, daß ich den Küster um Verzeihung bitten und ihm danken mußte, daß er, als ein wohl studirter Mann, meinem Hause die Ehre anthut. Seit der Zeit dachte ich niemals mehr Widerstand zu thun. Ja, ja, Stoffel! du und andere Bauern haben gut zu schwatzen, eure Weiber haben keinen Meister Erich hinter dem Bette liegen. Träfe mir in dieser Welt mein Wunsch ein, so wollte ich, daß entweder mein Weib keine Arme oder ich keinen Rücken hätte. Denn ihr Maul mag sie brauchen so lang sie will. Weil ich hier auf dem Wege bin, will ich zum Jacob Schuster hinein, er giebt mir schon für einen Kreutzer Brannteweín auf Credit. Denn ich muß ja doch etwas haben meinen Durst zu löschen. Hei, Jacob Schuster! Bist du aufgestanden? Mach auf, Jacob!

Der vierte Auftritt.

Jacob Schuster im bloßen Hemde und Barthel.

Jacob. Wer Teufel, will so früh herein?
Barthel. Guten Tag, Jacob Schuster!

Jacob. Guten Tag, Barthel! Du bist heute früh im Feld.

Barthel. Gieb mir für einen Kreutzer Branntewein, Jacob!

Jacob. Gerne. Gieb mir nur den Kreutzer.

Barthel. Den will dir Morgen geben, wenn ich zurück komme.

Jacob. Der Jacob Schuster borgt nicht, ich weis, du hast schon einen oder zwey Kreutzer bey dir, mich zu bezahlen.

Barthel. Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich ein andres Geld bey mir habe, als das, so mir mein Weib gab, um für sie etwas in der Stadt einzukaufen.

Jacob. Du kannst aber leicht ein Paar Kreutzer an den Waaren abbrechen. Was sollst du einkaufen?

Barthel. Zwey Pfund Seiffe.

Jacob. Ey, kannst du nicht sagen, du hättest für ein Pfund einen oder zwey Kreutzer mehr bezahlen müssen, als du bezahlt hast?

Barthel. Ich fürchte, wenn es mein Weib erfährt, so geht es mir übel.

Jacob. Ey Possen! Wo sollte sie das erfahren? Kannst du nicht darauf schwören, daß du alles Geld ausgegeben hättest. Du bist so dumm als ein Vieh.

Barthel. Das ist endlich wahr, Jacob, das kann ich thun.

Jacob. So gieb mir deinen Kreutzer her.

Bar-

Barthel. Sieh hier! Du mußt mir einen zurück geben.

Jacob kömmt mit einem Glas Brannteweinund trinkt dem Barthel zu.

Jacob. Gesegne es Gott, Barthel!

Barthel. Du trankest wie ein Schelm.

Jacob. Ey, ich weis, es ist der Gebrauch, daß der Wirt den Gästen zutrinkt.

Barthel. Ich weis es auch wohl, ich wollte aber, daß der, der die Gewohnheit eingeführt hat, im Quark läge. Deine Gesundheit, Jacob!

Jacob. Großen Dank, Barthel! Du verzehrst den andern Kreutzer schon auch noch, du kannst ihn doch nicht zurück bringen, es wäre denn, daß du ein Glas Branntewein wolltest zu gut haben, wenn du wieder kömmst. Denn ich habe, bey meiner Treue, keine einzele Kreutzer.

Barthel. Das müßte ein Hunsfutt seyn! Soll er verzehrt werden, so muß er gleich verzehrt seyn, damit ich weis, daß ich etwas in Magen bekommen habe, wenn du aber davon trinkst, so bezahle ich nichts.

Jacob giebt ihm noch ein Glas Branntewein, trinkt aber zu erst.

Jacob. Gesegne es Gott, Barthel!

Barthel. Der Himmel erhalte unsre Freunde, und unsre Feinde sollen die schwere Noth kriegen! Das that wohl im Magen. Ach! Ach!

Jacob. Glück auf die Reise, Barthel!

Barthel. Ich bedanke mich! Lebe wohl, Jacob Schuster!

Jacob geht hinein.

Der

Der fünfte Auftritt.

Barthel allein.

Er wird lustig und fängt an zu singen:

Eine weiße Henne und eine bunte Henne,
Die setzten sich gegen den Hahnen ꝛc. ꝛc.
Ach! Dürfte ich noch für einen Kreutzer trinken!
Ach! Dürfte ich noch für einen Kreutzer trinken!

Ich glaube, daß ich es noch thue. Nein! Das würde mir übel bekommen. Könnte ich nur erstlich das Wirtshaus aus dem Gesichte verliehren, so hätte ich keine Noth, es ist aber, als ob mich jemand zurück hielte. Ich muß noch einmal hinein. Jedoch, Barthel! was thust du? Es ist mir, als sähe ich schon meine Anna mit dem Meister Erich in der Hand, auf dem Wege stehen. Ich will fortgehen. Ach! Dürfte ich nur noch für einen Kreutzer trinken! Mein Magen sagt: ich soll. Mein Rücken sagt: ich soll nicht. Wem soll ich nun folgen? Ist nicht mein Magen mehr als mein Rücken? Ich meyne Ja. Soll ich anklopfen? Hei! Jacob Schuster, heraus! Aber mein verzweifeltes Weib ist mir immer vor den Augen. Schlüge sie endlich nur so, daß die Rückenbeine keinen Schaden davon hätten, so fragte ich den Teufel darnach, sie schlägt aber wie : : : Ach! der Himmel helfe mir armen Mann! Was soll ich thun? Zwing deine Natur, Barthel! Wäre dieß nicht eine Schande, daß du

dich um ein lausiges Glas Brannteweín wolltest in Unglück bringen? Nein, es soll dießmal nicht geschehen. Ich muß fort. Ach! dürfte ich nur noch für einen Kreutzer trinken! Es war mein Unglück, daß ich den Geschmack schon angefangen hatte, nun kann ich nicht so gleich wieder davon kommen. Fort, ihr Füße! der Teufel soll euch treiben, wenn ihr nicht geht! Nein, die Canallien wollen nicht. Sie wollen wieder in das Wirtshaus. Meine Glieder zanken sich mit einander. Der Magen und die Füße wollen ins Wirtshaus und der Rücken in die Stadt. Wollt ihr fort, ihr Hunde! ihr Bestien! ihr Schlingel! Nein, der Blitz hol! sie wollen zurück ins Wirtshaus. Ich habe mit meinen Füßen, um sie vom Wirtshaus wegzubringen, mehr Mühe, als meinen alten Schimmel aus dem Stall zu kriegen. Ach! dürfte ich nur noch für einen Kreutzer trinken! Wer weis es, ob mir der Jacob Schuster nicht für einen oder zwey Kreutzer borgt, wenn ich ihn recht viel darum bitte? Hei! Jacob! Noch ein Glas Branntewein für zwey Kreutzer.

Der sechste Auftritt.

Jacob Schuster und Barthel.

Jacob. Ey, Barthel! Bist du schon wieder zurück? Ich dachte auch, du kriegtest zu wenig. Was hilft für einen Kreutzer Branntewein? das kann ja kaum den Hals benetzen.

Bar-

Barthel. Das ist auch also, Jacob! Gieb mir noch für zwey Kreutzer. Vor sich selbst. Wenn ich nur erst getrunken habe, so muß er mir wohl borgen, er mag wollen oder nicht.

Jacob. Sieh! Barthel, hier ist für zwey Kreutzer Branntewein; gieb mir aber das Geld vorhero.

Barthel. Du kannst mir ja leicht borgen, weil ich trinke, wie das Sprüchwort lautet.

Jacob. Wir geben nicht Acht auf Sprüchwörter, mein guter Barthel! Willt du mich nicht vorher bezahlen, so kriegst du keinen Tropfen. Wir haben es verschworen, niemand zu borgen, auch nicht einmal dem Vogt.

Barthel. Kannst du mir denn nicht borgen? ich bin ja ein ehrlicher Mann.

Jacob. Nichts borgen.

Barthel. Da. Hier hast du zwey Kreutzer, du Bettelhund! Nun ists an seinem Ort, trink nur getrost, Barthel! Er trinkt. Ach! Das war gut.

Jacob. Ja. Das kann einen Schelm inwendig erquicken.

Barthel. Das beste ist mit dem Branntewein, daß man so viel Courage darauf kriegt. Nun denke ich nicht mehr weder an mein Weib noch an Meister Erich, so verändert wurde ich durch das letzte Glas. Kannst du das Lied? Jacob!

„Das kleine Cathrinchen und Herr Peter am Tisch. Peteheja.
„Vexirten einander ziemlich frisch. Polemeja.

„Im Sommer singt der lustige Staar. Peteheja.
„Ey, daß die Anna zum Teufel fahr. Polemeja.
„Jüngst ging ich ins Grüne zur lustigen Stund. Peteheja.
„Der Küster der ist ein Lumpenhund. Polemeja.
„Letzt ritt ich meinen Schimmel. Peteheja.
„Der Küster ist ein Lümmel. Polemeja.
„Hört nur meines Weibes Namen. Peteheja.
„Sie heißt, o Pfui! sie soll sich schämen. Polemeja.

Hei, Jacob! dieß Lied hab ich selbsten gemacht.

Jacob. Ey, Plunder! wohl.

Barthel. Der Barthel ist nicht so dumm als du meynest. Ich habe auch ein Liedlein über die Schumacher gemacht, das geht so:

Der Schuster mit Baß und Viol. Philepom, Philepom.

Jacob. Ey, du Narr! das ist über die Spielleute gemacht.

Barthel. Ja, das ist wahr. Höre Jacob! gieb mir noch für zwey Kreutzer Branntewein.

Jacob. Gut! Nun kann ich sehen, daß du ein braver Mann bist, der meinem Hause einen Pfennig zu lösen giebt.

Barthel. Hei Jacob! gieb mir noch für vier Kreutzer.

Jacob. Den Augenblick sollst du kriegen.

Barthel singt wieder:

Die Erde trinkt Wasser.
Das Meer trinkt die Sonne.

Die

Die Sonne trinkt das Meer.
Alles, was auf der Welt ist, trinkt.
Warum soll ich auch
nicht ebenfalls trinken nach aller Gebrauch?

Jacob. Prosit! Barthel!

Barthel. Datte mi.

Jacob. Prosit! halb Part.

Barthel. Obligato, trink nur, caspetto di Bacco, di Bacco, di Bacco, Jo ti wohl gönne.

Jacob. Ey was? Barthel! Ich höre du kannst Welsch sprechen.

Barthel. Ja. Das ist was altes, ich spreche es aber nicht gerne, außer ich habe einen Rausch.

Jacob. Ja, ja. So sprichst du es doch wenigstens alle Tage einmal?

Barthel. Ich bin zehen Jahr unter der Maliz gewesen, und sollt ich das nicht wissen?

Jacob. Das weis ich wohl, Barthel! Wir sind ein Paar Jahr mit einander im Feld gewesen.

Barthel. Das ist wahr. Nun erinnere ich mich erst. Du wurdest ja einmal aufgehenkt, da du bey Mantua wegliefest.

Jacob. Nein. Ich hätte beynahe hengen sollen, ich kriegte aber Pardon. Das Beynahe hilft manchem Kerl.

Barthel. Das war Schade, daß du nicht gehenkt wurdest. Jacob? Warest du aber nicht in der Action am Berge? Du weist es wohl selbsten.

Jacob. Ey, ey! Wo ist der Ort, wo ich nicht mit gewesen bin?

Barthel. Ich werde der Franzosen ihre erste Salbe nicht vergessen. Ich glaube, damals fielen auf einmal 3000 wo nicht 4000 Mann, era il Diavolo. Jacob! du kannst dichs vielleicht noch wohl erinnern? Ich kann nicht negaren, daß ich in der Battagli Paura hatte.

Jacob. Ja, ja. Das Sterben kömmt einem hart an. Man ist so fromm, wenn man gegen den Feind geht.

Barthel. Freylich. Freylich. Ich kann nicht begreifen woher das kommen kann? Ich lag damals und las die ganze Nacht vorher in Davids Psalmen, ehe die Schlacht anging.

Jacob. Deswegen wundre ich mich, da du vorhin ein so tapferer Soldat warest, daß du dich ietzo von deinem Weib so coujoniren läßt.

Barthel Ich? Hätte ich sie nur hier, so solltest du sehen, wie ich sie bastonaren würde. Noch ein Glas, Jacob! ich hab noch acht Kreutzer übrig, wenn diese versoffen sind, so trink ich auf Borg. Gieb mir auch einen Krug Bier.

(Er singt.)

In Leipzig war ein Mann.
In Leipzig war ein Mann.
In Leipzig war ein lederner Mann.
In Leipzig war ein lederner Mann.
In Leipzig war ein Mann.
Der Mann nahm eine Frau. ꝛc, ꝛc.

Jacob. Prosit! Barthel!
Barthel. Hei! He . . . i! He . . . i!

Dei,

Deine Gesundheit, meine Gesundheit, aller guten Freunde Gesundheit! He . . . i! He . . . i!

Jacob. Willt du nicht des Vogts Gesundheit trinken?

Barthel. Ja, ja. Gieb mir nur noch für einen Kreutzer, der Vogt ist ein wackerer Mann. Wenn wir ihm einen Thaler in die Ficke stecken, so verschwört er vor der Herrschaft seine Seligkeit, daß wir das Gild nicht geben könnten. Nun will ich ein Schelm seyn, wenn ich mehr Geld habe. Du borgst mir schon für ein oder zwey Kreutzer?

Jacob. Nein, Barthel, du kannst ietzo nicht mehr vertragen. Ich bin kein Mann, der seine Gäste in seinem Hause mit Gewalt überredet, mehr zu trinken, als sie leiden können. Lieber wollte ich meine Nahrung mißen, als so etwas thun. Das wäre Sünde.

Barthel. Hei! Noch für einen Kreutzer.

Jacob. Nein, Barthel, ich gebe dir nichts mehr. Bedenke, daß du einen langen Weg für dir hast.

Barthel. Hundsfutt, Carogna, Bestia, Schlingel! Hei, he . . . i, Hei . . . i . . i!

Jacob. Lebe wohl, Barthel! Glück auf die Reise! (Jacob geht ab.)

Der siebente Auftritt.

Barthel allein.

Ach Barthel! du bist besoffen wie eine Bestie. Meine Füße wollen mich nicht mehr tragen. Wollt ihr

ihr stehen oder nicht? ihr Canaillen! Hei sa! Wie viel ists? He, Jacob Schuster! du Hundsfutt! Ha! noch für einen Kreutzer. Wollt ihr stehen? ihr Hunde! Der Teufel hol, ob sie stehen wollen. Dank, Dank, Jacob Schuster! Gieb nun ein frisches her. Höre Kammerad! Wo ist der Weg nach der Stadt? Steh! sag ich. Ey sieh, die Bestie ist voll. Du soffest wie ein Schelm, Jacob! Ist das für einen Kreutzer Branntewein? . . . Du missest wie ein Türke.

Mittelst er so schreyt fällt er nieder und schläft ein.

Der achte Auftritt.

Barthel, der Baron Nilus, dessen Secretarius, dessen Kammerdiener und zwey Laquaien.

Der Baron. Es scheint, als ob wir dieses Jahr eine fruchtbare Erndte haben werden, sieh einmal, wie dick die Gerste steht.

Der Secretair. Ja, Ihro Gnaden! es ist wahr. Allein, es scheint auch, daß das Schaaf heuer nicht mehr als fünf Gulden gelten wird.

Der Baron. Das hat nichts zu bedeuten. Die Bauern stehen in guten Zeiten doch allezeit besser.

Der Secretair. Ich weis aber nicht, gnädiger Herr, wie es doch kömmt, es mögen so gute Jahre seyn, als es immer will, so klagen die Bauern doch stets, und wollen Korn zum säen haben.

haben. Wenn sie etwas haben, so trinken sie desto mehr. Hier wohnt ein Wirt in der Nachbarschaft, der den Bauern gewaltig zur Armuth hilft, einige sagen, er thue Salz ins Bier, damit sie, je mehr sie trinken, je durstiger werden.

Der Baron. Den Kerl müssen wir abschaffen. Was liegt aber hier? Das ist ja ein todter Bauer. Man hört nichts als Unglück. Gehe einer hin und sehe, wer er ist.

Ein Laquai. Das ist der Barthel, der das böse Weib hat. He! auf Barthel! Er wacht nicht auf, wir mögen ihn rütteln und schütteln, wie wir wollen.

Der Baron. Laßt ihn nur liegen. Ich will eine Comödie mit ihm spielen. Sonst wißt ihr allerhand Inventionen, könnt ihr ietzo nichts erdenken, daß mich divertiren möchte?

Der Secretair. Mich dünkt, es wäre lustig genug, wenn man ihm einen Kragen von Papier um den Hals machte, oder seine Haare abschnitte.

Der Kammerdiener. Und mich dünkt, es wäre noch lustiger, wenn man sein Gesicht mit Dinte überschmierte, und ihn nackend auszöge, um hernach zu sehen, was sein Weib mit ihm vorhaben würde, wenn er in solcher Positur nach Hause käme.

Der Baron. Das ist gut genug, aber was gilt es? Michel hat was anders erdacht, das lustiger ist. Sage deine Meynung, Michel!

Der Laquai Michel. Ich dächte, man sollte ihn ganz auskleiden, und in des gnädigen Herrn bestes Bette legen, und des Morgens denn, wenn er aufwacht, sollten wir alle uns gegen ihm anstellen, als ob er der gnädige Herr wäre, damit er nicht wissen kann, wie es mit ihm ist. Und wenn wir ihn hernach überredet haben, daß er glaubt, er seye unser Herr; so sollten wir ihm wieder einen solchen starken Rausch, wie er ietzt hat, beybringen, und ihn wieder in seinen alten Kleidern, auf diesen Misthaufen legen. Wenn diese Lustbarkeit mit Verstand vollführt wird, so wird sie eine wunderliche Wirkung geben, und der Barthel wird sich einbilden, es habe ihm entweder von solchen Herrlichkeiten geträumt oder er seye wirklich im Paradies gewesen.

Der Baron. Michel! Michel! du bist ein großer Kerl, deswegen hast du große Anschläge. Wenn er aber darunter aufwachte?

Michel. Da bin ich versichert, Ihro Gnaden, daß das nicht geschieht. Dieser Barthel ist in diesem Dorfe der dickste Schläfer. Verwichenes Jahr probirte man es, denn man hefftete ihm eine Raquete auf das Genick, als sie nun angezündet wurde und los floge, wachte er deswegen doch nicht auf.

Der Baron. Nun so bleib es denn bey Michels Einfall, schleppt ihn nur fort, legt ihm ein fein Hemde an, und tragt ihn in mein bestes Bette.

Ende der ersten Abhandlung.

Die

Die andere Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Barthel liegt in des Barons Bette auf einem Stuhl. vor dem Bette hängt ein Schlafrock von Drapd'or. Barthel wacht, wischt sich die Augen, sieht sich überall um und erschreckt sich, er wischt sich seine Augen wieder, greift sich auf den Kopf und kriegt eine mit Gold gestrickte Nachtmütze in die Hände, er wischt seine Augen mit Speichel, wendet die Nachtmütze hin und her und beschaut sie, er sieht das feine Hemde an, den Schlafrock und alles was im Zimmer ist, er macht wunderliche Geberden, inzwischen wird leise musicirt, worauf Barthel die Hände faltet und weint, da die Musik zu Ende, sagt er:

Ey! Was ist doch das? Welche Herrlichkeit! und wie bin ich dazu gekommen? Träum ich oder wach ich? Nein, ich bin ganz wachend. Wo ist mein Weib? Wo sind meine Kinder? Wo ist mein Haus? und wo ist Barthel? Alles ist ja verändert, ich selbst auch mit. Ey, ey! Was ist doch das? Er rufft leise und furchtsam. **Anna, Anna, Anna!** Ich glaube, ich bin im Himmel, **Anna!** und das ganz unverschuldet. Aber, bin ichs selbst? Mich dünkt, Ja, mich dünkt auch, Nein. Wenn ich auf meinen Rücken fühle, der noch gelb und blau von Schlägen ist, wenn ich mich selbst reden höre, wenn ich an meinen hohlen Zahn greife, so dünkt mich, ich bins. Hingegen, wenn ich meine Mütze sehe, mein Hem-

Hemde, alle diese Herrlichkeiten die mir hier für Augen sind, und wenn ich diese hübsche Musik höre, so will ich ein Hundsfutt seyn, wenn ich mir einbilden kann, daß ichs bin. Nein, ich bins nicht, ich will tausendmal eine Canaille seyn, wenn ichs bin. Träume ich aber nicht? Ich glaube, Nein. Ich will probiren und mich in Arm zwicken, spüre ich es nicht, so träume ich, thut es mir weh, so wache ich. Er zwickt sich in Arm. Ja, ja, ich fühle es, ich wache, ich wache gewiß, das kann mir niemand disputiren. Denn, wachte ich nicht, so könnte ich ja nicht . . . iedoch wie kann ich wachend seyn, dafern ich alles recht bedenke, es kann ja nicht anders seyn, ich muß Barthel seyn. Ich weis ja, daß ich ein armer Bauer bin, ein Lümmel, ein Schlingel, ein Hahnrey, eine hungerige Lauß, eine Made, eine Canaille, wie kann ich nun einem Kaiser oder großen Herrn auf einem Schloß gleich seyn? Nein. Das ist ein Traum. Das beste ist, ich gedulte mich, bis ich aufwache. Die Musik fängt von neuem an, und Barthel weint wieder. Ach! Kann man aber dergleichen im Schlaf hören? Das ist ja nicht möglich. Ist das ein Traum, so wollte ich, daß ich nicht mehr aufwachte, und bin ich toll, so wollte ich, ich würde nimmer klug. Denn ich will den Doctor, der mich curiren wird, citiren lassen, und auf den fluchen, der mich wird wachend machen. Aber ich bin weder träumend noch toll. Ich kann mich ja alles erinnern was mir wiederfahren ist. Ich erinnere mich ja, daß mein seliger Vater, Hanß, und meines Vaters

Va-

Vater Barthel war. Mein Weib heißt ja Anna, ihre Carbatsche der Meister Erich, meine Söhne, Hanß, Stophel und Barthel. Aber sieh! nun kann ich sehen, daß ein anderes Leben ist, das ist das Paradies, das ist im Himmel; vielleicht hab ich mich gestern bey dem Jacob Schuster zu todt getrunken, und kam darauf plötzlich in den Himmel. Das Sterben muß doch nicht so schwer seyn, als man sich einbildet, denn ich spürte nichts davon. Nun steht vielleicht eben in dieser Stunde unser Herr Pfarrer auf der Canzel und hält meine Leichpredigt und sagt: Ein solches Ende kriegte unser Barthel, er lebte als ein Soldat, und starb als ein Soldat. Man kann disputiren, ob ich zu Wasser oder zu Land gestorben; denn ich ging ziemlich voll aus der Welt. Ach Barthel! das ist anders, als vier Meilen nach der Stadt zu laufen, um Seiffe zu holen, anders, als auf dem Stroh liegen, anders, als Prügel von deinem Weib, und anders, als Hörner vom Küster. Ach! Ach! in was für eine Glückseligkeit sind nicht deine mühsamen sauren Tage verwandelt! Ach! ich muß für Freuden weinen, absonderlich, wenn ich nachdenke, daß mir alles dieses so unverdient wiederfährt. Nur eins steckt mir noch im Kopf. Ich bin so durstig, daß meine Leber an einander klebt, würde ich mich lebendig wünschen wollen, so wäre es allein darum, daß ich einen Krug Bier kriegte, meinen Durst zu löschen. Was nützt mich alle diese Herrlichkeit für Augen und Ohren? wenn ich aufs neue von Durst ster-

ben

ben sollte. Ich denke noch daran, was der Pfarrer oft sagte, daß man im Himmel weder hungerig noch durstig seye, und über das, daß man darinnen alle seine verstorbenen Freunde anträf. Ich möchte aber hier Durstes halber verschmachten. Ich bin auch ganz allein. Ich sehe ja keinen Menschen. Wenigstens sollte ich doch meinen Schwäher antreffen, er war so ein rechtschaffner braver Mann, der nicht einen Kreutzer nach seinem Tode der Herrschaft schuldig blieb. Ich weis auch viele andere, die eben also gelebet haben, warum soll ich allein in den Himmel kommen? dahero kann dieß nicht der Himmel seyn. Was kann es aber sonst seyn? Ich schlafe nicht, ich wache nicht, ich bin nicht todt, nicht lebendig, nicht toll, nicht klug. Ich bin der Barthel, ich bin nicht der Barthel. Ich bin arm, ich bin reich, ich bin ein elender Bauer, ich bin Kaiser . . A . . A . ., helft, helft, helft!

Auf dieses Geschrey kommen einige herein, die inzwischen zugehört und gelauert haben, wie er sich anstellt.

Der andere Auftritt.

Barthel, des Barons Kammerdiener, und ein Laquai.

Der Kammerdiener. Glückseligen Morgen, gnädiger Herr! Hier ist der Schlafrock, wenn Sie belieben aufzustehen. Michel! hole doch den Lavor und ein Handtuch.

Bar-

Barthel. Ach gestrenger Herr Kammerdiener, ich will gerne aufstehen, ich bitte aber demüthig, man wolle mir nichts übels thun.

Der Kammerdiener. Gott bewahre uns! Sollten wir Ihro Gnaden was übels thun?

Barthel. Ach! wollt ihr nicht so gut seyn, und mir, ehe ihr mich todt schlagt, sagen, wer ich sey?

Der Kammerdiener. Wissen Ihro Gnaden nicht, wer Sie sind?

Barthel. Gestern war ich der Barthel, heute aber . . . Ach! ich weis nicht was ich sagen soll?

Der Kammerdiener. Das sehen wir gerne, daß der gnädige Herr heute in so lustigen Humeur ist, daß es Ihnen zu scherzen beliebt. Aber, ey! behüte Gott! warum weinen Ihro Gnaden?

Barthel. Ich bin nicht Ihro Gnaden. Ich kann meine Seligkeit drauf verschwören, daß ich es nicht bin. Denn so viel ich mich erinnern kann, so bin ich der Barthel Schweinigel und ein Unterthan des Herrn Baron Nilus. Wollt ihr mein Weib kommen lassen, so sollt ihr hören, daß es also ist, wie ich euch sage, sie soll aber den Meister Erich nicht mitnehmen.

Der Laquai. Das ist schlimm, was ist doch dieses? Der gnädige Herr muß noch schlummern; Sie pflegen ja niemals so zu scherzen.

Barthel. Ob ich schlummere oder nicht, ist mir warlich unbewußt, das aber weis ich, und kann es sagen, daß ich ein Unterthan des Herrn

Baron

Baron Nilus und Barthel Schweinigel bin, und daß ich mein Lebtage nie weder Graf noch Baron gewesen.

Der Kammerdiener zum Laquaien. Michel, was bedeutet dieses? Ich fürchte, unser gnädiger Herr ist krank worden.

Michel. Ich halte dafür, er geht im Schlaf, denn das geschieht oft, daß die Leute vom Bette aufstehen, sich ankleiden, reden, essen und trinken, und sind doch im Schlaf.

Der Kammerdiener. Nein, Michel, ich merke, der gnädige Herr phantasirt schon. Lauft geschwind und holt den Doctor = = Ach! Ihro Gnaden, schlagen Sie sich dergleichen Gedanken aus dem Sinn. Ihro Gnaden setzen das ganze Schloß dadurch in Schrecken. Kennen Sie mich nicht? gnädiger Herr!

Barthel. Ich kenne mich nicht einmal, wie soll ich euch kennen?

Der Kammerdiener. Ach, ists möglich? Soll ich dergleichen von Ihro Gnaden hören, und Sie in solchem Zustand sehen? Ach! unglückliches Schloß, das mit solchen Betrübnissen heimgesuchet wird! Können Sie sich nicht erinnern, gnädiger Herr, was Sie gestern thaten, als Sie auf die Jagd ritten?

Barthel. Ich bin niemals weder ein Jäger noch Spuhrhund gewesen, denn ich weis, daß es eine Stockhaus Arbeit ist. Keine einige Seele wird mir beweisen können, daß ich nur einen Haa-

sen

sen in meines gnädigen Herrn Wäldern je gejagt hätte.

Der Kammerdiener. Ey, gnädiger Herr, ich war gestern ja selbst mit auf der Jagd.

Barthel. Gestern saß ich bey Jacob Schustern und trank für zwölf Kreutzer Branntewein. Wie kann ich auf der Jagd gewesen seyn?

Der Kammerdiener. Ach! gnädiger Herr, ich beschwöre Sie auf meinen bloßen Knien, lassen Sie solches Geschwätz fahren. Michel! ist jemand zum Doctor gelaufen?

Michel. Ja. Ich habe zu zweyen geschickt, sie werden gleich kommen.

Der Kammerdiener. Wir wollen dem gnädigen Herrn den Schlafrock anziehen, denn es kann vielleicht seyn, wenn er in die Luft kömmt, daß es besser wird. Beliebt, Ihro Gnaden, den Schlafrock anzuziehen?

Barthel. Herzlich gern. Ihr könnt mit mir thun was ihr wollt, wenn ihr mich nur nicht todt schlagt. Denn ich bin so unschuldig, als ein Kind im Mutterleibe.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen und zwey Doctores.

Der erste Doctor. Unterthäniger Diener, gnädiger Herr! Wir hören zu unserm großen Leidwesen, daß Sie unpaß sind.

Der Kammerdiener. Ja, geehrter Herr Doctor! unser gnädiger Herr ist in betrübten Umständen.

Der andere Doctor. Wie ist Ihnen eigentlich? gnädiger Herr!

Barthel. Recht wohl. Ich bin nur allein noch durstig, auf den Branntewein, den ich gestern bey Jacob Schustern trank. Wollt ihr mir nun einen Krug Bier geben und mich gehen lassen, so könnt ihr Herren Doctors, euch meinetwegen aufhängen, denn ich habe keine Arzney nöthig.

Der erste Doctor zum andern. Das heißt recht phantasirt, Herr Collega!

Der andere Doctor. Je stärker die Phantasie ist, je balder ist sie zu Ende. Wir wollen den Pulß fühlen. Sie fühlen Bartheln an den Pulß. Quid tibi videtur? Domine Frater!

Der erste Doctor. Ich glaube, es wäre gut, wenn man gleich eine Ader öffnete.

Der andere Doctor. Diese Gedanken habe ich nicht, denn dergleichen wunderliche Schwachheiten muß man auf eine andere Art curiren. Zu Bartheln. Sie haben vielleicht einen wunderlichen und furchtsamen Traum gehabt, der das Geblüt in Regung gesetzt und das Gehirn verwirret, daß Sie sich daher einbilden, Sie wären ein Bauer? Wir müssen trachten, den gnädigen Herrn mit demjenigen zu divertiren, welches Ihnen am meisten ergetzt. Zum Kammerdiener. Geb er ihm die Speisen und Wein, die ihm zum besten schmecken,

und

und laß er die Stücke vor ihm musiciren, die er zum liebsten hört. Hier läßt sich eine lustige Musik hören.

Der Kammerdiener. Das war ja des gnädigen Herrns Leibstück?

Barthel. Vielleicht ist man hier allzeit so lustig?

Der Kammerdiener. So oft es Ihro Gnaden beliebt, Sie geben ja uns allen Kost und Lohn.

Barthel. Das ist aber doch erzt wunderlich, daß ich mich nicht erinnern kann, was ich vorhin that.

Der erste Doctor. Diese Krankheit, gnädiger Herr, bringt dieses mit sich, daß man allzeit vergißt, was man vorher gethan hat. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren, einer meiner Nachbarn, durch starkes Getränk so verkehrt wurde, daß er sich zwey Tage lang eingebildet, er hätte keinen Kopf.

Barthel. Ich wollte, daß der Herr Vogt auch so dächte, er muß aber eine Krankheit haben, die dieser ganz zuwider ist. Denn er bildet sich ein, er habe einen großen Kopf, ohngeachtet es nicht also ist, denn man kann es aus seinen Urtheilssprüchen wahrnehmen.

Sie lachen alle.

Der andere Doctor. Das ist uns ein Vergnügen, dem gnädigen Herrn so zuzuhören. Jedoch aber, wieder auf die Historie zu kommen, so lief er die ganze Stadt durch einander, und fragte jederman, ob niemand seinen Kopf, den er

verlohren, gefunden hätte? Er kam aber hernach glücklich wieder zu sich selbst, und ist ietzo Küster in Thorenberg.

Barthel. Das hätte er ja auch wohl werden können, wenn er gleich keinen Kopf gehabt hätte.

Sie lachen alle.

Der erste Doctor. Herr Collega! Können Sie sich nicht erinnern, was vor zehen Jahren mit einem gewissen Mann paßirte? der bildete sich ein, sein Kopf wäre voller Fliegen, und niemand konnte es ihm ausreden, bis ihn ein vernünftiger Medicus auf folgende Art curirte. Er legte ihm ein Pflaster auf den Kopf, das war über und über mit todten Fliegen bestreuet, nach einigem Zeitverlauf zoge er ihm dasselbe wieder herunter und zeigte ihm die todten Fliegen, da glaubte der Kranke plözlich, diese Fliegen wären aus seinem Kopfe gezogen, und wurde darauf gesund. Von einem andern Mann hörte ich auch, der nach einem langen Fieber auf die Grillen verfiel, daß wo er sein Wasser abschlagen würde, so würde das Land überschwemmet werden. Diese Gedanken konnte man ihm nicht aus dem Kopfe bringen, denn er sagte, er wollte für das gemeine Beste sterben. Er wurde aber folgender Weise zu recht gebracht; Man schickte jemand zu ihm, als ob es von Commandanten der Stadt wäre, der mußte ihm sagen, daß weil man sich in der Stadt einer Belagerung wegen fürchte, und nicht genug Wasser in den Stadtgräben wäre, ob er dieselbe füllen wollte, um dem Feind den Zugang zu verwehren, worüber der

Kran-

Kranke so froh wurde, daß er seinem Vaterland und sich selbst dienen konnte, und wurde dadurch seines Wassers und seiner Krankheit los.

Der andere Doctor. Ich kann noch eine andere Historie anführen, die in Italien paßirt ist. Ein Edelmann kam einstmals in ein Wirtshaus; als er nun allda gespeist hatte, und in das Bette gehen wollte, hing er seine goldne Kette, die er um den Hals zu haben pflegte, an die Wand. Der Wirt gab darauf genau Achtung, begleitete ihn zu Bette, und wünschte ihm eine geruhige Nacht, als er nun glaubte, der Edelmann schlief, schlich er sich in die Kammer, und stahl sechzig Glieder von der Kette, die er hernach wieder an die Wand hing. Als nun der Edelmann des Morgens aufstund, ließ er sein Pferd satteln, und sich ankleiden. Da er aber die Kette um den Hals hängen wollte, sah er, daß fast die Helfte daran fehlte, er fing demnach an zu schreyen und zu ruffen, er wäre bestohlen worden. Der Wirt stand indessen aussen vor der Thür, und laurte, lief aber geschwind zu ihm hinein, und stellte sich als ob er ganz erschrocken wäre, schrie: Ach! welche Veränderung! welche erschreckliche Veränderung! Da der Edelmann ihn fragte, was ihm also entsetze? antwortete der Wirt: Ach, gnädiger Herr! Ihr Kopf ist heute noch einmal so groß als er gestern war. Worauf der Wirt einen Vergrößerungsspiegel, der jedes Ding doppelt so groß wieß als es an sich selbst ist, hervor zog. Der Edelmann, seinen Kopf noch einmal so

groß, als wie sonsten, sehend, fing an zu weinen und sagte: Ach! nun weis ich die Ursach, warum meine Kette so kurz wurde. Wornach er sich zu Pferde setzte, und den Kopf in den Mantel wickelte, damit ihn niemand sehen sollte. Man sagt, daß er sich seitdem etliche Tage her zu Hause aufhalte, und sich diese Grillen nicht aus dem Gehirn jagen könne, sondern glaube, die Kette wäre nicht kürzer, sondern der Kopf größer worden.

Der erste Doctor. Solcher Einbildungen halber giebt es eine Menge Exempel, ich erinnere mich, daß ich auch von einem gehört habe, der sich einbildete, seine Nase wäre zehen Ellen lang, und er warnete jederman, der ihm begegnete, daß sie ihm nicht allzu nahe kommen sollten.

Der andere Doctor. Der Herr Collega hat gewiß auch die Historie gehört, von einem Mann, der fest glaubte, er wäre todt. Ein junger Mensch ließ sich von den Gedanken einnehmen, daß er glaubte, er wäre todt, dahero legte er sich in einen Sarg, und wollte weder essen noch trincken. Seine Freunde stellten ihm diese Thorheit zu Gemüthe, und wandten alle Kräfte an, ihn zu bewegen, daß er essen sollte, aber alles vergebens, denn er wiese sie mit Lachen ab, und sagte zu ihnen: Es wäre wider alle Regeln, daß die Todten essen und trinken sollten. Endlich unterstand sich ein vornehmer Medicus, ihn auf eine seltsame Art zu recht zu bringen. Er nahm einen Kerl, der sich auch für todt ausgeben mußte, den brachten sie mit großem Gepränge an eben den Ort, wo der kranke

junge

junge Mensch lag. Diese zwey lagen demnach lang bey einander und sahen einander an. Kurz hernach fragte der Kranke den Hingebrachten, warum er dahin gekommen? welcher denn antwortete: weil er todt sey. Darnach verfolgten sie ihre fernere Reden und fragten einander um die Art ihres Todes, welches sie einander auch weitläuftig erzählten. Darauf kamen einige, die dahin bestellt waren, und brachten dem fremden Kerl zu essen, der sich denn in seinem Sarg empor hobe, und mit Appetit fraß und zum andern sagte: Willst du nicht auch bald speisen? Der kranke junge Mensch verwunderte sich über diese Frage und wollte von ihm wissen, ob es einem Todten gezieme zu essen? Der fremde Kerl aber gab zur Antwort, daß wo er nicht speisen würde, könnte er nicht mehr todt seyn. Deswegen ließ sich jener von diesem überreden, und speiste zu erst mit ihm, hernach schlief er, und stand auf und kleidete sich an, und machte dem andern so lang alles nach, bis er wieder zu sich selbst kam und so gescheid wurde, als er vorhin war. Dergleichen Exempel könnte ich mehrere anführen; So ist es auch mit Ihro Gnaden beschaffen, daß Sie sich einbilden, Sie wären ein armer Bauer. Schlagen Sie sich aber diese Gedanken nur aus dem Sinn, so werden Sie gleich wieder wohl auf seyn.

Barthel. Kann das aber möglich seyn, daß es eine Einbildung ist?

Der Doctor. Ja, freylich! Nun haben Sie aus den erzählten Historien gehört, was die Einbildungen thun können.

Barthel. Bin ich denn nicht der Barthel Schweinigel?

Der Doctor. Nein, nein.

Barthel. Ist also die böse Anna nicht mein Weib?

Der Doctor. Nein. Das gar nicht! Ihro Gnaden sind ja ein Wittwer.

Barthel. Ist das also auch eine Einbildung, daß sie eine Carbatsche hat mit Namen Meister Erich?

Der Doctor. Lauter Einbildungen.

Barthel. Ist das auch nicht wahr, daß ich gestern hätte in die Stadt gehen sollen um Seiffe einzukaufen?

Der Doctor. Nein.

Barthel. Auch nicht, daß ich das Geld beym Jacob Schuster versoff?

Der Kammerdiener. Der gnädige Herr war ja den ganzen gestrigen Tag mit uns auf der Jagd.

Barthel. Ists auch wahr, daß ich kein Hahnrey bin?

Der Kammerdiener. Ihre Frau Gemahlinn ist ja schon vor einigen Jahren gestorben.

Barthel. Ach! Nun erkenne ich meine Thorheit. Ich will nicht mehr an den Bauernstand denken, denn ich kann mir fürstellen, daß mich ein Traum in solchen Irrthum gebracht hat. Das ist doch

doch wunderlich, wie ein Mensch auf solche Gedanken verfallen kann.

Der Kammerdiener. Wollen Ihro Gnaden nicht ein wenig im Garten herumspazieren, inzwischen wollen wir das Frühstück aufsetzen.

Barthel. Ja, ja. Es muß aber geschwind geschehen, denn ich bin so wohl hungrig als durstig.

Ende der andern Abhandlung.

Die dritte Abhandlung.

Der erste Austritt.

Barthel der in des Barons Kleidern aus dem Garten kömmt, und den Kammerdiener und Secretair bey sich hat. Ein kleiner Tisch ist gedeckt, und Trompeter im Zimmer. Ha, ha! Der Tisch ist schon gedeckt!

Der Kammerdiener. Ja, gnädiger Herr! alles ist fertig, wenn Sie niederzusitzen belieben.

Barthel sitzt an den Tisch, die andern stehen hinter seinem Stuhl, und lachen über seine Unarten wenn er mit allen Fünfen in die Schüssel greifft, und über Tisch rülpßet. Er beschmutzt sich die Finger, und schmiert sie am Kleid ab.

Der Kammerdiener. Welchen Wein, befehlen Sie, den Sie haben wollen?

Barthel. Ihr wißt ja selbsten wohl, was für einen Wein ich sonsten allezeit des Morgens trinke.

Der Kammerdiener. Das ist der Rheinwein, welchen Sie sonst zum liebsten trinken. Wenn er aber Ihro Gnaden ietzo nicht beliebt, so können Sie einen andern kriegen.

Barthel. Der Rheinwein ist sauer. Ihr könnt ein wenig Meth darein thun, so wird er gut. Ich trinke gerne süß.

Der Kammerdiener. Hier ist Canariensect, wenn er dem gnädigen Herrn schmeckt?

Barthel. Das ist ein guter Wein. Prosit allen! So oft er trinkt, blasen die Trompeter.

Barthel. Hei ihr Kerls! merkt auf! Noch ein Glas Carnaliensäcke, hört ihr? zum Secretair. Woher hast du den Ring, den du hier am Finger hast?

Der Secretair. Ihro Gnaden gaben mir ihn selbsten.

Barthel. Das erinnere ich mich nicht mehr, gieb mir ihn wieder zurück, ich muß ihn dir in der Trunkenheit gegeben haben. Dergleichen Ringe verschenkt man nicht so leicht. Ich will hernach ein wenig nachsehen, was ihr sonsten noch bekommen habt. Das Gesinde soll nichts als Kost und Lohn haben, ich kann darauf schwören, daß ich nicht weis, ob ich euch jemalen etwas à parte verehrt habe, denn, warum sollte ich das thun? Dieser Ring ist ja über zehen Gulden werth. Nein, nein, ihr guten Leute! nicht so. Nein, das geht nicht an. Ihr müßt euch eurer Herrschaft Unwissenheit und Trunkenheit nicht so zu Nutz machen. Denn wenn ich besoffen bin, so könnte

ich

ich gar meine Hosen weggeben, wenn ich aber den Rausch ausgeschlafen habe, so fordre und nehme ich meine Verehrungen zurück. Ich würde bey Anna, meinem Weibe übel anschmecken. Doch, was sage ich? Jetzt verfalle ich in die vorige Gedanken, und erinnere mich nicht, wer ich bin. Gieb mir noch ein Glas Carnalisecft! Profit allen! Die Trompeter blasen wieder. Ihr Kerls! merkt, was ich sage, das kann euch künftighin zum Unterricht dienen; Wenn ich einem des Abends in Trunkenheit etwas schenke, daß er mirs des Morgens drauf wieder zurück giebt. Wenn das Gesinde mehr kriegt, als es auffreßen kann, so werden sie hochmüthig und fragen nicht viel nach der Herrschaft. Zum Secretair. Wie viel Lohn hast du?

Der Secretair. Ihro Gnaden haben mir allzeit, des Jahrs zweyhundert Thaler gegeben.

Barthel. Du sollst ins künftige zweyhundert Teufel statt zweyhundert Thaler haben. Welche große Werke thust du für zweyhundert Thaler? Ich muß selbst wie ein Esel schleppen, und von Morgen bis Abend in der Scheune arbeiten, und kann kaum . . . . Sieh! nun kommen schon wieder die verfluchten Baurengrillen. Gieb mir noch ein Glas Wein! Er trinkt und die Trompeter blasen. Zweyhundert Thaler! Das heißt ja seiner Herrschaft die Haut über die Ohren abziehen. Hört, wißt ihr was, ihr guten Kerls! Wenn ich abgespeist habe, so bin ich willens euch alle, einen nach dem andern im Hof aufzuhenken. Ihr müßt

wissen,

wissen, daß mit mir in Geldsachen nicht zu scherzen ist.

Der Kammerdiener. Ach! Ihro Gnaden! Wir wollen alles zurück geben, was wir von Ihro Gnaden gesammlet haben.

Barthel. Ja, ja, Ihro Gnaden! Ihro Gnaden! Die Complimente sind heuer wohlfeil. Ihr wollt mich nun wieder mit euren Ihro Gnaden gut machen, bis ihr alles Geld fortgenommen habt, alsdenn werdet ihr wohl meine Ihro Gnaden bleiben wollen. Ihr Kerls! ihr schwatzt nicht, wie ihr es meynet. Das Maul sagt wohl Ihro Gnaden, das Herz aber, Ihr Narr? Ihr Bediente seyd eben so wie der Abner, der kam und den Roland grüßte und sagte: Viel Glück, mein Bruder! und stieß ihm zugleich den Dolch ins Herz. Glaubt mir, glaubt mir, daß Barthel kein Narr ist.

Sie fallen auf die Knie und bitten um Gnade.

Barthel. Steht nur auf, bis ich abgespeist habe, alsdenn will ich sehen, wie es eigentlich ist, und welche verdient haben, daß ich sie aufhenke, oder nicht? Nun will ich mich lustig machen. Wo ist mein Untervogt?

Der Kammerdiener. Er ist draussen vor dem Zimmer.

Barthel. Laßt ihn gleich herein kommen.

Der

Der andere Auftritt.

Die Vorigen. Der Untervogt kömmt herein in einem mit silbernen Knöpffen besetzten Rock.

Der Untervogt. Haben Ihro Gnaden etwas zu befehlen?

Barthel. Nichts, als daß du hängen sollst.

Der Untervogt. Ich habe ja nichts Böses gethan, Ihro Gnaden! Warum soll ich hängen?

Barthel. Bist du nicht der Untervogt?

Der Untervogt. Ja, Ihro Gnaden! ich bins.

Barthel. Und du fragst, warum du hängen sollst?

Der Untervogt. Ich habe aber Ihro Gnaden so treu und redlich gedient, und ich bin in meinem Amt so fleißig gewesen, daß mich Ihro Gnaden, sonst allezeit vor Ihren andern Bedienten gelobt haben.

Barthel. Freylich bist du in deinem Amt fleissig gewesen, das kann man ja an deinen silbernen Knöpffen auf dem Rock sehen. Wie viel Lohn hast du jährlich?

Der Untervogt. Funfzig Thaler.

Barthel hin und her spazierend. Funfzig Thaler! Ja. Du mußt gleich hängen.

Der Untervogt. Ach! Ihro Gnaden! Es kann ja für eines ganzen Jahres mühsame Dienste nicht weniger seyn.

Barthel. Eben deswegen sollst du hängen, weil du jährlich nur funfzig Thaler hast. Du hast

Geld

Geld zu silbernen Knöpfen auf dem Rock, zu Manchetten, zum Haarbeutel und nur jährlich funfzig Thaler? Mußt du nicht also mir armen Mann stehlen? Denn, wo sollte es sonst herkommen?

Der Untervogt fällt auf die Knie. Ach! Ihro Gnaden, schonen Sie meiner um meines armen Weibes und meiner kleinen Kinder willen.

Barthel. Hast du viele Kinder?

Der Untervogt. Ja, Ihro Gnaden! ich habe sieben lebendige Kinder.

Barthel. Ha, ha! Sieben lebendige Kinder? Fort! häng ihn auf.

Der Secretair. Gnädiger Herr! ich bin ja kein Henker.

Barthel. Was du nicht bist kannst du noch werden. Du siehst ohnehin zu allerhand aus. Wenn du ihn ietzt gehenkt hast, so will ich selbst hernach dich henken.

Der Untervogt. Ach! Ihro Gnaden! ist denn kein Pardon zu hoffen?

Barthel hin und her spazierend, setzt sich wieder nieder zu trinken, steht wieder auf, und sagt: Funfzig Thaler, ein Weib und sieben Kinder. Will dich niemand aufhenken, so will ichs selbst thun. Ich weis wohl, was ihr Vögte für Kerls seyd. Ich weis, wie ihr mit mir und andern armen Bauern umgegangen seyd. Ey! Nun kommen die verfluchten Baurengrillen schon wieder. Ich wollte sagen; Ich kenne euer Wesen und eure Handthierung so gut, daß ich selbst ein Untervogt seyn könnte, wennes seyn sollte. Ihr kriegt den Kern

von

von der Milch, und die Herrschaft, einen Dreck, (mit Zucht zu sagen.) Ich glaube, wenn die Welt noch länger steht, so werden die Untervögte noch Junker, und die Junker werden noch Untervögte. Wenn ein Bauer euch oder euren Weibern was in die Ficke giebt, so heißt es hernach, wenn man zur Herrschaft kommt: Dieser arme Mann ist fleißig und willig genug, unterschiedliche Unglücke aber verhindern ihn, daß er nicht bezahlen kann. Er hat schlimmes Erdreich, sein Vieh ist schäbig worden, und mehrerley auf diese Art, und die Herrschaft muß sich alsdenn mit solchem Geschwätz abspeisen lassen. Glaub mir, du guter Kerl! ich lasse mich nicht also bey der Nase herum ziehen. Denn ich bin selbst ein Bauer, und eines Bauern Sohn. Ey, sieh! Nun kommen die närrischen Einfälle wieder. Ich sage, ich bin selbsten ein Bauernsohn, denn Abraham und Eva, unsre erste Eltern, waren Bauerleute.

Der Secretair fällt auch auf die Knie und sagt: Ach, gnädiger Herr! Haben Sie doch Barmherzigkeit mit ihm, um seines armen Weibes willen, denn von was soll er hernach leben, um Weib und Kinder zu ernähren.

Barthel. Wer sagt, daß er leben soll? Man kann ihn ja aufknüpffen.

Der Secretair. Ach, gnädiger Herr! Er hat ein so artiges schönes Weib.

Barthel. So! Du bist vielleicht in sie verliebt, weil du dich ihrer so annimmst? Laßt sie herein kommen.

Der

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen und des Untervogts Weib.

Barthel. Bist du des Untervogts Eheweib?

Das Weib küßt ihm die Hand, und sagt: Ja, Ihro Gnaden!

Barthel betastet ihre Brust. Du bist schön. Wilt du heute Nacht bey mir liegen?

Das Weib. Ihro Gnaden haben in allem zu befehlen, denn ich bin in Ihren Diensten.

Barthel zum Untervogt. Erlaubest du es, daß ich heute Nacht bey deinem Weib schlafe?

Der Untervogt. Ich danke Ihro Gnaden, daß Sie meinem geringen Hause eine solche Ehre erweisen wollen.

Barthel. Gebt Acht! Setzt ihr einen Sessel her, sie soll mit mir speisen.

Das Weib setzt sich an Tisch, ißt und trinkt mit.

Barthel welcher auf den Secretair eifersüchtig wird und sagt: Du sollst übel anlauffen, wo du nach ihr siehst.

> So oft Barthel den Secretair ansieht, wendet dieser die Augen von ihr ab und sieht auf die Erde. Barthel, indem er mit des Untervogts Weib bey Tische sitzt, singt er ein verliebtes altväterisches Liedlein. Barthel tanzt mit ihr einen polnischen Tanz, und fällt, weil er ganz besoffen ist, dreymal auf die Erde, das viertemal endlich bleibt er liegen und schläft ein.

Der

Der vierte Auftritt.

Der Baron und die Vorigen.

Der Baron. Nun schläft er ganz dick. Nun haben wir das Spiel gewonnen, wir haben uns aber am meisten genarrt. Denn er hatte im Sinn hart mit uns zu verfahren, wodurch wir entweder, wo wir es zugelassen hätten, die Historie verderbt haben würden, oder wir wären von dem groben Knollfinken übel tractirt worden. Aus seiner Aufführung kann man lernen, wie trotzig und hochmüthig solche Leute werden, die so zu reden, aus dem Pfifferling plötzlich zur Ehre und Herrlichkeit gelangen. Hätte ich nun selbst auch eine Person in dieser Comödie mit gespielt, so hätte es dahin kommen können, daß er mich etwan geprügelt hätte, und so wäre es eine verwirrte Historie worden, zudem hätten die Leute mich mehr als den Bauer auslachen können. Das sicherste ist, wir lassen ihn noch ein klein wenig hier schlafen, ehe wir ihm wieder seine Bauerkleider anziehen.

Michel. Ey, gnädiger Herr, er schläft schon ziemlich stark, sehen sie einmal! ich kann auf ihn schlagen, und er spürt es doch nicht.

Der Baron. Tragt ihn hinaus und macht es ein Ende.

Ende der dritten Abhandlung.

Die vierte Abhandlung.

Der erste Austritt.

Barthel liegt auf dem vorigen Misthaufen in seinen alten eignen Kleidern, er wacht und rufft: Holla! He . . i Secretair! Kammerdiener! Laquaien! noch ein Glas Carnalisecft. Er sieht sich um und wischt seine Augen, greift auf seinen Kopf und kriegt seinen alten Huth in die Hand. Er wischt abermal seine Augen aus, und beschaut den Huth an allen Orten. Er betrachtet seine Kleider und beginnt sich selber zu kennen und sagt: Wie lange war Abraham im Paradies? Nun kenne ich, aber leider! alles wieder, mein Bette, meine Juppe, meinen alten Hahnreyhuth, und mich selbst. Das ist anders, mein guter Barthel! als Carnalisecft aus einem vergoldeten Glas zu trinken, und bey einem Tisch zu sitzen, wo Laquaien und Secreterer hinter dem Stuhl stehen. Das Gute währet, leider! niemals lange. Ach! Ach! Daß ich mich, der ich vor kurzer Zeit ein gnädiger Herr war, nun in solchem elenden Zustand sehen muß! Mein prächtiges Bette ist in eine Mistgrube verwandelt, meine goldne Mütze in einen alten Hahnreyhuth, meine Laquaien zu Schweinen, und ich selbst bin wieder verwandelt von einem gnädigen Herrn zu einem dummen Bauer. Ich meynte, wenn ich wieder aufwachen würde, so sollte ich goldene Ringe an meinen Fingern finden, sie sind aber mit etwas anders, reverenter, beschmiert. Ich meynte, ich wollte mei-

meine Bediente zur Rechenschaft stellen, nun muß ich selbst aber meinen Rücken zurichten, weil ich, wenn nach Hause komme, Rechenschaft von meinem Verhalten geben soll. Ich meynte, wenn ich aufwachen würde, so könnte ich nach einem Glas Carnalisect langen, aber ich langte hier nach einem Gänsedr. mit Respect. Ach! Ach! Barthel! deine Wohnung im Paradies war sehr kurz, und deine Freude war bald zu Ende. Wer weis es aber? vielleicht kann mir eben das Vorige noch einmal begegnen, wenn ich mich zu schlummern niederlege. Ach! Ach! ich wünschte es. Ach! ich wollte, ich könnte wieder dahin kommen!

Er legt sich wieder nieder und schlummert ein.

Der andere Auftritt.

Anna und Barthel.

Anna bey Seite. Ich soll wohl nicht glauben dürfen, daß ihm ein Unglück wiederfahren seye. Wie mag es doch seyn? Entweder hat ihn der Teufel geholt (welches ich fast fürchte,) oder er sitzt beym Branntewein und versäuft sein Geld? Ich war eine rechte dumme Gans, daß ich ihm die zwölf Kreutzer anvertraute. Sie sieht den Barthel auf dem Mist. Aber, je! was sehe ich? liegt er nicht hier auf dem Mist und schnarcht? Ach, ich elendes Weib! die ein solches Schwein zum Mann haben soll. Dein Buckel soll es schon büssen.

Sie schleicht hin und schlägt ihn mit der Carbatsche.

Barthel. Ey, ey. Helft! helft! Was ist das? Wo bin ich? Wo bin ich? Wer schlägt mich? Warum schlägt man mich? Hei, hei!

Anna. Ich will dir bald weisen, was es ist. Sie schlägt ihn wieder, und zieht ihn bey den Haaren.

Barthel. Ach, liebe Anna! schlag mich nicht mehr, du weist nicht, was mir wiederfahren ist.

Anna. Wo bist du fauler, voller Schlingel so lange gewesen? Wo ist die Seiffe, die du kaufen solltest?

Barthel. Ach, Anna! ich konnte nicht in die Stadt kommen.

Anna. Warum?

Barthel. Ich wurde unterwegs ins Paradies aufgenommen.

Anna. Ins Paradies? Sie prügelt ihn. Ins Paradies? Sie prügelt ihn wieder. Willt du mich noch dazu vexiren?

Barthel. Au, Au, Au! so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ist das nicht wahr?

Anna. Was? Was ist wahr?

Barthel. Daß ich im Paradies gewesen bin.

Anna wiederholt: Im Paradies? und schlägt ihn.

Barthel. Ach liebe Anna! mein gutes Weib! schlag mich nicht mehr.

Anna. Fort, bekenne gleich, wo bist du gewesen? oder ich bringe dich um.

Barthel. Ich will gerne bekennen, wo ich gewesen bin, woferne du mich nicht weiter schlägst.

Anna. So bekenne plötzlich.

Barthel. Schwöre drauf, daß du mich nicht mehr schlagen willt.

Anna. Nein.

Barthel. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, und heisse Barthel Schweinigel, so gewiß ist es, daß ich im Paradies gewesen bin, und solche Sachen gesehen habe, worüber du dich gewiß verwundern wirst, wenn ich sie dir erzähle.

Anna prügelt und zieht ihn bey den Haaren zur Scenen hinaus.

Der dritte Auftritt.

Anna allein.

So, du voller Tropf! schlaf nur erst den Rausch aus, so wollen wir hernach weiter reden. Ein solches Schwein, wie du bist, kömmt nicht ins Paradies. Denkt einmal, wie sich die Bestie den Verstand weggesoffen hat, hat er es aber auf meine Unkosten gethan, so soll er gewiß auch dafür ehrlich Pönitenz thun müssen, denn er soll in zwey Tagen weder etwas Nasses noch Trocknes bekommen, mitlerzeit, werden ihm auch die Paradiesgrillen vergehen.

Der vierte Auftritt.

Drey bewaffnete Männer und Anna.

Die Männer. Wohnt hier nicht ein Bauer, mit Namen Barthel?

Anna. Ja.

Die Männer. Bist du sein Weib?

Anna. Leider! Ja.

Die Männer. Wir müssen zu ihm hinein und mit ihm sprechen.

Anna. Er ist ganz betrunken.

Die Männer. Das hat nichts zu sagen. Fort, schaff ihn heraus, oder euer Haus ist unglücklich.

Anna geht hinein und stößt Bartheln mit aller Gewalt heraus.

Der fünfte Auftritt.

Barthel und die drey bewaffnete Männer.

Barthel. Seht ihr nun, ihr guten Männer, mit was für einem Weibe ich zu thun habe.

Die Männer. Du verdienst nicht, daß man anders mit dir umgeht, denn du bist ein Bösewicht.

Barthel. Was habe ich denn Böses gethan?

Die Männer. Das wirst du gleich erfahren, so bald das Gericht wird gehalten werden.

Der sechste Auftritt.

Der Richter kömmt mit einem andern Bedienten. Er setzt sich auf einen Sessel. Barthel wird gebunden vor das Gericht geführt. Einer tritt hervor und klagt ihn folgendermaßen an: Hier ist ein Mann, Herr Richter! gegen den wir zeugen können,

nen, daß er sich in des Herrn Baron Nilus sein Schloß eingeschlichen, sich für den Herrn Baron Nilus ausgegeben, seine Kleider angezogen, und seine Bedienten übel tractiret hat; weil dieses nun eine unerhörte freche That ist: so verlangen wir, unsers Herrn wegen, daß der Verklagte auf eine besondere Art, andern kecken Böswichtern zum Exempel, und Schrecken abgestraft werde.

Der Richter zu Barthel. Ist das wahr, was du beschuldigt wirst? Was hast du zu deiner Verantwortung einzuwenden? Denn wir wollen niemand unangehört verurtheilen.

Barthel. Ach, ich armer Mann! Was soll ich sagen? Ich bekenne, daß ich strafwürdig bin, aber nur für das Geld, so ich versoffe, und um welches ich hätte sollen Seiffe kaufen, ich bekenne auch, daß ich neulich auf einem Schloß gewesen bin, aber auf was Art ich hingekommen, und wie ich wieder davon gekommen, weis ich nicht.

Der erste Advocat. Hier hören Sie selbsten, Herr Richter, aus seiner eignen Bekenntniß, daß er sich voll gesoffen, und in der Völlerey solche unerhörte Missethat begangen hat. Dahero ist hier die Frage, ob ein solcher grober Bösewicht seine Uebelthat nicht mit der Trunkenheit entschuldigen könne? Ich meyne, Nein. Denn auf diese Weise könnte weder Hurerey noch Mord gestraft werden. Ein ieder könnte solche Ausflüchte suchen und sagen, er hätte es in der Trunkenheit gethan, und ohngeachtet er beweisen kann, daß er betrunken war, so steht doch deswegen seine

Sache nicht besser. Denn es heißt: Was einer in der Trunkenheit begeht, soll er büssen, wenn er nüchtern geworden. Das ist ja bekannt, wie neulich ein dergleichen Verbrechen gestraft wurde, und ob schon der Verbrecher aus Einfalt, sich für einen großen Herrn auszugeben, verführen ließ, so konnte ihn doch seine Einfalt und Unwissenheit nicht vom Tod erretten. Denn die Strafe ist allein, andern zum Exempel verordnet. Ich wollte gerne die Historie erzählen, ich fürchte aber das Gericht damit aufzuhalten.

Der andere Advocat. Geehrter Herr Richter! Dieser Handel kömmt mir so wunderlich vor, daß ich ihn so leicht nicht in meinen Kopf bringen kann, und wenn auch mehrere Zeugen hier wären. Ein einfältiger Bauer sollte sich in eines vornehmen Herrn Schloß einschleichen, und des vornehmen Herrn Person spielen, ohne sein Wesen und sein Angesicht an sich zu haben? Wie konnte er in des Herrn Barons Schlafzimmer kommen? Wie konnte er des Herrn Barons Kleider anziehen, ohne daß man es wäre gewahr werden? Nein, Herr Richter, man kann merken, daß diese Anklage ein angestifftetes Werk von den Feinden dieses armen Bauern ist. Ich hoffe demnach, daß er wird frey gesprochen werden.

Barthel weinend. Ach! Gott bewahre euch! Ich habe noch ein Stück Taback in meinem Hosensack, wenn ihr ihn nicht verschmähen wollt, er ist so gut, als ein ehrlicher Mann je verlangen kann.

Der andere Advocat. Behalte nur deinen Taback, Barthel! Daß ich für dich rede, geschieht nicht um Geschenks und Gewinnstes willen, sondern aus christlichem Mitleiden.

Barthel. Um Verzeihung, Herr Procurator, ich hätte nicht geglaubt, daß ihr Leute so ehrlich wäret.

Der erste Advocat. Alles, was mein Herr Collega zu dieses Verbrechers Befreyung anführt, gründet sich allein auf Muthmaßungen. Hier fragt man nicht, ob es möglich, daß etwas solches geschehen könne oder nicht? sondern man beweist, daß es geschehen, so wohl durch Zeugen als seinen eignen Mund.

Der andere Advocat. Das Geständniß, so ein Mann aus Furcht und Erschreckung von sich giebt, kann nicht gültig seyn. Mich dünkt dahero, es seye das beste, wenn man dem einfältigen Mann Zeit giebt, sich zu bedenken, und er hernach vom neuen verhört werde. Höre Barthel! Bedenke, was du sagst. Gestehest du das, wessen man dich anklagt?

Barthel. Nein. Ich will den schwersten Eid darauf ablegen, daß alles, was ich vorhin zugestanden, lauter Lügen sind. Ich bin in drey Tagen nicht aus meinem Hof gekommen.

Der erste Advocat. Geehrter Herr Richter! Ich meyne unmaßgeblich, daß man ihm keinen Eid zu thun, erlauben soll. Denn erstlich ist er ja von den Zeugen überwiesen worden, und hernach hat er seine böse That selbst bekannt.

Der andere Advocat. Ich meyne aber, Ja.

Der erste Advocat. Ich meyne, Nein.

Der andere Advocat. Wenn die Sache so wunderlich beschaffen ist.

Der erste Advocat. Es helfen keine Umschweife gegen Zeugen und eignes Bekenntniß.

Barthel bey Seite. Ach! kämen sie nur einander in die Haare, so wollte ich inzwischen den Richter beym Kopf kriegen und ihn so abprügeln, daß er so wohl Gesetz als Verordnungen vergessen sollte.

Der andere Advocat. Hören sie aber, Herr Collega, ungeachtet der Verklagte die That gesteht, so hat er doch keine Strafe verwürkt, er hat ja im Schloß nichts Böses gethan, und weder gestohlen noch gemordet.

Der erste Advocat. Das hat nichts zu sagen: Intentio furandi ist so schlimm als furtum.

Barthel bey Seite. Ihr Esel! schwatzt Deutsch, so kann man sich verantworten.

Der erste Advocat. Wenn einer ergriffen wird, er mag nun wirklich gestohlen haben, oder er sey zu stehlen nur willens gewesen, so ist er doch auf beyderley Art ein Dieb.

Barthel. Ach, gnädiger Herr Richter, ich will mich gerne aufhängen lassen, wenn man nur diesen Advocaten, er weißt auf den ersten Advocaten, neben mich mit aufknüpft.

Der andere Advocat. Barthel! halt inne mit dergleichen Reden, du machst damit deine Sache nur ärger.

Bar-

Barthel. Warum aber antwortet ihr nichts? leise. Er steht wie ein dummes Kalb da.

Der andere Advocat. Woher wird aber bewiesen, daß es ein Propositum furandi sey?

Der erste Advocat. Quicunque in ædes alienas noctu irrumpit, tanquam fur aut nocturnus grassator existimandus est; atqui reus hic ita: ergo.

Der andere Advocat. Nego majorem, quod scilicet irruperit.

Der erste Advocat. Res manifesta est, tot legitimis testibus exstantibus, ac confitente reo.

Der andere Advocat. Quicunque vi vel metu coactus fuerit confiteri - - - .

Der erste Advocat. Ey, wo ist die Vis? Wo ist der Metus? Das ist Biergesetz.

Der andere Advocat. Nein, ihr bedient euch des Biergesetzes.

Der erste Advocat. Das soll mir kein ehrlicher Mann nachsagen können.

Die zwey Advocaten greifen einander an. Barthel springt von hinten zu und reißt dem ersten Advocaten die Peruque ab.

Der Richter. Respect bey Gericht! Seyd still, ich weis nun schon was ich wissen soll. Hört das Urtheil an. Die zwey Advocaten lassen ab sich zu rauffen und stehen auf. Der Richter liest folgendes Urtheil. „Nachdem Barthel Schweinigel so wohl durch“ löbliche Zeugen, als durch sein eigen Geständniß“ überwiesen ist, daß er sich in des Herrn Baron“

„Nie

„Nilus sein Schloß eingeschlichen, sich seiner Klei-
„der bedient und mit dessen Bedienten übel umge-
„gangen ist; So verurtheilen wir ihn, daß er mit
„Gift umgebracht, und so bald er gestorben, sein Leib
„an den Galgen gehenkt werden soll.

Barthel. Ach, gnädiger Herr Richter! ist denn kein Pardon?

Der Richter. Keineswegs. Die Execution soll gleich in meiner Gegenwart vollzogen werden.

Barthel. Ach! Kann ich nicht, ehe ich vergiftet werde, ein Glas Brannteweín kriegen, damit ich mit Courage sterben kann?

Der Richter. Ja. Das will ich dir erlauben.

Man bringt ein Glas Branntewein.

Barthel trinkt, und fällt auf die Knie und fragt: Ist denn kein Pardon mehr da?

Der Richter. Nein, Barthel, nun ist es zu spät.

Barthel. Ach, es ist nicht zu spät. Der Richter kann ja sein Urtheil verändern, und sagen, daß sein erstes Urtheil nicht recht war. Dergleichen geschieht ja öfter. Wir sind ja alle Menschen. Wir können ja alle fehlen.

Der Richter. Nein, nein. Du sollst es in wenig Minuten empfinden, daß es zu spät ist. Denn du hast eben ietzo das Gift im Branntewein bekommen.

Barthel. Ach ich elender Mann! Hab ich das Gift schon in mir? Ach! Leb wohl, Anna!

iedoch,

iedoch, die Canaille hat nicht verdient, daß ich von ihr Abschied nehme. Leb wohl, Hans Stophel und Jackel! Leb wohl meine Tochter, Grethe! Leb wohl mein Augapfel! Von dir weis ich, daß ich Vater zu dir bin, denn ich machte dich, ehe der Küster hieher ins Dorf kam, du siehst mir auch ganz gleich. Wir gleichen einander wie zwey Tropfen Wasser. Leb wohl, mein guter brauner Gaul! ich danke dir für jedesmal, da ich auf dir geritten bin, nächst meinen Kindern hab ich kein Vieh so lieb gehabt, als dich Leb wohl, Greiff! mein treuer Hund und Thürwächter. Leb wohl, Muli! meine schwarze Katze. Lebt wohl meine Rinder, meine Schafe, meine Schweine, ich danke euch für erwiesene gute Gesellschaft, und für jeden Tag, woran ich euch kannte. Lebt wohl ... Ach! Nun kann ich nicht weiter ... ich werde stumm ... ohn ... mächtig, ach! ...

Er fällt in Ohnmacht.

Der Richter. Das geht gut. Der Schlaftrunk thut schon seine Wirkung, nun schläft er ganz dichte. Hängt ihn ietzt nur auf, doch gebt Acht, daß er dadurch keinen Schaden bekomme, und die Stricke wohl unter die Arme kommen. Denn wollen wir sehen, wie er sich anstellt, wenn er aufwacht, und sich am Galgen sieht.

Ende der vierten Abhandlung.

Die

Die fünfte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Anna, der Richter, und Barthel am Galgen.

Anna reißt sich in den Haaren, schlägt sich an die Brust und rufft: Ach! Ach! Ist das möglich, daß ich meinen frommen Mann so schändlich am Galgen sehen soll? Ach, mein lieber Mann! Verzeih mir, wo ich dir etwas zu Leid gethan habe. Ach! Ach! Nun wacht mein Gewissen auf, nun reuet mich meine Härtigkeit, die ich verübt habe, aber allzuspät! Nun vermisse ich dich erst, nun weis ich, welchen frommen Mann ich gehabt habe. Ach! könnte ich dich nur wieder lebendig machen, mein Leib und Leben wollte ich anwenden.

Sie trocknet ihre Augen und weinet bitterlich. Inzwischen ist die Wirkung des Schlaftrunks bey Barthelн zu Ende, dahero erwacht er wieder, und sieht sich, wie er am Galgen hängt, und seine Hände gebunden sind: er hört sein Weib schreyen und sagt also zu ihr:

Sey stille, mein liebes Weib! Wir müssen alle diesen Weg. Geh nach Hause, und gieb drauf Acht, sorge für meine Kinder, meine rothe Juppe kannst du dem kleinen Stoffel zurecht machen lassen, und was übrig bleibt, kann die Grethe zu einer

einer Mütze haben. Vor allen merke drauf, daß mein brauner Gaul wohl gewartet wird, denn ich habe dieß Roß, so sehr geliebt, als ob es mein leiblicher Bruder wäre. Wäre ich nicht todt, so sollte ich dir noch mehr zu sagen haben.

Anna. A . . . A . . . A . . . Was ist das? Was höre ich? Kann ein todter Mensch sprechen?

Barthel. Fürchte dich nicht, Anna, ich will dir nichts anthun.

Anna. Ach, mein allerliebster Mann! Wie kannst du sprechen, da du doch todt bist?

Barthel. Ich weis selbst nicht, wie das zugeht. Aber hör, mein liebes Weib! spring fort und hol mir für acht Kreutzer Brannteweín. Jetzo bin ich durstiger als da ich lebte.

Anna. Pfui, du Bestie! du Lumpenhund! du ewiger Saufhund! Hast du noch nicht genug Branntewein getrunken in deinem Leben? Durstet dich Schlingel, noch, da du schon todt bist? das heisse ich ein vollkommenes Schwein.

Barthel. Halt dein Maul, du Luder! und lauf geschwind und hol mir Branntewein. Wenn du nicht gehst, so will ich, der Blitz hol! alle Nacht in deinem Hause umgehen. Du mußt wissen, daß ich mich nicht mehr vor dem Meister Erich fürchte, denn nun fühle ich keine Schläge mehr.

Anna zieht die Carbatsche unter der Schürze hervor, und prügelt den Barthel am Galgen.

Bar

Barthel. Au, au, au! Halt inn, Anna! halt inn. Du kannst mich auf das neue todt schlagen. Au, au, au!

Der Richter. Höre, Weib! Schlag ihn nicht weiter. Gieb dich zufrieden, wir wollen deinen Mann dir zu Gefallen pardonniren, und ihn wieder zum Leben urtheilen.

Anna. Ach nein, gnädiger Herr! Laßt ihn nur hängen, denn er ist nicht werth, daß er lebt.

Der Richter. Pfui! du bist ein recht liederliches Weib! pack dich geschwind fort, oder wir lassen dich neben ihn hin hängen.

(Anna lauft fort.)

Der andere Auftritt.

Barthel und die Gerichtsleute.

Barthel wird vom Galgen abgenommen und sagt: Ach gnädiger Herr Richter! ists gewiß, daß ich wieder lebendig bin, oder gehe ich um?

Der Richter. Du bist ganz lebendig; denn das Gericht, das zum Tode verurtheilen kann, kann auch zum Leben urtheilen. Kannst du das nicht begreifen?

Barthel. Nein, warlich ich kann das nicht begreifen, ich glaube aber, daß ich umgehe.

Der Richter. Ey, du Tölpel! das ist ja leicht zu begreifen. Der, der dir etwas nimmt, kann dir es ja wieder geben.

Bar-

Barthel. Darf ich es probiren, und Sie um einer Lust willen, aufhängen, um zu sehen, ob ich Sie wieder zum Leben verurtheilen kan?

Der Richter. Nein, das geht nicht an, du bist kein Richter.

Barthel. Bin ich aber wieder lebendig?

Der Richter. Allerdings.

Barthel. Und zwar also, daß ich nicht umgehe?

Der Richter. Keineswegs.

Barthel. Daß ich wieder der Barthel Schweinigel bin, der ich vorhin war?

Der Richter. Ja.

Barthel. Daß ich kein Geist bin?

Der Richter. Nein. Gewiß nicht.

Barthel. Wollen Sie drauf schwören, daß es wahr ist?

Der Richter. Ja. Ich schwöre dir, daß du lebendig bist.

Barthel. Schwören Sie; der Teufel solle Sie holen, wenn es nicht wahr ist.

Der Richter. Ey, ey. Traue meinem Wort und danke mir, daß ich dir so gnädig gewesen bin, und dir wieder das Leben zugesprochen habe.

Barthel. Wenn Sie mich nicht selbst aufgeknüpft hätten, so wollte ich Ihnen gerne dafür gedanket haben, weil Sie mich wieder vom Galgen ablöseten.

Der Richter. Gieb dich zu frieden, Barthel, und wenn dich künftighin dein Weib wieder prügelt, so sag es mir, so will ich schon dagegen einen Rath wissen. Sieh, hier hast du sechs Gulden, damit kannst du dich einige kurze Zeit lustig machen und auf unsre Gesundheit trinken.

Barthel küßt ihm die Hände und dankt. Die Gerichtsleute gehen fort.

Der dritte Auftritt.

Barthel allein.

Nun bin ich schon über funfzig Jahr in der Welt, in der ganzen Zeit aber ist mir nicht so viel wiederfahren, als in diesen zwey Tagen. Das sind doch verteufelte Historien, wenn ich recht nachdenke. Eine Stunde ein betrunkener Bauer, eine andere ein Baron, eine andere drauf wieder ein Bauer. Bald todt, bald lebendig am Galgen, das noch das wunderlichste ist. Vielleicht, wenn man lebendige Personen daran hängt, so sterben sie, und wenn man todte Personen daran hängt, so werden sie wieder lebendig. Ich glaube, daß ein Glas Branntewein recht gut drauf schmeckt.

schmeckt. Holla! Jacob Schuster! Holla! heraus!

Der vierte Auftritt.

Jacob Schuster und Barthel.

Jacob. Willkommen zurück aus der Stadt! Kriegtest du die Seiffe, für dein Weib?

Barthel. Ey, du Schlingel! du mußt wissen, mit wem du sprichst, den Huth unter den Arm, denn du bist gegen mich zu rechnen, nur eine Canaille.

Jacob. Barthel! Barthel! das litte ich nicht von einem andern. Du gönnest aber meinem Hause einen täglichen Pfennig, und dahero nehme ich deine Reden so genau nicht.

Barthel. Den Huth unter den Arm, sage ich, du Schuster!

Jacob. Was ist dir unterwegs begegnet, weil du so spanisch worden bist?

Barthel. Du mußt wissen, daß ich, seit dem ich mit dir sprach, gehenkt wurde.

Jacob. Das ist ja so vornehm nicht. Ich misgönne dir dein Glück gar nicht. Aber hör, Barthel! wo du dein Bier getrunken hast, magst du auch lärmen, du säuffst dich in andern Wirtshäusern voll, und kömmst hernach in mein Haus, allein um Händel anzufangen.

Barthel. Fort, Schlingel! den Huth unter den Arm. Er ringelt mit dem Geld in der Tasche. Hörst du nicht, wie das Geld in meiner Tasche klingelt?

Jacob zieht den Huth ab und setzt ihn unter den Arm und sagt: Zum Henker! Wo hast du das Geld her?

Barthel. Von meiner Baronney, Jacob! Ich will dir erzählen, was mir begegnet ist, gieb mir aber erst ein Glas Meth. Ich bin zu vornehm zum Branntewein trinken.

Jacob. Prosit, Barthel!

Barthel. Nun will ich dir erzählen was mir geschehen ist. Da ich letztens von dir fortging, fiel ich auf einen Mist unterwegs, und blieb liegen, und schlief ein, als ich nun wieder erwachte, war ich ein Baron, und da soff ich mich wieder voll mit Carnalisecft, da ich nun vom Carnalisecft betrunken war, schlief ich wieder ein, und wachte hernach wieder auf, und sah, daß ich wieder auf dem vorigen Misthaufen lage, ich schlief dahero gleich wieder ein, und hoffte, mir wieder eine Baronney herzuschlafen, ich merkte aber, daß es nicht allzeit angeht, denn mein Weib weckte mich mit dem Meister Erich auf, und zog mich bey den Haaren nach Hause, ohne den geringsten Respect vor einem solchen Mann zu haben, als ich gewesen bin. Als ich

ich nun kaum zu Hause in meiner Stuben war, wurde ich wieder heraus gezerrt, und ich war zwischen einem Haufen Patrouller, die mir das Leben absprachen, und mich mit Gift vergaben, als ich nun todt war, wurde ich an einen Galgen gehenkt, als ich nun gehenkt war, wurde ich wieder lebendig, und kriegte sechs Gulden. So ist die Historie, wie es aber alles zugegangen, lasse ich dir zu bedenken, über.

Jacob. Ha, ha, ha! Barthel! Das ist ein Traum.

Barthel. Wenn ich nicht diese sechs Gulden hätte, so würde ich mir auch einbilden daß es ein Traum wäre. Gieb mir ein frisches her, Jacob! Ich will ietzo nicht mehr an die Narrheiten gedenken, nun will ich einen ehrlichen Rausch trinken.

Jacob. Prosit, Herr Baron! Ha, ha, ha!

Barthel. Du kannst es vielleicht nicht begreifen?

Jacob. Nein, wenn ich auf meinem Kopf auch stünde.

Barthel. Deswegen kann es doch wahr seyn, mein guter Jacob! Du bist ein Tölpel, und begreifst daher auch nicht einmal etwas, das leichter ist.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen und Magnus.

Magnus. Ha, ha, ha! Ich muß euch eine lustige Historie erzählen, die einem gewissen Bauer mit Namen Barthel Schweinigel wiederfahren ist. Er ist nämlich besoffen und schlafend auf dem Felde gefunden worden. Man zog ihm andere Kleider an, und legte ihn im Schloß in des gnädigen Herrn sein bestes Bette, man machte ihm weiß, als er erwachte, er wäre der Herr Baron, man gab ihm wieder so viel zu trinken, daß er aufs neue einen dicken Rausch kriegte, und darnach legte man ihn wieder in seinen eignen Bauerkleidern zurück auf den Misthaufen, allwo er, nachdem er hier auch aufwachte, sich einbildete, er wär im Paradies gewesen. Ich habe mich fast zu todt gelacht, als mir einer von des Untervogts Leuten diesen Handel erzählte. Ich wollte, der Plunder hol! gerne etwas geben, wenn ich den Narren zu sehen kriegen könnte. Ha, ha, ha!

Barthel zu Jacob. Jacob! Was muß ich bezahlen?

Jacob. Zwölf Kreutzer.

Barthel streicht sich ums Maul und geht ganz beschämt fort.

Magnus. Warum geht der Mann so geschwind?

Jacob. Das ist just der Mann, mit dem sie die Comödie gespielt haben.

Magnus.

Magnus. Ey, ist das möglich? so muß ich ihm nachlaufen. Hör, Barthel! ein einig Wort. Wie sieht es aus in der andern Welt?

Barthel. Laß mich zu frieden.

Magnus. Warum bist du nicht länger dorten geblieben?

Barthel. Was geht dich das an?

Magnus. Ey, erzähle uns doch etwas von der Reise.

Barthel. Laß mich gehen, sag ich dir in gutem, sonst soll es dich reuen.

Magnus. Ey, Barthel, ich möchte gerne etwas davon wissen.

Barthel. He! Jacob Schuster! hilf! Leidest du, daß man so mit mir in deinem Hause umgeht?

Magnus. Ich geh ja nicht übel mit dir um, Barthel! Ich frag dich nur, was du in der andern Welt gesehen hast?

Barthel. Hilf! Hilf!

Magnus. Sahest du keines von meinen Vorfahren alldorten?

Barthel. Nein. Deine Vorfahren sind wohl an einem andern Ort, wohin, wie ich glaube, du und andre Lumpenhunde nach dem Tode hinkommen.

Barthel reißt sich los und lauft fort. Die andern gehen auch ab.

Der sechste Auftritt.

Der Baron Nilus, sein Secretair, sein Kammerdiener und zwey seiner Laquaien.

Der Baron. Ha, ha, ha! Diese Historie war Gold werth, ich hätte nicht geglaubt, daß es also gut ausfallen würde. Kannst du mich öfter auf solche Art divertiren, Michel! so sollst du bey mir stets, wohl angeschrieben seyn.

Michel. Nein, Ihro Gnaden, dergleichen Comödie zu spielen, darf ich mich nicht unterstehen. Denn wenn er Ihro Gnaden geschlagen hätte, wie er drohete, so wäre es eine heßliche Tragödie worden.

Der Baron. Das ist wirklich, wie du sagst. Ich befürchtete es selbsten, ich war aber in diese Historie so verliebt, daß ich mich lieber hätte schlagen, ja ich glaube, dich von ihm aufhängen lassen, als daß ich mich hätte zu erkennen gegeben. Du hattest vielleicht eben diese Gedanken?

Michel. Nein, Ihro Gnaden! Das wäre wohl ungereimt, sich zur Lust aufknüpfen zu lassen, das wäre eine theure Lust.

Der Baron. Ey, Michel, dergleichen geschieht ja alle Tage. Die Leute nehmen sich ja sehr oft

oft das Leben aus Lust, ist es nicht auf diese Art, so ist es auf eine andere. Als zum Exempel: einer ist von schwacher Natur, und sieht vorläuffig wohl, daß er durch vieles Sauffen seine Gesundheit und seinen Leib einbüssen wird, nichts destoweniger stürmt er auf sein Leben zu, und schlägt seine Gesundheit und Leben, um der Vergnügung eines Abends willen in die Schanze. Noch auf eine andere Art: Die Großveziers in der Türkey werden gemeiniglich strangulirt, oder mit einem Strick zu todt gequält, einige noch an demselben Tag da sie Großveziers werden, andere, einige Tage hernach, und doch wollen es alle gerne werden, nur damit sie mit einem großen Tittel erwürgt werden. Noch auf eine andere Art: Die Officiers opfern gern einander Leib und Leben auf, damit sie tapfer heissen mögen, und sie duelliren manchmal für nichts, auch mit dem wo sie gewiß wissen können, daß er ihr Meister wird. Ich glaube auch, man könnte wohl etliche hundert verliebte Menschen finden, die sich um einer ergetzenden Nacht willen, gerne den andern Morgen sollten ermorden lassen. Man sieht ja bey Belagerungen auch, wie viele Soldaten desertiren und in die belagerte Stadt laufen, wo sie zum Voraus sehen können, daß sie sich übergeben muß, um einen Tag wohl leben zu können, und sich den andern Tag drauf an den Galgen hängen zu lassen. Das eine ist nicht klüger als das andere. In alten Zeiten hat man wohl gesehen, daß sich die Philosophi selbst in Unglück gestürzet haben, um nach dem Tod einen Ruhm zu erlangen. Da-

hero glaube ich gänzlich, Michel, du hättest dich vom Barthel lieber hängen lassen, als die Historie verderbt? Aus diesem Possen kann man wenigstens lernen, daß es weit gefährlicher ist, geringe Leute plötzlich zu Ehren und Würden zu erheben, als die davon herunter zu stürzen, die sich durch ihre Tugenden und Tapferkeit darauf geschwungen. Wenn man dem Bauer oder dem Handwerksmann das Regiment geben will, da der Regimentsstab bald zu einer Peitsche verwandelt wird, so kann man an statt einer ächten Obrigkeit leicht Tyrannen herrschen sehen.

Ende dieses Lustspiels.



Die-

Diederich Menschenschröck.

Ein Lustspiel in einer Abhandlung.

Saint-Evremond. Tome IV.

Son malheur le plus grand est dans la Recompense.

Die Personen
dieses Lustspiels sind:

Diederich Menschenröck, ein Officier.

Dessen Ehefrau.

Jeronimus, ein reicher Bürger.

Elvire, dessen Schwester, eine Wittwe.

Hyacinthe, ihre verlohrne Tochter.

Leander, des Jeronimi Sohn, in Hyacinthe verliebt.

Heinrich, dessen Diener.

Ephraim, ein Jude.

Christoph Mauerbrecher, des Diederich Menschenschröcks Laquai und Soldat.

Ein Corporal.



Diederich Menschenschröck.

Ein Lustspiel in einer Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Leander und Heinrich.

Leander. Wie viel ist es ietzo auf der Uhr? Heinrich!

Heinrich. Nun ist bald die Zeit, wo wir sie am Fenster zu sehen kriegen sollen.

Leander. Ach! Ich wollte der Jude hätte die schwere Noth!

Heinrich. Man sollte zwar seinem Nächsten und Mitchristen nicht fluchen, ich könnte mich aber doch heute früh nicht enthalten, auf Ephraim zu fluchen.

Leander. Er war so barbarisch und drohete mir, mich bey meinem Vater zu verklagen, nur darum, weil ich unter der Thür stand, und mit dem Frauenzimmer sprach. Er trieb sie mit Schlä-

gen

gen zurück in das Haus hinein, und schwur darauf, sie sollte nicht öfter aus ihrer Kammer kommen.

Heinrich. Da ist kein Mitleiden oder christliche Liebe bey einem Juden. Zum Henker! aber, wo hat er die schöne Jungfer her?

Leander. Sie ist ein venetianisches Frauenzimmer, deren Eltern in Dalmatien wohnten, sie wurde aber in dem letzten Türkenkriege gefangen fortgeführt, und von einem türkischen Kaufmann an diesen Juden verkauft.

Heinrich. Was kann es aber helfen, daß Sie mit ihr sprechen? Das vermehrt nur die Liebe, und bringt Ihr Geblüte nur in mehrere Unruh.

Leander. Das ficht mich wenig an. Ich muß wissen, was der Jude mit ihr fürnehmen will, und hernach deinen Beystand erwarten, um sie ihm aus den Klauen zu spielen.

Heinrich. Sie müssen verteufelte Gedanken von meiner Person haben. Wenn ich auch gleich zwölf Männer Verstand hätte wie der Bär, so komme ich doch mit einem solchen Kerl nicht zurecht, das menschliche Gehirn ist zu schwach, um einen Juden aufszuziehen.

Leander. Du hast so wohl den Kopf, der da, etwas zu erdenken, ganz geschickt ist, als auch den guten Willen, alles meinetwegen zu unternehmen.

Heinrich. Am Willen fehlt es nicht, denn ich kann Sie versichern, daß ich selbst ein großes Verlangen habe dem Juden eines zu versetzen,

und

und alles gerne thäte, wenn ich nur versichert wäre, daß ich den andern Tag drauf nicht gehenkt würde. Aber hier, sehe ich, die Jungfer ist schon am Fenster.

Der andere Auftritt.

Hyacinthe, Leander, Heinrich.

Hyacinthe. Ach! Sind Sie nicht der Herr Leander?

Leander. Allerliebste Jungfer!

Hyacinthe. Mein lieber Herr Leander! Wie geht es?

Leander. Mein Herzenskind, ich bin fast todt gewesen, ietzo aber in Ihrer Gegenwart bin ich wie neu lebend.

Hyacinthe. Durch meine Gegenwart haben Sie aber wenig Trost.

Leander. Freylich. Wir sind zu weit von einander entfernet.

Hyacinthe. Mein tyrannischer Herr hat mir alle Gelegenheit beschnitten, daß ich nicht näher zu Ihnen kommen kann.

Leander. Was ist aber sein Vorsatz mit Ihnen?

Hyacinthe. Mein ganzes Geblüt erstarrt, wenn ich darauf gedenke, er hat mich kürzlich wissen lassen, er hätte mich an einen Officier, der mich vor einigen Tagen gesehen, verkauft.

Leander. Ach! Das ist eine betrübte Zeitung für mich.

Hya-

gen zurück in das Haus hinein, und schwur darauf, sie sollte nicht öfter aus ihrer Kammer kommen.

Heinrich. Da ist kein Mitleiden oder christliche Liebe bey einem Juden. Zum Henker! aber, wo hat er die schöne Jungfer her?

Leander. Sie ist ein venetianisches Frauenzimmer, deren Eltern in Dalmatien wohnten, sie wurde aber in dem letzten Türkenkriege gefangen fortgeführt, und von einem türkischen Kaufmann an diesen Juden verkauft.

Heinrich. Was kann es aber helfen, daß Sie mit ihr sprechen? Das vermehrt nur die Liebe, und bringt Ihr Geblüte nur in mehrere Unruh.

Leander. Das ficht mich wenig an. Ich muß wissen, was der Jude mit ihr fürnehmen will, und hernach deinen Beystand erwarten, um sie ihm aus den Klauen zu spielen.

Heinrich. Sie müssen verteufelte Gedanken von meiner Person haben. Wenn ich auch gleich zwölf Männer Verstand hätte wie der Bär, so komme ich doch mit einem solchen Kerl nicht zurecht, das menschliche Gehirn ist zu schwach, um einen Juden aufzuziehen.

Leander. Du hast so wohl den Kopf, der da, etwas zu erdenken, ganz geschickt ist, als auch den guten Willen, alles meinetwegen zu unternehmen.

Heinrich. Am Willen fehlt es nicht, denn ich kann Sie versichern, daß ich selbst ein großes Verlangen habe dem Juden eines zu versetzen,

und

und alles gerne thäte, wenn ich nur versichert wäre, daß ich den andern Tag drauf nicht gehenkt würde. Aber hier, sehe ich, die Jungfer ist schon am Fenster.

Der andere Auftritt.

Hyacinthe, Leander, Heinrich.

Hyacinthe. Ach! Sind Sie nicht der Herr Leander?

Leander. Allerliebste Jungfer!

Hyacinthe. Mein lieber Herr Leander! Wie geht es?

Leander. Mein Herzenskind, ich bin fast todt gewesen, ietzo aber in Ihrer Gegenwart bin ich wie neu lebend.

Hyacinthe. Durch meine Gegenwart haben Sie aber wenig Trost.

Leander. Freylich. Wir sind zu weit von einander entfernet.

Hyacinthe. Mein tyrannischer Herr hat mir alle Gelegenheit beschnitten, daß ich nicht näher zu Ihnen kommen kann.

Leander. Was ist aber sein Vorsatz mit Ihnen?

Hyacinthe. Mein ganzes Geblüt erstarrt, wenn ich darauf gedenke, er hat mich kürzlich wissen lassen, er hätte mich an einen Officier, der mich vor einigen Tagen gesehen, verkauft.

Leander. Ach! Das ist eine betrübte Zeitung für mich.

Hyacinthe. Ja, was das ärgste ist, soll ich ihm heute noch ausgeliefert werden.

Leander. Ach Himmel! Was hör ich?

Hyacinthe. Wissen Sie keinen Rath dagegen?

Leander. Mir wohl, aber Ihnen nicht, denn ich kann mich selbst ermorden.

Hyacinthe. Ach! Thun sie doch dieses nicht. Gedenken Sie lieber auf einen guten Anschlag.

Leander. Heinrich! gieb mir einen Rath.

Heinrich. Zum Teufel! Wo soll ich den Rath hernehmen?

Leander. Hilf mir, sonst mußt du sterben.

Heinrich. Warum springen Sie nicht zu ihr hinauf?

Leander. Du Narr! kann ich fliegen?

Heinrich. Kann ich gegen Mauren und Wände laufen?

Leander zieht seinen Degen. Geschwind, sag mir einen guten Rath, oder ich ersteche dich plötzlich.

Heinrich auf den Knien. Ach! Ach! Ich glaube, der Teufel reitet Sie sichtbarlich? Wollen Sie mich umbringen, weil ich ohnmögliche Dinge nicht möglich machen kann?

Leander. Keine Plaudereyen!

Hyacinthe. Liebster Herr Leander! Thun Sie doch Ihrem Diener nichts. Wenigstens müssen Sie ihm Zeit lassen, sich zu bedenken.

Leander. Stehe auf, Heinrich! Willt du mir versprechen etwas auszudenken?

Hein=

Heinrich. Das läßt sich eher hören, aber gleich sagen: Schaff mir augenblicks eine Jungfer, die eingesperrt ist, ist eben so viel, als wenn Sie sagen wollten: Stoß den Kopf gegen die Wand, blase ein halb Dutzend Schlößer auf oder klettere in den Mond mir zu helfen.

Leander. Ach, Heinrich! ich verlasse mich gänzlich auf dich.

Heinrich. Ich merke es, weil Sie den Degen ziehen und mich todt stechen wollen.

Leander. Die Liebe machte mich so rasend, daß . . . . Aber willt du für mich etwas ersinnen?

Hyacinthe. Geben Sie ihm Zeit, lieber Herr Leander! und retiriren Sie sich inzwischen.

Leander. Mein Engel! lassen Sie mich Ihre Hand küssen, ehe ich von Ihnen gehe.

Heinrich. Ueber ein solches Geschwätz möchte ich bersten, das ist ja eben, als ob Sie sagen wollten: Mein Engel! hauen Sie Ihre Hand ab, und werfen Sie solche herunter, damit ich sie küssen kann. Wenn Sie auch auf Stelzen gingen, so könnten Sie ja dennoch nicht hinauf reichen.

Leander. Ey, das ist wahr, aber . . .

Heinrich. Kann es Ihnen aber helfen, so treten Sie auf meine Achseln.

Leander. Ja. Probire, ob es angeht?

Heinrich nimmt ihn auf die Achseln.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen und der Jude.

Der Jude läuft heraus. Hei! Gewalt, Gewalt!

Leander und Heinrich fallen um und laufen fort.

Der Jude. Ha, ha! War das der gute Kerl? Ich will einen Riegel vorschieben. Aber, du, Madmesel, du sollst ein Unglück kriegen, das versichere ich dich! Da sieht man es. Ich will lieber mein Haus voller Juwelen in Verwahrung haben, als eine Jungfer. Das sind gefährliche Mobilien, gefährliche Mobilien! Ich muß gleich zu seinem Vater hin, und es ihm anzeigen. Er wohnt gleich gegen über.

Er klopft an Jeronimi Thür.

Der vierte Auftritt.

Jeronimus und der Jude.

Jeronimus. Guten Morgen, Ephraim! Wollt ihr mit mir sprechen? Dießmal habe ich nichts zu wechseln.

Der Jude. Ich auch nicht, Herr Jeronimus, ich muß Ihnen nur etwas klagen. Ich bin nicht sicher in meinem Hause, ich muß anderwärts hinziehen.

Jeronimus. Thut euch jemand Verdruß an, hier in der Nachbarschaft?

Der

Der Jude. Ihr Sohn und sein Diener, wollen mir mit Gewalt, eine Jungfer, die in meinem Hause ist, entführen.

Jeronimus. Was? Was? Ist das wahr, was ihr sagt?

Der Jude. Eben iezt traf ich sie auf frischer That an. Er soll aber wohl eine lange Nase kriegen. Denn heute soll die Jungfer einem Officier, der mir schon Geld auf die Hand gegeben hat, abgefolget werden.

Jeronimus. Ach, ist das möglich? mein einiger Sohn soll in solche Liederlichkeit verfallen? Ich wollte, mein guter Ephraim, ich wollte, sie wäre schon aus eurem Hause, denn ich werde keine ruhige Stunde haben, bis ich höre, daß sie fort ist.

Der Jude. Das hat keine Gefahr. Ich will sie wohl verwahren bis des Officiers Diener kömmt und sie abholt.

Jeronimus. Geht geschwind, Ephraim, und laßt mich hernach wissen, wie es abgelaufen.

Der Jude. Adieus so lang. (Er geht ab.)

Jeronimus rufft: Leander und Heinrich! Wo seyd ihr, ihr Schurken? Heraus!

Der fünfte Auftritt.

Jeronimus, Leander und Heinrich.

Jeronimus. Ha! Ha! Bist du hier? du Straßenräuber! Das sind schöne Sachen, die ich von dir höre.

Heinrich. Was haben wir gethan? Wir sassen und schrieben den ganzen Tag.

Jeronimus. Schweig du nur ietzt, du Spitzbube, mein Stock soll hernach schon mit deinem Rücken sprechen.

Leander. Warum? Papa! Warum so zornig auf uns?

Jeronimus. Ach, das ist geringer Ursache willen. Weil du ein liederlicher Mensch, ein Hurenbube, ein Straßenräuber, ein gewaltthätiger Mensch bist.

Heinrich leise. Was hat mein Herr nun weiter nöthig, wenn er vier solche ansehnliche Chargen hat, von welchen eine jede ihren Mann ernährt.

Leander zu Jeronimo. Das sind harte Tittel, die ich nicht verdient habe.

Jeronimus. Kennst du den Mann, der hier gegen über wohnt?

Leander. Ja. Er ist ein Jude.

Jeronimus. Kennst du auch die Jungfer, die in seinem Hause ist?

Leander. Nein, ich kenne sie nicht.

Jeronimus. Ey, ey, er darf noch läugnen, was er erst kürzlich gethan hat.

Heinrich zu Leandern. Ey, sagen Sie es frey heraus, Sie haben ja nicht nöthig sich zu schämen. Zu Jeronimo. Hören Sie, es steht mir nicht an meinem Herrn etwas einzureden: Ich will nur allein sagen, daß dieser Jude eine vornehme Jungfer gekauft hat, in welche mein Herr tödtlich verliebt ist, und die ich Unwürdiger mit aller Macht dem Juden

aus

aus den Tatzen spielen will. Das ist die ganze Sache. Das ist etwas, daß ein jeder wissen darf, und wobey sich ein Vater freuen soll.

Jeronimus. Ey, daß du versaurest! Soll sich ein Vater bey solchen Händeln freuen?

Heinrich. Ja. Soll sich ein Vater nicht freuen, wenn der Sohn in seine Fußstapfen tritt? Haben Sie nicht selbst erzählt, daß Sie einsmals in der Fremde in ein gewisses Frauenzimmer ganz närrisch verliebt gewesen?

Jeronimus langt nach seinem Stock. Du Canaille! darfst du mir etwas solches vorwerfen? Daß . . .

Heinrich. Keineswegs. Ich sage dieses nur zu Dero Ruhm. Denn ich wollte für einen jungen Menschen, der keine Liebe hat, nicht vier Kreutzer geben.

Jeronimus. Liebe und Liebe ist zweyerley. Hier ist es eine schimpfliche Liebe, gegen ein Weibsbild, die niemand kennt. Ich bin in meiner Jugend selbst närrisch gewesen, ich bekenne meine Fehler, ich habe aber meine Sünden beweint, und dafür Busse gethan.

Heinrich. Mein Herr will auch Busse thun, wenn er alt wird.

Jeronimus. Der verfluchte Kerl macht mich ganz wunderlich.

Heinrich zu Jeronimo. Ey, ey. Lassen Sie Ihren Herrn Sohn nur austoben. Ein junger Mensch, der keine Liebeshändel gehabt hat, kann ja unter seinen Kammeraden in Gesellschaft nichts

sprechen, sondern muß da sitzen wie ein Kalb. Ich, meines Theils, will lieber eine Canaille seyn, als daß mir die Leute nachsagen sollten, daß ich nicht verliebt wäre.

Jeronimus. Höre, Schlingel! Ich thue dir hiermit nur zu wissen, daß so wohl du als dein Herr eine lange Nase kriegen werden, denn heute soll die Jungfer von einem Officier abgeholt werden, der hat sie gekauft, und der Jude geht nicht eher aus seinem Hause, bis sie fortgebracht ist, derohalben gebe ich mich völlig in Ruhe. Denn wo widrigenfalls Gefahr zu besorgen wäre, so wollte ich mich schon bemühen, zu verhindern, was ihr im Sinn habt.

(Er geht hinein.)

Der sechste Auftritt.

Heinrich und Leander.

Heinrich. Und just deswegen gebe ich mich nicht in Ruhe, sondern ich werde mir Mühe machen es zu befördern.

Leander. Ach, Heinrich! ich kann nicht ergründen, wie du es zurück treibst.

Heinrich. Wenn Sie nicht mein Herr wären, so würde ich sagen, daß Sie so dumm wären, wie eine Auster, weil Sie aber mein Herr sind, so darf ich Ihnen nur mit einem Pferde vergleichen, denn ich weis den Respect, den ein Laquai gegen seinen Herrn haben soll. Wenn keine

Hoff-

Hoffnung zur Rettung da ist, so wollen Sie mich todt stechen, oder ich soll den Augenblick plötzlich helfen. Wenn man aber Hoffnung darzu giebt, so ist alles unmöglich.

Leander. Du magst gerne sagen was du willt, wenn du mir nur hilfst. Welchen Anschlag aber hast du?

Heinrich. Sie können ihn nicht begreifen, wenn ich es auch gleich sage. Sie haben nichts anders zu thun als zu unserm Nachbar zu gehen, welcher gleich neben dem Juden wohnt, und ihn zu bitten, daß er mich in seinem Hause frey ein- und ausgehen lasse, zuvörderst aber müssen Sie mir Judenkleider und eine Soldatenmontur schaffen, denn heute muß ich zweyerley Personen agiren. Machen Sie geschwind und thun Sie das, denn die Zeit ist edel.

(Leander geht fort.)

Der siebente Auftritt.

Des Diederich Menschenschröcks Frau und Heinrich.

Heinrich bey sich selbst. Ich will auf des Officiers Laquaien Acht geben, sollte ich auch heute, Mittag- und Abendessen damit versäumen. Vernehme ich von ihm daß er Ephraim kennt, so geb ich mich für dessen Bruder aus, der mir die Vollmacht gegeben hätte, ihm die Jungfer zu überliefern, und kennt er ihn gar nicht so geb ich mich

 für

für Ephraim selbsten aus. Was will aber diese Dame hier?

Die Frau bey Seite. Wie unglücklich sind doch wir Officiersfrauen! Wir sehen unsere Männer fürs erste selten, und wenn sie aus einer Campagne nach Hause kommen, so führen sie Maitressen mit sich.

Heinrich leise. Potz tausend! sie ist vielleicht die Frau des Officiers, der die Jungfer von Ephraim gekauft hat?

Die Frau bey Seite. Man sagte mir, daß die verfluchte Hure, die er gekauft hat, bey diesem Juden hier seyn soll.

Heinrich leise. Triumph! Nun besinne ich mich auf eine neue Invention.

Die Frau bey Seite. Ich will deswegen hier stehen bleiben und warten, bis meines Manns Laquai kömmt sie abzuholen, alsdenn will ich die Leute zu Hülfe ruffen, um die Schandthat zu verhindern. Ach! Ach! ich elende Frau!

Heinrich leise. Ich muß doch mit ihr sprechen. Zur Frauen. Gnädige Frau! Was fehlt Ihnen? Sie sehen so betrübt aus.

Die Frau. Ach mein Freund! Könnt ihr mir nicht behülflich seyn? Ich werde euch eure Mühe schon zu belohnen wissen.

Heinrich. Sie haben Ihrem geringen Diener nur zu befehlen.

Die Frau. Mein Mann, den ich heute aus der Campagne zurück erwarte, soll, wie man mir gesagt hat, eine Hure gekauft haben, die sich bey

bey diesem Juden, der gleich hier wohnt, aufhalten soll, und die er heute will von ihm abholen lassen. Derowegen, mein Freund! bleibt hier bey mir, um zu verhindern, daß sie nicht fortgeführt wird.

Heinrich. Gnädige Frau! Sie kommen so gelegen hieher, als ob Sie geruffen wären. Ich gehe und patroulire hier auch, um Ihnen zu helfen.

Die Frau. Ach, ich danke euch!

Heinrich. Sie dürfen nicht danken, gnädige Frau! daß ich Ihnen helfen will, es ist mehr um meinet, als Ihrent willen.

Die Frau. Woher das?

Heinrich. Ich diene bey einem Herrn, der sterblich in diese Jungfer verliebt ist, und weil er von ihrer Ablieferung, die heute geschehen soll, Kundschaft erhalten hat, so bin ich hier, es zu hintertreiben, und dem Laquaien einen Possen zu spielen.

Die Frau. Ey, ist das möglich? Wollt ihr hierinnen meinen Rath anhören, so glaube ich, das beste wäre, wenn wir hier stehen bleiben und lauren, bis der Laquai kömmt und sie fortführt, so wollen wir alsdenn um Hülfe ruffen, und ihr könnt bey dieser Gelegenheit die Jungfer wegschnappen.

Heinrich. O nein, gnädige Frau, hieher gehören andere Anschläge. Der Jude ist hier in der Nachbarschaft bekannt, und fast jedes andere Haus hat die Ehre, ihm jährlich zwölf pro Cent

zu geben. Zudem will meines Herrn sein Herr Vater, der von seines Herrn Sohns Liebeshandel Nachricht eingezogen hat, dem Juden aus allen Kräften beystehen, und daher könnten wir bey solchen Umständen, die gnädige Frau zur Geldbuße, und ich in das Zuchthaus verurtheilt werden, und der Jude kriegte seine Waare wieder zurück. Ich sehe wohl, die gnädige Frau liebt die Feldgewohnheit, wo man gleich zum Werk schreitet; hier in der Stadt aber muß man defiliren, und mancherley Umschweife zur Hand nehmen, ehe man zu seinem Zweck kömmt. Glauben Sie mir, daß in meinem Kopf nicht eine Sehne ist, die nicht wie ein Bogen gespannt seye. So viel erfordert es, dieses ins Werk zu setzen.

Die Frau. Ich wünsche, daß es euch glücke!

Heinrich. Das soll schon glücken . . . Wie heißt aber Ihr Herr?

Die Frau. Er heißt Diederich von Menschenschröck.

Heinrich. Zum Henker! Wenn dieser Name auf einem Stein stünde, so könnte man einen englischen Stier damit todt schlagen.

Die Frau. Das ist wahr genug. Der Name ist prächtig. Mein Mann haselirt damit wie in andern Dingen.

Heinrich. Es sey wie ihm wolle. Ich hoffe, die Jungfer in meinen Händen zu haben, ehe es Abend wird, und Sie sollen von Ihrem Laquaien in ihren Kleidern fortgeführt werden.

Die

Die Frau. Ey, ey. Das ist ein grosses Fürnehmen.

Heinrich. Ich habe auch keine andere als große Anschläge. Wollen Sie mit mir in dieses Haus gehen, so will ich Ihnen weiter sagen, was zu bewerkstelligen ist.

Die Frau. Wir haben keine Zeit zu verliehren, denn ich habe ausspionirt, daß der Laquai in einer Stunde . . . .

Heinrich. Ist er ein wenig verschlagen?

Die Frau. Nein. Er ist nicht von den klügsten. Ihr könnt es aus dieser Historie schliessen. Vorhin war er unter meines Mannes Compagnie Tambour, und ein Briefträger dabey, und als er nun sahe, daß auf einigen Briefen, Major d' Infanterie, Capitain d' Infanterie, Lieutenant d' Infanterie stand, glaubte der Tölpel, daß auf allen Briefen das Wort Infanterie, stehen sollte, daher, als er einsmals hernach an einen Verpachter auf dem Lande schreiben mußte, machte er die Aufschrift, a Monsieur Adolph Ripsraps, Verpachter d' Infanterie.

Heinrich. Ha, ha, ha! Das ist lustig genug. Nun wollen wir aber hinein gehen.

(Sie gehen hinein.)

Der achte Auftritt.

Jeronimus und Elvire.

Jeronimus. Ist das nicht eine jämmerliche Historie? Ich sehe aber sie sind schon fort . . .

Elvire.

Elvire. Mein lieber Bruder, du bekümmerst dich allezeit. Das ist ja etwas das fast jederman begegnet.

Jeronimus. Ich kann dergleichen zum voraus spüren, gleichwie gewisse Leute an ihrem Leibe vorher wissen, wie das Wetter seyn wird, denn, eine Stunde vorher, ehe ich die Ehre hatte, dich bey mir zu sehen, kriegte ich ein Stechen in meiner rechten Zähe, und so oft das verzweifelte Stechen kömmt, weis ich gewiß, daß ich Verdruß haben werde, welches mir denn nun schon wiederfahren ist, denn ohngeachtet der Jude auf seinem Posten Acht giebt, und mein Sohn hintergangen wird, so kränkt mich doch sein liederlicher Vorsatz.

Elvire. Ey, ey. Du nimmst dir die Welt zu nahe. Ich habe anderes Herzeleid gehabt, als du. Ich wurde in einem Jahr, zwey meiner liebsten Sachen, die ich je auf der Welt hatte, beraubt, nämlich meines Mannes, der im Kriege umkam, und meiner einigen Tochter, die in ihrem zarten Alter in die Sklaverey geführt wurde.

Jeronimus. Ja, ja, Schwester, du hast das Glück ziemlich versucht. Inzwischen glaube mir doch, es ist ein größer Herzeleid, liederliche Kinder zu haben, als solche zu verliehren.

Elvire. Ey, rede nur nichts davon! Kann ein Herzeleid größer seyn als das, wo man den Mann einbüßt, die einige Tochter von barbarischen Leuten fortgeschleppt und das Haus rein ausgeplündert wird?

Jeronimus. Das ist freylich wahr, aber hier habe ich alle Tage Bekümmerniß und Verdruß, wozu mich mein ungerathner Sohn bringt. Man kann ein Herzeleid, es mag so groß seyn, als es will, endlich doch vergessen. Ich muß mich aber täglich grämen, welches meinen Humeur verändert. Du hast deinen Mann und deine Tochter zwar verlohren, aber du mußt Gott danken, daß er dir die großen Güter in Dalmatien gelassen, die du mit gutem Nutzen verkauft hast, so, daß du von deinen Mitteln mit Reputation in Venedig leben kannst.

Elvire. Mit Reputation kann ich zwar wohl leben, aber nicht mit Vergnügen. Wenn mir der Himmel nur so gnädig wäre, daß ich ausforschen könnte, wo sich meine Tochter in der Welt befindet. Ich wollte alle meine Mittel, wie groß sie auch wären, gerne anwenden, um sie auszulösen.

Jeronimus. Wollte der Himmel, es könnte seyn! denn ich hatte sie mit deinem Beyfall und Willen für meinen Sohn, Leander bestimmt, und wenn dieses Unglück nicht geschehen wäre, so würde er gewiß in keine solche Thorheit verfallen seyn. Deine Tochter könnte, nach meiner Rechnung, nun sechzehen Jahr alt seyn.

Elvire. Hast du das aufgeschrieben?

Jeronimus. Ich habe in diesem Buche hier, unter andern mir begegneten merkwürdigen Dingen so wohl meiner als deiner Kinder Geburt aufgezeichnet. Ich will dir gleich sagen, wenn sie geboh-

gebohren wurde. Er bespeyt die Finger und blättert im Buche herum. Hier muß es ohne Zweifel stehen: Ich will dieses Blatt durchlesen. Den 21. Januarii kam eine sehr dicke Wolke am Himmel, die prophezeyte ohnfehlbar einen Regen, sie ging aber doch vorüber. Den 22. dito war die Lufft ganz neblicht.

Elvire. Wozu aber nutzet es, mein lieber Bruder! daß du solche Baggatellen aufnotirst?

Jeronimus. Warte nur einen Augenblick, ich will es gleich finden. Den 24. dito, sahe ich ein schönes Mägdchen auf dem Markt, die überredete ich, daß . . . . Nein, das ist noch nicht, was ich suche.

Elvire. Lies nur das Letztere zu Ende, so kann ich etwas von deinen alten Begebenheiten hören, und dich dadurch zur Raison bringen, wenn du über deinen Leander schmählest.

Jeronimus. Warte nur noch ein wenig. Nun werde ich es gleich finden. Den 24. selbiges Monats, gab mir mein Bruder Alphonso einen Spottstich oder eine Stichelrede, die ich notirt habe, um der Rache nicht zu vergessen.

Elvire. Das war sehr christlich.

Jeronimus. Warte nur noch ein wenig. Nun kömmt es gleich. Den 24. fiel mir ein Absatz von den Schuhen, und . . . . Nein, das ist auch nicht das rechte. Den 25. träumte mir, daß . . . . Es muß doch hier irgendwo stehen. Er blättert im Buche dabey mummlend hin und her. Sieh, hier ists. Den 28. erblickte meiner Schwe-

ster

ster Tochter, Leonora, das Licht dieser Welt. Sie wolle aufwachsen in aller Tugend und Höflichkeit, ihren Eltern und Freunden zu Freude und Contentement. Amen! Ich wußte wohl, daß es hier war; aber es fehlt doch etwas.

Elvire. Was fehlt?

Jeronimus. Es sollte auf eben diesem Blatte stehen: Selbigen Dato wurde mein Sohn Leander zu einem Währwolf verwandelt.

Elvire. Ey, ey, schwatze nicht so verbittert.

Jeronimus. Wäre das geschehen, so hätte ich ietzo nicht alle Tage solche Verdrießlichkeiten.

Elvire. Das vergeht schon mit dem Alter. Komm, wir wollen ein wenig hinein gehen.

(Sie gehen hinein.)

Der neunte Auftritt.

Heinrich als ein Jude, Menschenschröcks Laquai in Soldaten Montur.

Heinrich bey Seite. Mich dünkte, ich sahe durchs Fenster ein Gesicht mit einem Knäbelbart bordirt, ja, das ist, meiner Treu, so ein Grasteufel, der hier steht und auf dieß Haus guckt. Ich wollte, er wäre es.

Der Laquai. Dieses ist die Straße, könnte ich nur das Haus finden.

Heinrich leise. Du sollst es schon finden.

Der Laquai. Ich bin noch niemals hier in dieser Stadt gewesen.

Hein-

Heinrich leise. Desto leichter kann ich dich narren.

Der Laquai. Eine solche Stadt auszuplündern, wäre recht lustig.

Heinrich leise. Und einen solchen Schlingel zu vexiren ist recht lustig. Das beste aber ist, ich packe ihn gleich an. Zum Laquaien. Guten Morgen, mein Herr! Ich sehe, daß er ein Fremder ist, mit wem will er sprechen?

Der Laquai. Wohnt hier niemand in dieser Straße?

Heinrich. Freylich, wenigstens wohne ich hier.

Der Laquai. Ich habe einen Brief hier an einen Mann, der in dieser Straße wohnt.

Heinrich. Ist der Mann nicht einer von Israels Kindern?

Der Laquai. Nein. Es soll ein Jude seyn.

Heinrich. Ja. Ja. Israels Kinder sind Juden.

Der Laquai. Das hab ich niemals gewußt.

Heinrich. Dient er nicht beym Herrn von Menschenschröck?

Der Laquai. Ja. Ich glaube, ich habe den Mann, den ich suche.

Heinrich. Mein Name ist Ephraim.

Der Laquai. Ich glaube auch, die Aufschrift heißt also: „Herrn Herrn Ephraim, wohlmeritir„ten Juden". Ja. Ja. Das ist recht genug, man sagte mir, daß er hier herum wohnt.

Hein-

Heinrich. Das ist mein Haus. Ja. Aber, wie heißt er? Mussör!

Der Laquai. Ich heisse Christoph Mauerbrecher. Will er den Brief lesen?

Heinrich. Ich weis schon, was drinnen ist. Ihr sollt die Jungfer haben, die bey mir ist.

Der Laquai. Ja. Das ist ungefähr so. Und hier ist außer dem Brief meines Herrn Perschaft zum Zeichen.

Heinrich. Gut, gut. Hyacinthe! komm heraus! Nun wird sie gleich da seyn.

Der zehente Auftritt.

Menschenschröcks Frau vermasquirt. Heinrich und der vorige Laquai.

Heinrich. Höre, Hyacinthe, du sollt mit diesem Laquaien hier gehen.

Der Laquai. Ist sie schön? Ephraim!

Heinrich. Freylich, sonst hätte euer Herr nicht so viel Geld für sie gegeben.

Der Laquai. Wie viel Geld sollt ihr noch haben?

Heinrich. Er gab mir zwanzig Ducaten auf die Hand, und ich soll noch hundert und zwanzig haben, ich habe vorhin schon oft mit ihm ohne Hand und Siegel gehandelt.

Der Laquai. Ich muß sie an ein gewisses Ort inzwischen hinführen, bis mein Herr nach Hause kömmt, denn meine Frau soll nichts davon wissen.

Heinrich. Sie ist gewiß eifersüchtig?

Der Laquai. Ja. Ich wollte euch wohl etwas sagen, wofern ihr schweigen könntet?

Heinrich. Ich schwör ihm bey unserm Gott Mahometh und unsrer herrlichen jüdischen Alkoranometh.

Der Laquai. Das ist ein Luder, die mein Herr zur Frau hat, es sollte mich nicht verdrießen, wenn sie nicht so alt und so garstig wär, und mein Herr ist in seinem blühenden Alter, warum soll er nicht eben so wohl als alle andere Officiers vom Regiment eine Maitresse halten?

Heinrich. Das meyne ich auch.

Der Laquai. Die Spritzbüchse mag aber auch spioniren wie sie will, so kriegt sie doch eine lange Nase. Adieu, Ephraim! mein Herr will in einer halben Stunden selbsten mit euch sprechen, und den Rest bezahlen.

Heinrich. Gut. Adiós, Christoph Mauerbrecher! . . . .

Der Laquai geht mit dem Frauenzimmer ab.

Der eilfte Auftritt.

Heinrich und Leander.

Heinrich. Diese letzte Relation veranlasset mich zu einem neuen Possen. Ich will das Geld, das der Jude haben soll, selbst haben. Herr! kommen Sie heraus!

Leander kommt. Wurde sie fortgeführt? Heinrich!

M

Hein-

Heinrich. Ja. Der erste Actus von dieser Comödie ist schon vorbey, der Laquai wird aber, warlich, den Teufel auf den Hals kriegen, für etwas, das er von seiner Frauen von ihr gesprochen hat. Indessen bleiben Sie hier Schildwacht stehen, ich will mich geschwind umkleiden.

(Er geht hinein.)

Leander. Der Officier wird genarrt, das ist nun einmal ganz gewiß. Ach, würde mir nur auch geholfen! Die Sache scheint doch möglich. Ich fürchte nur, daß der Jude meinen Heinrich kennt, er ist aber iedoch hurtig, und kann sich gut verstellen. Zudem hat ihn der Jude nur einmal gesehen, und die Kleider machen ihn auch unkenntlich. Ach! könnte es uns glücken! könnte es uns nur glücken! Ich lebe zwischen Furcht und Hoffnung. Jeder Augenblick scheint mir ietzo ewig lang. Kann ich nicht reußiren, so kann ich auch nicht mehr leben, denn ich glaube, daß die Liebe noch niemals so in eines Menschen Seele gewirkt hat, als wie in meiner. Heinrich kömmt wieder. Aber da bist du wieder, Heinrich! Du Vogel! Ich hätte dich bald selbsten nicht gekannt.

Heinrich. Gehen Sie indessen nur in Ihr Zimmer, bis ich mit der Beute komme.

Leander. Glück auf die Reise!

(Er geht ab.)

Der zwölfte Auftritt.

Heinrich in Soldatenmontur und der Jude.

Heinrich. Nun gilts Ernst, ich muß mich brutal anstellen, so glaubt er mir desto eher.

Heinrich kloft stark an die Thür.

Der Jude innen vor. Was ist das für ein Lärmen an meiner Thür?

Heinrich. Mach auf, Coujon! oder ich schmeiß dir dein Haus um.

Der Jude. Was seyd ihr für einer?

Heinrich. Ich bin Christoph Mauerbrecher.

Der Jude. Christoph Mauerbrecher? Das ist ein besonderer Name.

Heinrich. Diesen Namen trag ich mit Respect. Mach auf!

Der Jude. Ein wenig Gedult, mein Herr!

Heinrich. Was Gedult? Ich bin ein Officier.

Der Jude. Und ich bin ein einwohnender Bürger allhier.

Heinrich. Das ist zu sagen: Du bist ein Handwerkskerl, und ich Alexander Magnus. Mach auf, oder du mußt sterben!

Der Jude kömmt heraus. Was ist sein Verlangen? Mussör!

Heinrich. Ihr kennt vielleicht nicht Christoph Mauerbrechern?

Der Jude. Nein, mein Herr!

Hein-

Heinrich. Habt ihr meinen Namen nicht in den Zeitungen gelesen?

Der Jude. Nein, Herr Mauerbrecher!

Heinrich. Habt ihr nicht von der Bataille bey Ragusa gehört?

Der Jude. Nein, mein Herr!

Heinrich. Die Bürgersleute sind so dumm, wie die Ochsen.

Der Jude. Ein jeder ist gut für sich, ich verstehe vielleicht etwas hingegen, das er nicht versteht.

Heinrich. Was willt du verstehen? Hör einmal, Coujon! Was ist ein Contrescarpe?

Der Jude. Das weis ich nicht.

Heinrich. Was ist ein Rauelie?

Der Jude. Ich weis nicht.

Heinrich. Eine Compagnie Quarrè?

Der Jude. Das verstehe ich nicht.

Heinrich. Ein Regiment Gregorius?

Der Jude. Ich bin kein Kriegsmann.

Heinrich. Eine Aproche des Petards?

Der Jude. Das weis ich auch nicht.

Heinrich. Eine Escorte, ein ferme la porte, ein Bataillon, ein Esquadron, eine Ordre de Bataille, eine Ordre de de Muraille, eine Salve Guarde, ein Corps de Garde, ein Peloton, ein Bastion, eine Compagnie, eine Testanie, ein Drommedarius, ein Kriegs-Commissarius?

Der Jude. Mussör! ich verstehe nichts von der Feldsprache.

Heinrich zu Jeronimo. Canaille! Bist du sein Vater?

Der Jude zu Heinrich. Aber hört doch nur!

Heinrich. Der Hund soll sterben. Er zieht seinen Degen, Jeronimus verbirgt sich hinter den Juden, Heinrich haut und schreyt, Jeronimus und der Jude fallen übereinander.

Der Jude. Ach! Ach! Was habe ich Böses verübt?

Heinrich. Mit Permißion, Ephraim, ich wollte nur diesem alten Schelm eines versetzen.

Der Jude auf den Knien. Ach, Mussör Christoph Mauerbrecher, schont meiner!

Heinrich. Er will meinem Herrn das stehlen, was er so lieb hat, als sein Leben.

Der Jude. Hört aber doch, Mussör!

Heinrich. Er muß wissen, daß mit uns Officieren nicht zu scherzen ist.

Der Jude. Ach, nur ein Wort!

Heinrich. Ihr sollet mir eher helfen, den alten Hund zu massacriren.

Der Jude. Laßt mich doch auch nur ein Wort reden.

Heinrich. Ich bin Mann davor, ich wollte ihm seinen Kopf absäbeln, und wär er auch so dick als an einem englischen Stier.

Der Jude. Dieser alte Herr hält mit uns.

Heinrich. Ist das nicht der Vater, zu dem, der . . . . ?

Der Jude. Ja. Aber er ist deswegen selbst auf seinen Sohn zornig.

Hein-

Heinrich. Das ist ein ander Ding. Auf diese Weise bitte ich um Verzeihung!

Jeronimus zu Heinrich. Ihr könnt mir keinen größern Gefallen thun, als wenn ihr sie fein bald zu eurem Herrn führt, denn ich fürchte sonst, daß sie meinem Sohn in die Hände gerathen möchte.

Heinrich. Hier haben Sie meine Hand, mein Herr, er soll hinten nachsehen, wenn er auch zehen andre bey sich hätte.

Jeronimus. Hier habt ihr ein Paar Ducaten, gebt aber wohl Acht, daß ihr sicher an Ort und Stelle mit ihr kommt.

Heinrich. Ihr Diener! Kann ich Ihnen sonsten dienen, so soll es mir ein Plaisir seyn.

Jeronimus. Adieu, Monsieur Mauerbrecher!

Hyacinthe weint. Heinrich sagt ihr etwas ins Ohr, worüber sie sich zufrieden giebt und mit ihm fortgeht.

Der vierzehente Auftritt.

Jeronimus und der Jude.

Jeronimus. Ich kann euch versichern, Ephraim, ich habe mich noch nie mit größerer Zufriedenheit prügeln lassen. Ich hoffe, ihr werdet auch so sagen?

Der Jude. Das muß der Teufel seyn und keine Zufriedenheit.

Jeronimus. Ich konnte daraus abnehmen, daß er ein ehrlicher und starker Kerl ist, und daher nicht leicht angeht, daß man ihm die Beute abjagt, er müßte sich denn bestechen lassen.

Der Jude. Das ist schon gut, Herr Jeronimus, ich fühle inzwischen aber, was ich fühle.

Jeronimus. Ich kriegte doch am meisten.

Der Jude. Das war auch mit Recht, denn er ist seinem Sohn am nächsten. A, a, meine Schultern, meine Schultern! Der Teufel hol den Christoph Mauerbrecher!

Jeronimus. Fluchet nicht auf ihn. Er war doch ein ehrlicher Kerl.

Der Jude. Ein wenig allzu ehrlich, mein Herr, ein wenig allzu ehrlich.

Jeronimus. Wie wird Heinrich den Kopf hängen, wenn er hören wird, daß sie schon fort ist. Aber hier kömmt meine Schwester zurück.

Der funfzehente Auftritt.

Die Vorigen und Elvire.

Elvire. Nun, mein Bruder! Wie stehts?

Jeronimus. Sehr gut! Denn mein Rücken ist seit dem von Schlägen so mürbe worden, als ein Boeuf à la mode.

Elvire. Was? Hast du in deinen alten Tagen Prügel bekommen?

Jeronimus. Ja, Wirklich, ich.

Elvire. Von wem?

Jeronimus. Von Christoph Mauerbrechern.

El.

Elvire. Was Possen! kenne ich Christoph Mauerbrechern?

Jeronimus. Und ich schenkte ihm ein Paar Ducaten dazu, weil er so wohl wegen mein selbst, als auch wegen dieses guten Mannes zuschlug.

Elvire. Wenn ich nicht wüßte, daß du ein ordentlicher Mann wärest, so dächte ich ietzo du hättest einen Rausch.

Jeronimus. Ich will dir es deutlich sagen: Des Officiers Laquai führte eben ietzo die Sklavinn fort zu seinem Herrn, so daß dieser Stein nun von meinem Herzen ist. Der Kerl aber selbsten, als ihm Ephraim sagte, daß ich der Vater dessen wäre, der auf die Jungfer laurte, wurde aus Eifer so rasend, und hätte mich fast ermordet, so daß ich nicht darauf verdrießlich bin, daß . . . .

Elvire. Ihr guten Leute! ich fürchte, man hat euch einen Possen gespielt, das Wort Mauerbrecher und der große Eifer gefallen mir nicht. Ob nicht Heinrich einem andern Soldatenkleider angezogen hat?

Der Jude. Ach nein! Das war mein Seel der rechte, ich kenne ja seines Herrn Handschrift, seht, hier ist sein Brief mit andern Umständen darinnen.

Elvire. Ey, so gratulire ich euch! Ich habe aber sonsten noch etwas zu sagen . . . .

Jeronimus. So sey gut, und komm mit herein, so können wir mehreres sprechen.

(Sie gehen ab.)

Der

Heinrich. Gut, gut, Ihro Gnaden!

Der Jude. Welch Unglück hör ich?

Der Officier zu Heinrich. Es ist zwar sehr theuer, aber das Mägdchen ist schön.

Heinrich. Das ist eine allerliebste Jungfer! eine allerliebste Jungfer!

Der Jude. Schlaf ich, oder bin ich wachend?

Der Officier zu Heinrich. Aber, Ephraim! ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nämlich zu schweigen.

Heinrich. Darauf können Sie sich verlassen.

Der Jude. Ich werde närrisch. Hier ist ein Betrug. Zum Officier. Hören Sie, wohlgebohrner Herr! Ich, ich bin der Jud Ephraim, der die Jungfer verkauft hat.

Heinrich. Du mußt ein Teufel seyn, ich kenne dich wohl.

Der Jude. Bin ich nicht Ephraim? Ich muß ja wissen, wer ich bin.

Der Officier. Zum Teufel! was soll das heissen?

Heinrich. Gnädiger Herr! das ist ein verkleideter Soldat, ein Spitzbube.

Der Officier. So soll er die schwere Noth kriegen!

Der Jude zum Officier. Ach, glauben Sie ihm nicht.

Heinrich. Solcher Schelmen und Gaudiebe wegen, die sich in unsre Tracht vermummen, müssen wir oft Verfolgung leiden.

Der

Der Officier zum Juden. Das ist wahr. Sage, Hund! von welchem Regiment bist du gelaufen?

Der Jude. So wahr als ich ein ehrlicher Mann bin, so bin ich der Jud Ephraim, und wohne hier in diesem Hause.

Heinrich. Ha, ha, ha! Das ist recht genug, so wahr als du ein ehrlicher Mann bist, das mußt du aber vorher beweisen.

Der Jude zum Officier. Trauen Sie doch diesem nicht, ich kann beweisen, daß ich der rechte Jud Ephraim bin, und ich kann zum Beweis mit Umständen erzählen, daß die Jungfer vor drey Tagen von meinem Commißionair verkauft worden, und daß er in meinem Namen zwanzig Ducaten auf die Hand bekommen hat, daß die Jungfer Hyacinthe heißt, und daß mir sein Diener sein Petschaft, zum Zeichen der Abrede nach, gezeigt hat, als er die Jungfer kriegte.

Der Officier. Tausend Teufel! Sind hier aus einem Ephraim durch Taschenspielerey zwey gemacht worden?

Heinrich. Ach Himmel! Der Gaudieb hat alle Umstände ausspionirt, um mich und Ihro Gnaden zu betriegen. Ach! Ach! welcher lose Vogel! welcher lose Vogel!

Der Officier. Ich will bald den Entscheid wissen. Zum Laquaien. Christoph! Wer, unter diesen zweyen, übergab dir das Frauenzimmer?

Der Laquai auf Heinrich weisend. Dieser.

Der

Der Officier. Lügst du, so soll es dein Leben kosten.

Der Laquai. Ich will, weis nicht, was seyn, wenn nicht dieser er weißt auf Heinrich, Ephraim, und der andere ein Spitzbube ist.

Der Jude. Au wey mir! au wey mir!

Der Laquai. Mich dünkt, ich hätte diesen Gaudieb, als Dragoner unter des Herrn Capitain Feuerfressers Compagnie gesehen. Ich wollte wetten, daß er es sey. Zum Juden. Höre, ist dein Name nicht Jochum Treckhold?

Der Jude. Ich fluche bey Himmel und Erde, daß ich der Jud Ephraim bin.

Heinrich. Das ist recht, wie Christoph Mauerbrecher sagt, nun erinnere ich mich auch, daß er Jochum Treckhold heißt.

Der Laquai. Ich kannte ihn gleich. Ihr habt ja das Signet? Ephraim!

Heinrich. Ja, hier ists. Können Sie nun sehen? gnädiger Herr!

Der Officier rufft: Holla, Corporal!

Ein Corporal kömmt herein. Ihro Gnaden!

Der Officier. Verwahr mir diesen Kerl, er ist ein verkleideter Soldat.

Der Corporal schleppt den Juden hinaus, welcher immer schreyt: Au wey mir!

Der Officier. War das nicht ein verfluchter Kerl?

Heinrich. Es giebt hier in dieser Stadt eine Menge böser Leute.

Der

Der Officier. Seht hier, Ephraim! hier habt ihr das Geld. Ich habe es selbsten gezählt.

Heinrich. Gut, gut, Ihro Gnaden! Es dürfte nicht so geschwind seyn. Adiós, gnädiger Herr!

(Er geht.)

Der achtzehente Auftritt.

Menschenschröck, sein Laquai, Jeronimus und Elvire.

Jeronimus. Das Mägdchen sagte, es wäre hier aussen ein neuer Lärmen, ich sehe aber, es ist alles still.

Der Officier zun Laquaien. Du mußt von diesem Lärmen nichts sprechen, weder vor diesen Leuten noch vor andern, damit die ganze Sache geheim bleibt.

Elvire. Mich dünkt, ich soll diesen Officier kennen. Ist das nicht der Herr von Menschenschröck?

Der Officier. Diese Frau habe ich ohne Zweifel in Dalmatien gekannt.

Elvire. Herr von Menschenschröck!

Der Officier. Oh! Madame Elvire!

Sie umarmen einander.

Der Officier. Ich hatte die Ehre, in Dero Hause zu seyn, als wir bey Ragusa campirten.

Elvire. Das ist wahr. Die Ehre war meiner Seits. Seithero hatte ich große Unglücke, mein

Haus wurde von den Türken geplündert, und meine Angehörigen in die Sklaverey geführt.

Der Officier. Das würde nicht geschehen seyn, wenn ich wäre Parteygänger gewesen. Mein bloßer Name verursachte unter den Türken einen solchen Schrecken, daß sie niemals Glück hatten einen Versuch auf die Beute zu thun, so müde hatte ich sie bey diesem Handwerk gemacht. Ich darf sagen, daß ich allein durch Parteygehen, hin und her, ihnen bey zwanzig tausend Mann wegputzte, und mit meiner eignen Hand massacrirte ich einmal in einem einigen Monat über zweytausend Janitscharen. Ists nicht wahr? Christoph Mauerbrecher!

Der Laquai. Freylich!

Der Officier. Worüber mir der General selbst diesen Namen Menschenschröck beylegte.

Elvire. Ist das möglich? kriegten Sie auf solche Art diesen Namen?

Der Officier. Ja er hatte selben die Gnade und präsentirte mich dem Herzog von Dalmatien, mit diesen Worten: Ihro Durchlaucht, hier ist der andere Scanderbeg, der Türken Ruthe!

Elvire. Sieht man wohl!

Der Officier. Es war mir nichts liebers, als wenn mir allein eine ganze Compagnie bewaffneter Türken begegnete. Ists nicht wahr? Christoph Mauerbrecher!

Der Laquai .Freylich!

Der Officier. Den türkischen Vezier Mahomet Podolsky hatte ich schon beym Flügel, in

eben

eben der Zeit aber kam eine Bombe geflogen, die mir die Hand zurück schlug, so daß er dießmal entrunne, aber nur auf eine Galgenfrist. Ich werde niemals vergessen, wie er auf sein türkisch immer schrie: Ah! la, la, la!

Elvire. Was heißt das in unsrer Sprache?

Der Officier. Das will so viel sagen: Ach du großer Mahometh! errette mich aus den Händen dieses starken tapfern Menschenschröcks.

Elvire. Können die wenig türkischen Wörter so viel bedeuten?

Der Officier. Ja. Die türkische Sprache ist sehr reich.

Elvire. Dürft ich aber so frey seyn und fragen: Weswegen sieht man Ihnen heute in dieser geringen Straße?

Der Officier. Madame Elvire! Sie sind eine ehrliche Frau, und von welcher ich glaube, daß sie mich nicht beschreyen wird. Ich kaufte vor einigen Tagen im Lager von dieses hier wohnenden Juden Commißionario eine Sklavinn.

Jeronimus. Potz tausend! sind Sie es, der das Frauenzimmer kaufte?

Der Officier zu Elvire. Kann dieser Mann schweigen?

Elvire. Ja. Ich stehe vor ihn, Herr von Menschenschröck!

Der Officier. Gut, gut. Ich sehe aber, hier steht eine Magd hinter der Thür, und hört uns zu, kann diese auch wohl schweigen?

Jeronimus. Ich konnte daraus abnehmen, daß er ein ehrlicher und starker Kerl ist, und daher nicht leicht angeht, daß man ihm die Beute abjagt, er müßte sich denn bestechen lassen.

Der Jude. Das ist schon gut, Herr Jeronimus, ich fühle inzwischen aber, was ich fühle.

Jeronimus. Ich kriegte doch am meisten.

Der Jude. Das war auch mit Recht, denn er ist seinem Sohn am nächsten. A, a, meine Schultern, meine Schultern! Der Teufel hol den Christoph Mauerbrecher!

Jeronimus. Fluchet nicht auf ihn. Er war doch ein ehrlicher Kerl.

Der Jude. Ein wenig allzu ehrlich, mein Herr, ein wenig allzu ehrlich.

Jeronimus. Wie wird Heinrich den Kopf hängen, wenn er hören wird, daß sie schon fort ist. Aber hier kömmt meine Schwester zurück.

Der funfzehente Auftritt.

Die Vorigen und Elvire.

Elvire. Nun, mein Bruder! Wie stehts?

Jeronimus. Sehr gut! Denn mein Rücken ist seit dem von Schlägen so mürbe worden, als ein Boeuf à la mode.

Elvire. Was? Hast du in deinen alten Tagen Prügel bekommen?

Jeronimus. Ja. Wirklich, ich.

Elvire. Von wem?

Jeronimus. Von Christoph Mauerbrechern.

El.

Elvire. Was Possen! kenne ich Christoph Mauerbrechern?

Jeronimus. Und ich schenkte ihm ein Paar Ducaten dazu, weil er so wohl wegen mein selbst, als auch wegen dieses guten Mannes zuschlug.

Elvire. Wenn ich nicht wüßte, daß du ein ordentlicher Mann wärest, so dächte ich ietzo du hättest einen Rausch.

Jeronimus. Ich will dir es deutlich sagen: Des Officiers Laquai führte eben ietzo die Sklavinn fort zu seinem Herrn, so daß dieser Stein nun von meinem Herzen ist. Der Kerl aber selbsten, als ihm Ephraim sagte, daß ich der Vater dessen wäre, der auf die Jungfer laurte, wurde aus Eifer so rasend, und hätte mich fast ermordet, so daß ich nicht darauf verdrießlich bin, daß . . . .

Elvire. Ihr guten Leute! ich fürchte, man hat euch einen Possen gespielt, das Wort Mauerbrecher und der große Eifer gefallen mir nicht. Ob nicht Heinrich einem andern Soldatenkleider angezogen hat?

Der Jude. Ach nein! Das war mein Seel der rechte, ich kenne ja seines Herrn Handschrift, seht, hier ist sein Brief mit andern Umständen darinnen.

Elvire. Ey, so gratulire ich euch! Ich habe aber sonsten noch etwas zu sagen . . . .

Jeronimus. So sey gut, und komm mit herein, so können wir mehreres sprechen.

(Sie gehen ab.)

Der sechzehente Auftritt.

Heinrich. Menschenschröck und sein Laquai.

Heinrich vor sich selbst. Triumph! Die Jungfer ist schon in meines jungen Herrn Händen. Das Spiel ist gewonnen, aber die Historie ist noch nicht zu Ende. Nun agire ich wieder den Juden, um das Geld, das Ephraim haben soll, vom Officier zu kriegen. Meine List ist unendlich. Das letztere thue ich nur um die Comödie vollkommen zu machen. Aber, ich höre ein Geräusch. Hier kömmt wirklich Christoph Mauerbrecher mit seinem Herrn.

Der Officier. Christoph!

Der Laquai. Ihro Gnaden!

Der Officier. Wo ist das Haus?

Der Laquai. Gleich hier an der Ecke.

Der Officier. Hast du die Jungfer in das Haus auf dem Markte gebracht?

Der Laquai. Ja. Hier steht aber der Jude just unter der Thür.

Der Officier. Das ist gut, so kann ich ihn gleich bezahlen, und ihn zugleich bitten, daß er niemand etwas von diesem Kauf sage. Zu Heinrich. Serviteur! Ich bin derjenige, der mit eurem Commißionaire im Feld um die Jungfer handelte.

Heinrich. Gut, gut, wohlgebohrner Herr!

Der Officier. Er sagte mir, daß er euch zugehörte.

Hein-

Heinrich. Ja, gnädiger Herr, das war Levi mein Commißionaire.

Der Officier. Jetzt komme ich euch zu bezahlen.

Heinrich. Gut, Ihro Gnaden!

Der Officier. Ich danke euch, daß ihr mir creditirtet, ohngeachtet ihr mich nicht kennet.

Heinrich. Ey, gnädiger Herr! Das ist keine Merite, einem reichen vornehmen Herrn zu crediren.

Der Officier. Ich will aber, mein lieber Ephraim, nur noch bitten, daß ihr ja niemand nichts von diesem Kauf offenbart.

Heinrich. Bey Leibe nicht, mein Herr! ich verlöhre ja meinen Vortheil dadurch.

Der siebenzehente Auftritt.

Die Vorigen und der rechte Jude.

Der Jude kömmt aus Jeronimi Hause. Adieu, Herr Jeronimus! ich recommendire mich. Was wollen aber hier diese Leute?

Heinrich leise. Ist das nicht Ephraim? der Lumpenhund! Nun wirds verteufelt aussehen.

Der Officier zu Heinrich. Sein Commißionaire kriegte zwanzig Ducaten auf die Hand.

Heinrich. Recht, recht, gnädiger Herr!

Der Jude. Was, zum Teufel! ist das für eine Historie?

Der Officier zu Heinrich. Seht, hier ist der Rest, ein hundert und zwanzig Ducaten.

Hein

Heinrich. Gut, gut, Ihro Gnaden!

Der Jude. Welch Unglück hör ich?

Der Officier zu Heinrich. Es ist zwar sehr theuer, aber das Mägdchen ist schön.

Heinrich. Das ist eine allerliebste Jungfer! eine allerliebste Jungfer!

Der Jude. Schlaf ich, oder bin ich wachend?

Der Officier zu Heinrich. Aber, Ephraim! ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nämlich zu schweigen.

Heinrich. Darauf können Sie sich verlassen.

Der Jude. Ich werde närrisch. Hier ist ein Betrug. Zum Officier. Hören Sie, wohlgebohrner Herr! Ich, ich bin der Jud Ephraim, der die Jungfer verkauft hat.

Heinrich. Du mußt ein Teufel seyn, ich kenne dich wohl.

Der Jude. Bin ich nicht Ephraim? Ich muß ja wissen, wer ich bin.

Der Officier. Zum Teufel! was soll das heissen?

Heinrich. Gnädiger Herr! das ist ein verkleideter Soldat, ein Spitzbube.

Der Officier. So soll er die schwere Noth kriegen!

Der Jude zum Officier. Ach, glauben Sie ihm nicht.

Heinrich. Solcher Schelmen und Gaudiebe wegen, die sich in unsre Tracht vermummen, müssen wir oft Verfolgung leiden.

Der

Der Officier zum Juden. Das ist wahr. Sage, Hund! von welchem Regiment bist du gelaufen?

Der Jude. So wahr als ich ein ehrlicher Mann bin, so bin ich der Jud Ephraim, und wohne hier in diesem Hause.

Heinrich. Ha, ha, ha! Das ist recht genug, so wahr als du ein ehrlicher Mann bist, das mußt du aber vorher beweisen.

Der Jude zum Officier. Trauen Sie doch diesem nicht, ich kann beweisen, daß ich der rechte Jud Ephraim bin, und ich kann zum Beweis mit Umständen erzählen, daß die Jungfer vor drey Tagen von meinem Commißionair verkauft worden, und daß er in meinem Namen zwanzig Ducaten auf die Hand bekommen hat, daß die Jungfer Hyacinthe heißt, und daß mir sein Diener sein Petschaft, zum Zeichen der Abrede nach, gezeigt hat, als er die Jungfer kriegte.

Der Officier. Tausend Teufel! Sind hier aus einem Ephraim durch Taschenspielerey zwey gemacht worden?

Heinrich. Ach Himmel! Der Gaudieb hat alle Umstände ausspionirt, um mich und Ihro Gnaden zu betriegen. Ach! Ach! welcher lose Vogel! welcher lose Vogel!

Der Officier. Ich will bald den Entscheid wissen. Zum Laquaien. Christoph! Wer, unter diesen zweyen, übergab dir das Frauenzimmer?

Der Laquai auf Heinrich weisend. Dieser.

Der Officier. Lügst du, so soll es dein Leben kosten.

Der Laquai. Ich will, weis nicht, was seyn, wenn nicht dieser er weißt auf Heinrich, Ephraim, und der andere ein Spitzbube ist.

Der Jude. Au wey mir! au wey mir!

Der Laquai. Mich dünkt, ich hätte diesen Gaudieb, als Dragoner unter des Herrn Capitain Feuerfressers Compagnie gesehen. Ich wollte wetten, daß er es sey. Zum Juden. Höre, ist dein Name nicht Jochum Treckhold?

Der Jude. Ich fluche bey Himmel und Erde, daß ich der Jud Ephraim bin.

Heinrich. Das ist recht, wie Christoph Mauerbrecher sagt, nun erinnere ich mich auch, daß er Jochum Treckhold heißt.

Der Laquai. Ich kannte ihn gleich. Ihr habt ja das Signet? Ephraim!

Heinrich. Ja, hier ists. Können Sie nun sehen? gnädiger Herr!

Der Officier rufft: Holla, Corporal!

Ein Corporal kömmt herein. Ihro Gnaden!

Der Officier. Verwahr mir diesen Kerl, er ist ein verkleideter Soldat.

Der Corporal schleppt den Juden hinaus, welcher immer schreyt: Au wey wir!

Der Officier. War das nicht ein verfluchter Kerl?

Heinrich. Es giebt hier in dieser Stadt eine Menge böser Leute.

Der

Der Officier. Seht hier, Ephraim! hier habt ihr das Geld. Ich habe es selbsten gezählt.

Heinrich. Gut, gut, Ihro Gnaden! Es dürfte nicht so geschwind seyn. Adiós, gnädiger Herr!

(Er geht.)

Der achtzehente Auftritt.

Menschenschröck, sein Laquai, Jeronimus und Elvire.

Jeronimus. Das Mägdchen sagte, es wäre hier aussen ein neuer Lärmen, ich sehe aber, es ist alles still.

Der Officier zun Laquaien. Du mußt von diesem Lärmen nichts sprechen, weder vor diesen Leuten noch vor andern, damit die ganze Sache geheim bleibt.

Elvire. Mich dünkt, ich soll diesen Officier kennen. Ist das nicht der Herr von Menschenschröck?

Der Officier. Diese Frau habe ich ohne Zweifel in Dalmatien gekannt.

Elvire. Herr von Menschenschröck!

Der Officier. Oh! Madame Elvire!

Sie umarmen einander.

Der Officier. Ich hatte die Ehre, in Dero Hause zu seyn, als wir bey Ragusa campirten.

Elvire. Das ist wahr. Die Ehre war meiner Seits. Seithero hatte ich große Unglücke, mein

Haus wurde von den Türken geplündert, und meine Angehörigen in die Sklaverey geführt.

Der Officier. Das würde nicht geschehen seyn, wenn ich wäre Parteygänger gewesen. Mein bloßer Name verursachte unter den Türken einen solchen Schrecken, daß sie niemals Glück hatten einen Versuch auf die Beute zu thun, so müde hatte ich sie bey diesem Handwerk gemacht. Ich darf sagen, daß ich allein durch Parteygehen, hin und her, ihnen bey zwanzig tausend Mann wegputzte, und mit meiner eignen Hand massacrirte ich einmal in einem einigen Monat über zweytausend Janitscharen. Ists nicht wahr? Christoph Mauerbrecher!

Der Laquai. Freylich!

Der Officier. Worüber mir der General selbst diesen Namen Menschenschröck beylegte.

Elvire. Ist das möglich? kriegten Sie auf solche Art diesen Namen?

Der Officier. Ja er hatte selben die Gnade und präsentirte mich dem Herzog von Dalmatien, mit diesen Worten: Ihro Durchlaucht, hier ist der andere Scanderbeg, der Türken Ruthe!

Elvire. Sieht man wohl!

Der Officier. Es war mir nichts liebers, als wenn mir allein eine ganze Compagnie bewaffneter Türken begegnete. Ists nicht wahr? Christoph Mauerbrecher!

Der Laquai .Freylich!

Der Officier. Den türkischen Vezier Mahomet Podolsky hatte ich schon beym Flügel, in eben

eben der Zeit aber kam eine Bombe geflogen, die mir die Hand zurück schlug, so daß er dießmal entrunne, aber nur auf eine Galgenfrist. Ich werde niemals vergessen, wie er auf sein türkisch immer schrie: Ah! la, la, la!

Elvire. Was heißt das in unsrer Sprache?

Der Officier. Das will so viel sagen: Ach du großer Mahometh! errette mich aus den Händen dieses starken tapfern Menschenschröcks.

Elvire. Können die wenig türkischen Wörter so viel bedeuten?

Der Officier. Ja. Die türkische Sprache ist sehr reich.

Elvire. Dürft ich aber so frey seyn und fragen: Weswegen sieht man Ihnen heute in dieser geringen Straße?

Der Officier. Madame Elvire! Sie sind eine ehrliche Frau, und von welcher ich glaube, daß sie mich nicht beschreyen wird. Ich kaufte vor einigen Tagen im Lager von dieses hier wohnenden Juden Commißionario eine Sklavinn.

Jeronimus. Potz tausend! sind Sie es, der das Frauenzimmer kaufte?

Der Officier zu Elvire. Kann dieser Mann schweigen?

Elvire. Ja. Ich stehe vor ihn, Herr von Menschenschröck!

Der Officier. Gut, gut. Ich sehe aber, hier steht eine Magd hinter der Thür, und hört uns zu, kann diese auch wohl schweigen?

Jeronimus. Ach perfect. Man sollte drauf schwören, daß sie kein Weibsbild ist, so gut kann sie schweigen.

Der Officier. Gut, gut. Ich habe diese Jungfer, heute schon abholen lassen durch diesen meinen Laquaien Christoph Mauerbrecher.

Elvire. Kann sie Italiänisch reden?

Der Officier. Ja freylich. Sie ist eine Italiänerinn.

Elvire. Ach, Herr von Menschenschröck! thun Sie mir den Gefallen, und machen Sie, daß ich mit ihr reden kann. Vielleicht kann sie mir von den Meinigen die vor einigen Jahren in die Sklaverey geführt wurden, Nachricht geben.

Der Officier. Von Herzen gerne. Christoph! hol mir die Jungfer plötzlich her.

(Der Laquai geht.)

Elvire. Ist sie weit von hier?

Der Officier. Nur hier auf dem Markt bey einem guten Freund, wohin ich sie in die Kost gethan habe, denn meine Frau soll nichts davon wissen.

Jeronimus. Ich hätte mir nicht eingebildet, das ein solcher braver Mann, wie Sie sind, seine Frau fürchten sollte.

Der Officier. Ach nicht doch, wenn ich nur eine Runzel in die Stirne mache, so zittert und bebt schon alles in meinem Hause.

Jeronimus leise. Ich will meinem Sohn und Heinrich ruffen, daß sie sehen können, welchen tapfern Nebenbuhler Leander habe, und dahero schlagen sie sich vielleicht die Liebesgrillen gleich aus dem Kopf.

Elvire. Was haben Sie wohl für diese Jungfer gegeben?

Der Officier. Hundert und vierzig Ducaten.

Elvire. So muß sie schön seyn?

Der Officier. Ich glaube nicht, daß Venus vollkommner war. Wer sind aber diese zwey Personen?

Der neunzehente Auftritt.

Die Vorigen, Leander, und Heinrich.

Jeronimus. Das ist nur mein Sohn und sein Laquai.

Der Officier. Sie können ja auch wohl schweigen?

Jeronimus. Ach, da will ich Mann dafür seyn. Zu Leander und Heinrich. Ich habe euch zwey heraus geruffen, um euch zu confundiren und zu zeigen, welchen Nebenbuhler ihr auf dem Hals habt.

Der Officier. Aber, meine Freunde! weil ich Ihnen das eine erzählt habe, so muß ich Ihnen das andere auch sagen. Sie hörten gewiß

vor kurzer Zeit einen Lärmen allhier? Das war eine verteufelte Historie, die mich bald ein hundert und zwanzig Ducaten gekostet hätte. Ein Gaudieb, der sich als ein Jude verkleidete . . . Hier aber bringt mein Christoph das Frauenzimmer.

Der zwanzigste Auftritt.

Menschenschröcks Frau, als eine Sklavinn verkleidet, kömmt mit ihres Manns Laquai, und die Vorigen.

Elvire. Mein Herz möchte mir bluten, wenn ich eine gefangene Jungfer sehe.

Der Officier. Willkommen, mein Engel! Zu Elvire. Halten sie es für eine Sünde, wenn ein Mann der eine zahnlose alte Frau hat, eine Maitresse hält?

Elvire. Das ist sehr gebräuchlich.

Der Officier. Ich nahm das Luder nur ihres Geldes wegen. Ich tractire sie nur als eine Haushalterinn. Die Vettel ist so eifersüchtig als der Teufel, ich merkte es schon, aber das hat nichts zu sagen. Nun sollen Sie ein Gesicht sehen, das was zu bedeuten hat. Allerliebste Hyacinthe! nimm nun den Schleyer ab und laß dich küssen.

Die Frau, als er sie umarmen will, zeigt ihm ihr altes Gesicht und giebt ihm eine Ohrfeige.

Der

Der Officier fällt auf die Knie. A . . . a . . . a . . . Was ist das?

Die Frau schlägt ihn mit einer Carbatsche.

Der Officier. A . . . a . . . meine Herzens Frau! schlag mich nicht todt.

Jeronimus. Ach, Herr Menschenschröck! Ists möglich, daß . . .

Die Frau prügelt Menschenschröcken und er schreyt.

Elvire. Ach, Herr Menschenschröck! Was sehe ich?

Die Frau prügelt ihn, er schreyt.

Jeronimus. Wo ist Ihre vorige Tapferkeit? Herr Menschenschröck!

Elvire. Ist alle Ihre Herzhaftigkeit auf einmal verschwunden?

Jeronimus. Denken Sie auf die Schlacht bey Ragusa, Herr Scanderbeg!

Elvire. Denken Sie auf den Grosvezier, Herr Türkenruthe!

Der Officier. Ach, meine liebe Frau! ich will dergleichen nicht mehr thun.

Jeronimus. Christoph Mauerbrecher! wollt ihr nicht eurem Herrn helfen?

Der Laquai. Nein, Herr! meine Courage ist auch verreist. Ich fechte nirgend als im Feld.

Jeronimus. Frau! Sie müssen Ihren Eheherrn nicht weiter schlagen.

(Sie gehen dazwischen.)

Elvire. Aber was ist das eigentlich für ein Handel?

Des Menschenschröcks Laquai. Hier ist uns ein verteufelter Possen gespielt worden, ich glaube, daß der, den wir für einen Gaudieb hielten, der rechte war. Ich will ihn gleich herbringen.

Die Frau will Menschenschröcken wieder prügeln, die andern aber hindern es.

Jeronimus. Das war eine erschreckliche Historie.

Elvire. Das war eine große Frauenlist.

Jeronimus. Wie ist das eigentlich zugegangen?

Der Officier. Ach, haltet erst meine Frau. A . . a . . ! Ich weis nicht, der Jude der in diesem Hause wohnt, muß es mit meiner Frauen überlegt haben.

Jeronimus. In diesem Hause hat noch niemals ein Jude gewohnt.

Der Officier. Ach! Ach! so war der ein Betrüger, den ich für Ephraim hielte.

Elvire. Haben Sie mit zwey Juden gehandelt?

Der Officier. Es waren hier zwey, die sagten ein jeder, er wäre der rechte. Ach! ich elender Cavalier . . ! Aber hier ist der andere Jude.

Der

Der ein und zwanzigste Auftritt.

Der Jude und die andern Vorigen.

Der Jude. Au wey mir! Au wey mir! welcher Betrug! welcher Betrug!

Heinrich leise. Spitze nun die Ohren, Heinrich!

Jeronimus. Ey! Hier ist der rechte Ephraim. Wie ist das zugegangen? Ephraim!

Der Jude. Ach, Herr! ich weis es nicht.

Die Frau. Ich will euch die ganze Historie erzählen. Ich kam hieher, um zu verhindern, was ich ausspionirte, und da fand ich einen Laquaien, der versprach mir an die Hand zu gehen; er führte mich in dieses Haus, worinnen er selbst jüdische Kleider anzoge, um meines Mannes Laquaien zu täuschen, und er gab mir eine Sklaventracht, worinn ich statt der Hure fortgeführt wurde. Das war ein ehrlicher Kerl, und ich glaube, ja, just der da hier stehet. Sie weiset auf Heinrich.

Heinrich leise. Ey, so schweig, du wohlgebohrnes Luder!

Jeronimus. Ach Himmel! Hast du Hundsfutt! . . .

Der Jude. Ja. Nun kenne ich sein Angesicht. Er war der, so die Jungfer kriegte.

Heinrich fällt auf die Knie. Ach, Herr Jeronimus! werden Sie nur nicht böse.

Jeronimus. Du sollst gepeitscht und ins Gefängniß gesetzt werden. Wo ist die Hure?

Leander. Sie ist in meinen Händen, und soll auch nicht daraus kommen. Sonsten kann ich meinem Papa die Versicherung geben, daß sie keine Hure ist, sondern eine vornehme Jungfer, deren Vater ein reicher Mann war, in dessen Abwesenheit sie vor vier Jahren in die Sklaverey geführt wurde.

Elvire. Wie hieß ihr Vater?

Leander. Sein Name war Pandolfo, und er blieb in einer Schlacht. Ob die Frau Tante ihre Mutter ist, weil dieselbe Elvire heissen soll, weis ich nicht . . . .

Elvire. Ach Himmel! Welche Zeitung! Das ist meine Tochter.

Heinrich steht auf. Sie ist wohl etwas anders.

Jeronimus. Was? Schwester! Deine Tochter?

Elvire. Ja. Holt sie, daß ich sie gleich umarmen kann.

Leander. Heinrich! hol sie geschwind.

Heinrich geht hinein und kömmt gleich wieder mit der Jungfer heraus.

Der zwey und zwanzigste Auftritt.

Die Vorigen und Hyacinthe.

Elvire zu Hyacinthe. Kennst du mich? meine Tochter!

Hyacinthe. Ach, allerliebste Mama! wo kommen Sie hieher?

Elvire und Hyacinthe umarmen einander.

Der Jude. Das geht gut genug, ich muß aber mein Geld haben.

Der Officier. Du sollst den Teufel haben, du mußt mir das Geld wieder geben.

Heinrich. Das Geld habe ich ehrlich verdient.

Die Frau. Das ist wahr, mein Freund! Behaltet nur das Geld.

Der Officier. Aber, mein Schatz! es war ja mein Geld.

Der

Der Jude. Es war ja meine Waare.

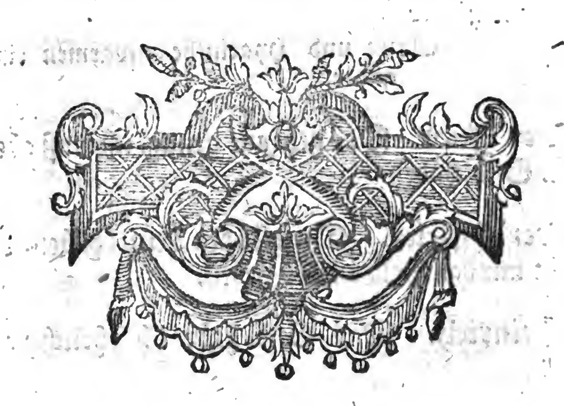
Die Frau prügelt so wohl ihren Mann als den Juden und sagt: Das ist für dein Geld, und das für deine Waare.

Der Officier schreyt und lauft fort.

Der Jude lauft fort und schreyt: Au wey mir!

Elvire. Laß sie machen. Wir wollen hinein gehen, und uns mit einander freuen, und diese Historie mit einem frölichen Vermählungsfest beschliessen.

Ende dieses Lustspiels.



Die

Die
Honette Ambition.
Ein Lustspiel
in drey Abhandlungen.

Amthor.

Es ist ein eitler Ruhm, sich Würden zu erwerben,
Die mit der kurzen Pracht des langen Tituls sterben.

Die Personen dieses Lustspiels sind:

Jeronimus, ein reicher Bürger.

Magdelone, dessen Ehefrau.

Leonora, deren Tochter.

Leander, ein Bürgerssohn, der Leonoren Liebhaber.

Hans, des Jeronimi Hausknecht.

Pernille, des Jeronimi Magd.

Ein Schneider.

Ein Laquai.

Dobre Podolsky, ein Landstreicher, des als Baron verkleideten Heinrichs Laquai.

Leonard, ein Bürger.

Heinrich, dessen Diener.

Die



Die Honette Ambition.

Ein Lustspiel in drey Abhandlungen.

Die erste Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Leander und Leonora.

Leander. Meine liebe Jungfer Leonora! ich kann nicht genugsam beschreiben, wie übel mir einige Zeit her zu Muthe gewesen.

Leonora. Warum das?

Leander. Sie und Ihre Frau Mutter sind noch allezeit so gut gegen mich gesinnet, als Sie es vorhin stets waren. Mich dünkt aber, als ob mich

mich Ihr Herr Vater seit einiger Zeit ganz verächtlich tractirte. Vorhin durfte ich nach Gewohnheit frey in sein Zimmer hinein gehen, vergangenen Tag aber kam mir Hans mit einer vornehmen Laquaienmiene entgegen, und sagte zu mir: ich sollte so gut seyn und ein wenig warten, er wollte mich anmelden. Was mag das wohl bedeuten?

Leonora. Vielleicht war mein Vater noch nicht angekleidet.

Leander. Ich gedachte dieses auch. Da ich aber gestern wieder kam, ließ er mir durch eben den Hans wiederum antworten; dießmal hätte er nicht Zeit mit mir zu sprechen.

Leonora. Das war wirklich seltsam.

Leander. Und da ich hernach des Nachmittags auf der Straße ihn selbsten antraf, machte er nicht nur keine Entschuldigung, sondern er sprach mit mir auf eine recht kaltsinnige und stolze Art. Ich will nicht hoffen, daß er im Sinn habe, sein Versprechen umzustoßen.

Leonora. Dieses habe ich noch nie merken können. Meine Mama sagte mir aber, es dünkte ihr, daß er seit einiger Zeit mit Rangsgrillen schwanger ginge.

Leander. Ich sollte nicht vermuthen, daß ein betagter Bürger in solche Thorheit verfallen sollte.

Leonora. Weder ich noch meine Mama können davon was gründliches wissen, was ihn aber auf diese Gedanken gebracht hat, ist, weil er einige Zeit her üblen Humeurs gewesen ist, wenn er

er den Herrn Caspar Breitenbauch, der vergangenen Monat einen Rang bekommen hat, nennen hört, und daß er auch unsern Hans dahin verleitete, daß er an statt Herr, nun gestrenger Herr sagen muß.

Leander. Auf diese Weise aber hat man Ursache, auf dergleichen Gedanken zu gerathen. Die Leute hier zu Lande werden nicht recht närrisch, ehe sie ihre sechzig Jahre erreichet haben.

Leonora. Das ist, wie Sie sagen. Ich kann mir aber dergleichen von meinem Vater doch nicht vorstellen. Hier sehe ich aber Hansen. Wie sieht der närrische Kerl heute aus?

Der andere Auftritt.

Hans in einer Liberey und mit einem Haarbeutel. Leander und Leonora.

Hans. Nun krieg ich zu wissen, wie mir dieser Libereykittel ansteht.

Leonora. Was Possen? Hans! Was soll das bedeuten? Das ist ja mein Libereyrock.

Hans. Wüßte ich nur, was das erste oder letzte wär, und was vornen oder hinten seyn sollte.

Er will den Rock umwenden.

Leonora. Ey sieh!

Er legt den Rock umgekehrt an.

Hans. Das geht so nicht an, Seht, so muß ich mich kleiden.

Er probirt den Rock auf unterschiedliche, wunderliche Arten.

Leonora. So ist es ja noch närrischer.

Hans. Der Teufel hat diese neue Moden erfunden. Ich weis nicht was die Ermel sind, und was das Leibstück ist. Denn alles ist gleich weit und breit. Seht, nun sitzt es gewiß recht.

Leonora. Hans! Was macht ihr hier für Possen?

Hans. Sie kommen just recht, Sie können mir helfen diesen Haarbeutel anheften; ich glaube, er soll hinten am Kopf hängen.

Leonora. Was sollen diese Thorheiten bedeuten?

Hans. Ja, das ist gewiß, er soll am Genick sitzen. Seyn Sie so gut, Jungfer!

Leonora. Gerne, weil ihr doch ein Narr seyn wollt. Warum seyd ihr heute so erznärrisch?

Hans. Das will ich Ihnen gleich sagen, Jungfer! Weil ich Morgen eben so erznärrisch wiederum seyn werde. Es ist warlich nicht meine Erfindung, aber mein Herr will haben, daß ich eine Liberey trage.

Leonora. Welcher wunderlicher Einfall von einem alten Bürger!

Hans. Das müssen Sie nicht sagen, Jungfer! Das kann sein Glück seyn.

Leonora. Es mag sein Glück werden können, oder nicht, so ist es unanständig, und seine Nachbarn werden ihn auslachen.

Hans. Seine Nachbarn haben Ehre davon mit ihm zu reden. Hier ist ja kein einiger kluger Mensch in der Stadt.

Leon-

Leander. Hans hat wirklich Recht. Das ganze Land ist fast nicht anders als ein Narrenhaus. Denn was kann verwunderlicher zu sehen seyn, als daß einige arme Menschen, die um ihre Nahrung sich bekümmern, doch auf einander losstürmen, einander auf der rechten Hand zu gehen. Hier kommen aber Ihre Eltern, meine liebe Jungfer Leonora, ich will mich fortmachen.

Leonora. Kommen Sie mit mir, wir wollen in mein Zimmer gehen.

Leander und Leonora gehen mit einander und Hans auf der andern Seite ab.

Der dritte Auftritt.

Jeronimus, Magdelone und Pernille.

Jeronimus. Nun, mein Schatz! es liegt mir etwas auf dem Herzen, das ich dir einmal endlich entdecken will.

Magdelone. Ich kann es daraus schliessen, daß dich etwas in deinem Sinn quält, weil du diese Tage her keinen rechten Appetit weder zu essen noch zu trinken hast.

Jeronimus. Ich will kein ehrlicher Mann seyn, wenn ich bey drey Nächten her habe ruhig schlafen können.

Magdelone. Du pflegst ja sonsten nichts vor mir zu verschweigen, sage mir, was es ist, vielleicht kann ich dir behülflich seyn.

Jeronimus. Höre, meine Herzensfrau! Du weist, daß ich nicht hochmüthig bin.

Magdelone. Das ist wahr genug.

Jeronimus. Und daß ich nie nach weltlichen Ehren getrachtet habe.

Magdelone. Das weis ich auch wohl.

Jeronimus. Sondern daß es mir Ehre genug gewesen, daß ich für einen ehrlichen Mann passirt habe.

Magdelone. Was bedeuten aber alle diese Protestationen?

Jeronimus. Und daß mir allezeit die hochmüthigen Leute in meinem Herzen zuwider gewesen sind.

Magdelone. Daran zweifelt ja niemand.

Jeronimus. Und daß ich allezeit den tugendhaftesten und geschicktesten Bürger für den vornehmsten Bürger einer Stadt gehalten habe.

Magdelone. Ey, ey! Sind diese Præludia noch nicht zu Ende?

Jeronimus. Und daß ich den niemals der Ehre würdig hielte, der sich derselben eigenmächtig anmaßete.

Magdelone. Wenn du nicht zum Zweck schreitest, so gehe ich meine Wege fort. Es ist ja kein Mensch, der dich des Hochmuths beschuldiget.

Jeronimus. Wer das thut, thut mir Unrecht.

Magdelone. Sage frey heraus, was du sagen willt.

Jero-

Jeronimus. Mit alle dem hab ich doch eine honette Ambition, die ein jeder ehrlicher Bürger haben darf, und deswegen um mein Haus, in ein wenig Ansehen zu bringen, hab ich im Sinn, mir einen kleinen Charakter zu suchen.

Magdelone. Ey, ey! Was treibt dich an, daß du in deinem hohen Alter nach dergleichen trachtest? Glaubst du, daß es deinem Brudersſohn dem Caspar Breitenbauch eine Ehre ist, daß er über seine Mitbürgere zu gehen, sucht? Ich will wetten, seine Promotion ist die Ursach, die dich in deinem Kopfe so unruhig macht.

Jeronimus. Im geringsten nicht, mein Schatz! Ich moquire mich über einen solchen jungen Fratzen, wie Caspar Breitenbauch ist. Er war ein Knabe, da ich Mann war.

Magdelone. Und wie du dich nun ietzo über ihn moquirst, so werden sich wieder andere, wenn sie von deinem ungereimten Ehrgeiz hören, über dich moquiren.

Jeronimus. Nicht so hitzig, liebe Frau! Ich thue es nicht aus Ehrgeiz, sondern allein nur . .

Magdelone. Mein lieber Mann! Du machst mir den Kopf toll. Das ist ja der äußerste Grad des Ehrgeizes.

Jeronimus. Frau! Du thust mir Unrecht. Ich bin nichts weniger als ehrgeizig. Ich thue es alleine um . . aus Ursache daß . . . Ich kann meine Meynung nicht so recht heraus sagen.

Magdelone. Das heißt: Du thust es nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Rangsucht.

Jeronimus. Man muß einen Unterscheid machen zwischen Rangsucht und der honetten Ambition.

Magdelone. Mein lieber Mann! Das ist so eine honette Ambition, worüber uns alle unsre Nachbarn auslachen und verachten werden.

Jeronimus. Sie mögen uns auslachen, wie sie wollen, so müssen sie uns doch bey allen Gelegenheiten hinten nachgehen.

Magdelone. Ich meyne aber, daß der die Ambition auf die Seite setzt, der ohne Ursache bey der Obrigkeit bettelt, daß er seinen Mitbürgern an der rechten Hand sitzen darf.

Jeronimus. Mein Schatz! Du weißt nicht, was honette Ambition ist. Ist das nicht eine honette Ambition, wenn man sucht, bey Hochzeiten an den großen Tisch gesetzt zu werden? gestrenger Herr und gestrenge Frau genennt zu seyn? Weswegen streben die Leute in der Welt nach solchen Dingen, und suchen sich meritirt zu machen, als um solcher Ursachen willen?

Magdelone. Einer der einen Tittel meritirt hat, trägt ihn mit Ehren. Denn er ist recht ehrwürdig, nicht aus Ansehen des Charakters, sondern aus Ansehen seiner Meriten, dadurch er sich denselben erworben hat.

Jeronimus. Ich hätte nicht geglaubt, mein Schatz! daß du so einfältig wärest. Frag einmal deine Pernille, die nur ein Dienstmägdchen ist, was gilts? sie wird es besser begreifen.

Pernille. Ich verstehe mich nicht darauf. Wenn mir aber der Herr die Einrichtung der Supplique anvertrauen würde, so müßte sie so seyn.

Jeronimus. Nun, laß hören, wie sie seyn sollte. Das Mägdchen hat Verstand.

Pernille. Sie würde also seyn: „Gnädige Obrigkeit! Demnach ich Ehrgeizes wegen, weder essen, noch trinken, noch schlafen kann, und ich bey mir selbst eine innerliche Begierde und Verlangen spüre über meine Mitbürgere zu gehen, ohngeachtet einige davon besser sind als ich; so bitte ich doch mit weinenden Augen, daß man aus Gnaden veranstalten möchte, daß ich Ihnen auf der rechten Hand gehen kann. Ich verbleibe allezeit, & cœtera.“

Jeronimus. Ich verbleibe allezeit, & cœtera.

Pernille. Ja, Herr! Sie müssen nicht allein schreiben: Ich verbleibe allezeit & cœtera, sondern auch; Ich verbleibe allezeit ein & cœtera. Denn, Sie werden gewiß ein & cœtera, darüber werden, auch in den Gedanken der Obrigkeit selbst.

Jeronimus. Du stylisirst die Suppliquen wie eine Plaudertasche.

Pernille. Man mag die Supplique stylisiren, wie man will, so bleibt doch dieses stets die Meynung.

Jeronimus. Halts Maul, du Luder! Du sollst meine Frau, gestrenge Frau heissen, wenn du auch toll darüber würdest.

Magdelone. Diesen Tittel verlange ich nicht. Ich komme aus keiner gestrengen Herkunft her. Ich habe auch keine Verdienste über meine Nachbarinnen, weswegen ich ihnen den Tittel, den sie haben, misgönnen sollte.

Jeronimus. Wenn ich keine andere Meriten habe, so bin ich doch einer von den ältesten Bürgern in dieser Straße, und darf gar wohl einen Rang haben, in Ansehen meiner grauen Haare.

Pernille. Meynen Sie aber, Herr! daß Sie denselben Rang im Himmel haben?

Jeronimus. Welch Geschwätz!

Pernille. Ich kann es sonst auf andere Art nicht begreifen. Denn einer, der von der Welt Abschied nehmen will, und sucht einen Rang mit zu nehmen, muß solche Gedanken haben.

Jeronimus. Fort, pack dich du Rabenaas! und beunruhige mich nicht weiter.

Pernille geht fort, kömmt aber gleich wieder.

Jeronimus. Die Dienstmägdchen werden heutiges Tages ganz frech und naseweiß.

Magdelone. Sie redte zwar freylich kühn, aber sie hat doch auch nicht Unrecht.

Jeronimus. Ach, mein Schatz! Willt du alle Leute, die Rang und Charakter kriegen, zum Narren machen?

Magdelone. Das sey ferne! Denn wenn einer dem Land einen Dienst erwiesen, und deswegen von der Obrigkeit zu einer Würde erhöhet wird, so ist es ihm eine Ehre. Ich kann aber nicht

nicht einsehen, was einer, der ohne vorhergehende Merite um einen Rang bittet, für Nutzen davon haben kann?

Jeronimus. Der Nutzen ist, daß einem solchen, andere weichen müssen.

Pernille. Man weicht auch allen närrischen Leuten aus dem Wege, deswegen aber sind sie nicht ehrenwerth.

Jeronimus. Halt dein Maul, sage ich, oder . . .

Magdelone. Mein lieber Mann! Wenn einer ohne Verdienste einen Rang über seine Mitbürgere sucht, so giebt er dadurch ja seinen Hochmuth und Unvollkommenheit zu erkennen, und zeigt sich als der Niederträchtigste und Unvollkommenste.

Jeronimus. Nein, nein. Er zeigt, daß er eine honette Ambition hat, und gewinnt er sonst nichts dabey, so wird er doch wenigstens der bürgerlichen Dienste frey.

Magdelone. Einer, der einen Rang sucht, um sich von den bürgerlichen Bedienungen zu befreyen, der läßt sonnenklar sehen, daß er entweder dumm oder ungeschickt ist. Welche Ehre hat er aber davon?

Jeronimus. Die Erfahrung lehret doch, daß er dadurch angesehen wird.

Pernille. Darinn hat der Herr Recht. Denn ein solcher ist wie die Kupfermünzen, die, wenn man ein Gepränge darauf setzt, und gebeut, daß sie

für Ducaten paßiren sollen, so paßiren sie auch für Ducaten.

Jeronimus. Fort, sag ich dir, du Kalbskopf!

Pernille läuft fort

Jeronimus. Es wär nicht gut, wenn uns jemand also hier reden hörte, und daß wir dergleichen Dinge verachteten.

Magdelone. Höre lieber Mann! Wenn die Obrigkeit die aus eigner Bewegung einen Rang zugäbe, das wäre etwas, worüber du und wir alle uns freuen sollten, denn das wär ein Zeichen der Gnade; daß aber ein alter Bürger, wie du bist, und der in Verdiensten seinen Mitbürgern nicht vorzuziehen ist, einen Rang bettelt, das ist etwas, dem man keine Farbe anstreichen kann.

Jeronimus. Es sind doch viel alte Bürger hier, die eben das gethan haben.

Magdelone. Das ist wahr. Allein, ich darf nicht sagen, was ich von solchen alten Bürgern gedenke.

Jeronimus. Ach, mein Schatz! sey mir doch hierinnen nicht zuwider.

Magdelone. Ich gewinne nichts dabey, wenn ich dir zuwider bin, denn ein Rangsüchtiger ist nicht zu curiren.

Jeronimus. Liebe Magdelone! stehe mir hierinn bey.

Magdelone. Ich sage dir, lieber Mann! daß ich weder dich hindern will, noch hindern kann.

Jero-

Jeronimus. Du kannst mir wenigstens bey dieser Gelegenheit einen Dienst erweisen, den ich stets erwiedern werde.

Magdelone. Was soll das für einer seyn?

Jeronimus. Das ist, du sollst die Schuld auf dich nehmen, so, daß ich sagen könne, daß es wider meinen Willen wäre, aber daß meine Frau absolute einen Rang haben wollte?

Magdelone. Da haben wirs. Wir arme Weiber sollen allezeit die Schuld haben.

Jeronimus. Hilf mir doch hierinn, mein ander Herz! Man legt dem Frauenzimmer dergleichen nicht zum übeln aus.

Magdelone. Ihr guten Männer dürft wohl Gott danken, daß ihr uns zum Deckmantel habt.

Jeronimus. Sey mir doch hierinn behülflich.

Magdelone. Hab ich schon so oft die Schuld auf mich nehmen müssen, so muß ich es dießmal wohl auch thun.

Jeronimus. Höre, allerliebste Frau! Der Rehschlegel, den ich gestern vom Land herein kriegte, muß auf Morgen Mittag zugerichtet werden, denn ich habe einen guten Freund, der mir den Weg zu dem andern bahnen soll, zu Gast gebeten.

Magdelone. Wer ist der gute Freund?

Jeronimus. Er ist ein Laquai bey einem vornehmen Herrn, und der mir versprochen hat, mich bey seinem Herrn zu recommandiren.

Mag-

Magdelone. Ach Himmel! ist das möglich? du trachtest nach Hoheit, und mitlerzeit erniedrigest du dich also.

Jeronimus. Wenn man aber in der Welt fortkommen will, so muß man sich in dergleichen Dinge zu schicken wissen.

Magdelone. Das ist ja also aus Ambition. Die Ambition auf die Seite gesetzt!

Jeronimus. Sage das nicht, liebe Frau! Der benannte Laquai ist bey seinem Herrn wohl gelitten, und wenn ich erst bey seinem Herrn recommandirt werde, so recommandiret mich dieser wiederum weiter.

Magdelone. Willt du meinem Rath folgen, so giebst so wohl dem Laquaien als seinem Herrn einen guten Tag, und issest dafür deinen Rehschlegel mit deinen Nachbarn.

Jeronimus. Nein, mein Schatz, meine Nachbarn können mir nicht hülfliche Hand leisten. Führe dich nun ein wenig artig auf gegen diesen Laquaien wenn er kömmt, du erweisest mir darinnen einen grossen Dienst.

Magdelone. Ich will ihn an einen kleinen Tisch besonders setzen, und ihm ein gut Stück vom Braten schicken.

Jeronimus. Phantasirst du? Frau! er muß, bey meiner Treu, zu oberst am Tisch sitzen. Dergleichen Leute muß man flattiren. Wenn man aber alsdenn erlangt hat, was man haben will, so giebt man ihnen den Tod und Teufel.

Mag-

Magdelone. Ich bin im Kopf ganz schwindlich von so vieler seltsamen Aufführung.

Jeronimus. Sey mir doch nicht zuwider in dieser Sache, die mir so sehr am Herzen liegt.

Magdelone. Ich wollte, ich wäre im Stand, dir zuwider zu seyn, aber das Unglück ist, daß ich zu schwach bin.

Jeronimus. Versprich es mir, mein Schatz!

Magdelone. Nun will ich dir nicht entgegen seyn.

(Er küßt sie, und sie geht fort.)

Der vierte Auftritt.

Jeronimus, und Hans in der Liberey.

Hans. Ich soll den Herrn vom Schneider grüßen, er bat, ob der gestrenge Herr nicht den Rock anprobiren wollte?

Jeronimus. Weswegen kömmt er nicht selbst und probirt ihn?

Hans. Er wollte kommen, ich sagte ihm aber, er könne zu Hause bleiben.

Jeronimus. Warum sagtest du das?

Hans. Ich sagte: Ich wüßte nicht, ob mein Herr einen Schneider in seinem Hause litte, weil der Herr einen Rang haben soll.

Jeronimus. Du Schlingel! Wer hat dir das zu sagen befohlen? Ich habe ja noch keinen

Rang bekommen. Was sagte der Schneider darzu? Wurde er nicht böse?

Hans. Keineswegs, er lachte darüber.

Jeronimus. So ist es schon gut.

Hans. Soll ich Ihnen den Rock probiren?

Jeronimus. Ja. Ja.

Hans probirt ihm ein galonirt Kleid. Nun sieht der gestrenge Herr anders aus. Ein schön Kleid kann einen Zottelbär zum Menschen machen.

Hans hefftet dem Jeronimo die Achselschlingen auf seinen Rock.

Jeronimus. Zum Henker! Hans! Was machst du? Diese Achselschlingen sind nicht für mich, sondern sie gehören auf deinen Libereyrock. Mach mich zu keinem Narren.

Hans. So soll ich ein Narr seyn?

Jeronimus. Nein. Es gehört aber auf deinen Libereyrock.

Hans. Sie stehen Ihnen doch auch nicht übel an.

Jeronimus. Es mag gut oder übel stehen, so ist es doch eine Laquaientracht.

Hans. Mich dünkt doch, der Schneider sagte mir, ich sollte dem gestrengen Herrn etwas auf dem Ermel binden.

Jeronimus. Du hast falsch gehört. Der Schneider ist nicht so dumm.

Hans. Nein, wirklich, er ist nicht so dumm, er ist ein Mann, der für viele vornehme Leute arbeitet.

Jero-

Jeronimus. Ists wahr? Hans! Für welche vornehme Leute arbeitet er denn?

Hans. Unter andern für einen Grafen.

Jeronimus. Potz tausend! Für einen Grafen?

Hans. Ja, für einen Grafen, der ein wirklicher Graf ist.

Jeronimus. Der ein wirklicher Graf ist, sagst du?

Hans. Ja, ein wirklicher Graf, der eine Gräfinn hat.

Jeronimus. Ey, so muß ich diesen Schneider in Ehren halten. Er kann mir vielleicht einen Gefallen erweisen. Hör Hans! Gehe geschwind zu ihm hin, und mache wegen des andern meine Entschuldigung und bitte ihn, daß er Morgen mir die Ehre erzeigen und einen Rehschlegel mit mir essen wolle. Führe dich manierlich auf.

Hans geht.

Jeronimus. Nun kann ich zwey Fliegen mit einem Wedel schlagen, und mir so wohl den Schneider als den Laquaien durch diesen Rehschlegel zum Freund machen. Man muß alle Mittel brauchen, wenn man in der Welt avanciren will. Ach! hätte ich nur meinen Rang, so wollte ich ganz ruhig leben, und nichts anderes Zeitliches verlangen.

(Er geht.)

Der

Jeronimus. Man muß einen Unterscheid machen zwischen Rangsucht und der honetten Ambition.

Magdelone. Mein lieber Mann! Das ist so eine honette Ambition, worüber uns alle unsre Nachbarn auslachen und verachten werden.

Jeronimus. Sie mögen uns auslachen, wie sie wollen, so müssen sie uns doch bey allen Gelegenheiten hinten nachgehen.

Magdelone. Ich meyne aber, daß der die Ambition auf die Seite setzt, der ohne Ursache bey der Obrigkeit bettelt, daß er seinen Mitbürgern an der rechten Hand sitzen darf.

Jeronimus. Mein Schatz! Du weißt nicht, was honette Ambition ist. Ist das nicht eine honette Ambition, wenn man sucht, bey Hochzeiten an den großen Tisch gesetzt zu werden? gestrenger Herr und gestrenge Frau genennt zu seyn? Weswegen streben die Leute in der Welt nach solchen Dingen, und suchen sich meritirt zu machen, als um solcher Ursachen willen?

Magdelone. Einer der einen Tittel meritirt hat, trägt ihn mit Ehren. Denn er ist recht ehrwürdig, nicht aus Ansehen des Charakters, sondern aus Ansehen seiner Meriten, dadurch er sich denselben erworben hat.

Jeronimus. Ich hätte nicht geglaubt, mein Schatz! daß du so einfältig wärest. Frag einmal deine Pernille, die nur ein Dienstmägdchen ist, was gilts? sie wird es besser begreifen.

Per-

Pernille. Ich verstehe mich nicht darauf. Wenn mir aber der Herr die Einrichtung der Supplique anvertrauen würde, so müßte sie so seyn.

Jeronimus. Nun, laß hören, wie sie seyn sollte. Das Mägdchen hat Verstand.

Pernille. Sie würde also seyn: „Gnädige" Obrigkeit! Demnach ich Ehrgeizes wegen, we-" der essen, noch trinken, noch schlafen kann, und ich" bey mir selbst eine innerliche Begierde und Ver-" langen spüre über meine Mitbürgere zu gehen," ohngeachtet einige davon besser sind als ich; so" bitte ich doch mit weinenden Augen, daß man aus" Gnaden veranstalten möchte, daß ich Ihnen auf" der rechten Hand gehen kann. Ich verbleibe alle-" zeit, & cœtera."

Jeronimus. Ich verbleibe allezeit, & cœtera.

Pernille. Ja, Herr! Sie müssen nicht allein schreiben: Ich verbleibe allezeit & cœtera, sondern auch; Ich verbleibe allezeit ein & cœtera. Denn, Sie werden gewiß ein & cœtera, darüber werden, auch in den Gedanken der Obrigkeit selbst.

Jeronimus. Du stylisirst die Suppliquen wie eine Plaudertasche.

Pernille. Man mag die Supplique stylisiren, wie man will, so bleibt doch dieses stets die Meynung.

Jeronimus. Halts Maul, du Luder! Du sollst meine Frau, gestrenge Frau heissen, wenn du auch toll darüber würdest.

Magdelone. Diesen Tittel verlange ich nicht. Ich komme aus keiner gestrengen Herkunft her. Ich habe auch keine Verdienste über meine Nachbarinnen, weswegen ich ihnen den Tittel, den sie haben, misgönnen sollte.

Jeronimus. Wenn ich keine andere Meriten habe, so bin ich doch einer von den ältesten Bürgern in dieser Straße, und darf gar wohl einen Rang haben, in Ansehen meiner grauen Haare.

Pernille. Meynen Sie aber, Herr! daß Sie denselben Rang im Himmel haben?

Jeronimus. Welch Geschwätz!

Pernille. Ich kann es sonst auf andere Art nicht begreifen. Denn einer, der von der Welt Abschied nehmen will, und sucht einen Rang mit zu nehmen, muß solche Gedanken haben.

Jeronimus. Fort, pack dich du Rabenaas! und beunruhige mich nicht weiter.

Pernille geht fort, kömmt aber gleich wieder.

Jeronimus. Die Dienstmägdchen werden heutiges Tages ganz frech und naseweiß.

Magdelone. Sie redte zwar freylich kühn, aber sie hat doch auch nicht Unrecht.

Jeronimus. Ach, mein Schatz! Willt du alle Leute, die Rang und Charakter kriegen, zum Narren machen?

Magdelone. Das sey ferne! Denn wenn einer dem Land einen Dienst erwiesen, und deswegen von der Obrigkeit zu einer Würde erhöhet wird, so ist es ihm eine Ehre. Ich kann aber

nicht

nicht einsehen, was einer, der ohne vorhergehende Merite um einen Rang bittet, für Nutzen davon haben kann?

Jeronimus. Der Nutzen ist, daß einem solchen, andere weichen müssen.

Pernille. Man weicht auch allen närrischen Leuten aus dem Wege, deswegen aber sind sie nicht ehrenwerth.

Jeronimus. Halt dein Maul, sage ich, oder . . .

Magdelone. Mein lieber Mann! Wenn einer ohne Verdienste einen Rang über seine Mitbürgere sucht, so giebt er dadurch ja seinen Hochmuth und Unvollkommenheit zu erkennen, und zeigt sich als der Niederträchtigste und Unvollkommenste.

Jeronimus. Nein, nein. Er zeigt, daß er eine honette Ambition hat, und gewinnt er sonst nichts dabey, so wird er doch wenigstens der bürgerlichen Dienste frey.

Magdelone. Einer, der einen Rang sucht, um sich von den bürgerlichen Bedienungen zu befreyen, der läßt sonnenklar sehen, daß er entweder dumm oder ungeschickt ist. Welche Ehre hat er aber davon?

Jeronimus. Die Erfahrung lehret doch, daß er dadurch angesehen wird.

Pernille. Darinn hat der Herr Recht. Denn ein solcher ist wie die Kupfermünzen, die, wenn man ein Gepränge darauf setzt, und gebeut, daß sie

für Ducaten paßiren sollen, so paßiren sie auch für Ducaten.

Jeronimus. Fort, sag ich dir, du Kalbskopf!

Pernille läuft fort

Jeronimus. Es wär nicht gut, wenn uns jemand also hier reden hörte, und daß wir dergleichen Dinge verachteten.

Magdelone. Höre lieber Mann! Wenn die Obrigkeit dir aus eigner Bewegung einen Rang zugäbe, das wäre etwas, worüber du und wir alle uns freuen sollten, denn das wär ein Zeichen der Gnade; daß aber ein alter Bürger, wie du bist, und der in Verdiensten seinen Mitbürgern nicht vorzuziehen ist, einen Rang bettelt, das ist etwas, dem man keine Farbe anstreichen kann.

Jeronimus. Es sind doch viel alte Bürger hier, die eben das gethan haben.

Magdelone. Das ist wahr. Allein, ich darf nicht sagen, was ich von solchen alten Bürgern gedenke.

Jeronimus. Ach, mein Schatz! sey mir doch hierinnen nicht zuwider.

Magdelone. Ich gewinne nichts dabey, wenn ich dir zuwider bin, denn ein Rangsüchtiger ist nicht zu curiren.

Jeronimus. Liebe Magdelone! stehe mir hierinn bey.

Magdelone. Ich sage dir, lieber Mann! daß ich weder dich hindern will, noch hindern kann.

Jero-

Jeronimus. Du kannst mir wenigstens bey dieser Gelegenheit einen Dienst erweisen, den ich stets erwiedern werde.

Magdelone. Was soll das für einer seyn?

Jeronimus. Das ist, du sollst die Schuld auf dich nehmen, so, daß ich sagen könne, daß es wider meinen Willen wäre, aber daß meine Frau absolute einen Rang haben wollte?

Magdelone. Da haben wirs. Wir arme Weiber sollen allezeit die Schuld haben.

Jeronimus. Hilf mir doch hierinn, mein ander Herz! Man legt dem Frauenzimmer dergleichen nicht zum übeln aus.

Magdelone. Ihr guten Männer dürft wohl Gott danken, daß ihr uns zum Deckmantel habt.

Jeronimus. Sey mir doch hierinn behülflich.

Magdelone. Hab ich schon so oft die Schuld auf mich nehmen müssen, so muß ich es dießmal wohl auch thun.

Jeronimus. Höre, allerliebste Frau! Der Rehschlegel, den ich gestern vom Land herein kriegte, muß auf Morgen Mittag zugerichtet werden, denn ich habe einen guten Freund, der mir den Weg zu dem andern bahnen soll, zu Gast gebeten.

Magdelone. Wer ist der gute Freund?

Jeronimus. Er ist ein Laquai bey einem vornehmen Herrn, und der mir versprochen hat, mich bey seinem Herrn zu recommandiren.

Magdelone. Ach Himmel! ist das möglich? du trachtest nach Hoheit, und mitlerzeit erniedrigest du dich also.

Jeronimus. Wenn man aber in der Welt fortkommen will, so muß man sich in dergleichen Dinge zu schicken wissen.

Magdelone. Das ist ja also aus Ambition. Die Ambition auf die Seite gesetzt!

Jeronimus. Sage das nicht, liebe Frau! Der benannte Laquai ist bey seinem Herrn wohl gelitten, und wenn ich erst bey seinem Herrn recommandirt werde, so recommandiret mich dieser wiederum weiter.

Magdelone. Willt du meinem Rath folgen, so giebst so wohl dem Laquaien als seinem Herrn einen guten Tag, und issest dafür deinen Rehschlegel mit deinen Nachbarn.

Jeronimus. Nein, mein Schatz, meine Nachbarn können mir nicht hülfliche Hand leisten. Führe dich nun ein wenig artig auf gegen diesen Laquaien wenn er kömmt, du erweisest mir darinnen einen grossen Dienst.

Magdelone. Ich will ihn an einen kleinen Tisch besonders setzen, und ihm ein gut Stück vom Braten schicken.

Jeronimus. Phantasirst du? Frau! er muß, bey meiner Treu, zu oberst am Tisch sitzen. Dergleichen Leute muß man flattiren. Wenn man aber alsdenn erlangt hat, was man haben will, so giebt man ihnen den Tod und Teufel.

Mag-

Magdelone. Ich bin im Kopf ganz schwindlich von so vieler seltsamen Aufführung.

Jeronimus. Sey mir doch nicht zuwider in dieser Sache, die mir so sehr am Herzen liegt.

Magdelone. Ich wollte, ich wäre im Stand, dir zuwider zu seyn, aber das Unglück ist, daß ich zu schwach bin.

Jeronimus. Versprich es mir, mein Schatz!

Magdelone. Nun will ich dir nicht entgegen seyn.

(Er küßt sie, und sie geht fort.)

Der vierte Auftritt.

Jeronimus, und Hans in der Liberey.

Hans. Ich soll den Herrn vom Schneider grüßen, er bat, ob der gestrenge Herr nicht den Rock anprobiren wollte?

Jeronimus. Weswegen kömmt er nicht selbst und probirt ihn?

Hans. Er wollte kommen, ich sagte ihm aber, er könne zu Hause bleiben.

Jeronimus. Warum sagtest du das?

Hans. Ich sagte: Ich wüßte nicht, ob mein Herr einen Schneider in seinem Hause litte, weil der Herr einen Rang haben soll.

Jeronimus. Du Schlingel! Wer hat dir das zu sagen befohlen? Ich habe ja noch keinen

Rang

Rang bekommen. Was sagte der Schneider darzu? Wurde er nicht böse?

Hans. Keineswegs, er lachte darüber.

Jeronimus. So ist es schon gut.

Hans. Soll ich Ihnen den Rock probiren?

Jeronimus. Ja. Ja.

Hans probirt ihm ein galonirt Kleid. Nun sieht der gestrenge Herr anders aus. Ein schön Kleid kann einen Zottelbär zum Menschen machen.

Hans hefftet dem Jeronimo die Achselschlingen auf seinen Rock.

Jeronimus. Zum Henker! Hans! Was machst du? Diese Achselschlingen sind nicht für mich, sondern sie gehören auf deinen Libereyrock. Mach mich zu keinem Narren.

Hans. So soll ich ein Narr seyn?

Jeronimus. Nein. Es gehört aber auf deinen Libereyrock.

Hans. Sie stehen Ihnen doch auch nicht übel an.

Jeronimus. Es mag gut oder übel stehen, so ist es doch eine Laquaientracht.

Hans. Mich dünkt doch, der Schneider sagte mir, ich sollte dem gestrengen Herrn etwas auf dem Ermel binden.

Jeronimus. Du hast falsch gehört. Der Schneider ist nicht so dumm.

Hans. Nein, wirklich, er ist nicht so dumm, er ist ein Mann, der für viele vornehme Leute arbeitet.

Jero-

Jeronimus. Ists wahr? Hans! Für welche vornehme Leute arbeitet er denn?

Hans. Unter andern für einen Grafen.

Jeronimus. Potz tausend! Für einen Grafen?

Hans. Ja, für einen Grafen, der ein wirklicher Graf ist.

Jeronimus. Der ein wirklicher Graf ist, sagst du?

Hans. Ja, ein wirklicher Graf, der eine Gräfinn hat.

Jeronimus. Ey, so muß ich diesen Schneider in Ehren halten. Er kann mir vielleicht einen Gefallen erweisen. Hör Hans! Gehe geschwind zu ihm hin, und mache wegen des andern meine Entschuldigung und bitte ihn, daß er Morgen mir die Ehre erzeigen und einen Rehschlegel mit mir essen wolle. Führe dich manierlich auf.

Hans geht.

Jeronimus. Nun kann ich zwey Fliegen mit einem Wedel schlagen, und mir so wohl den Schneider als den Laquaien durch diesen Rehschlegel zum Freund machen. Man muß alle Mittel brauchen, wenn man in der Welt avanciren will. Ach! hätte ich nur meinen Rang, so wollte ich ganz ruhig leben, und nichts anderes Zeitliches verlangen.

(Er geht.)

Der

Der fünfte Auftritt.

Leander, Leonora und Pernille.

Leander. Das waren verteufelte Historien, die wir von Ihrer Frau Mutter hörten.

Leonora. Ich bin ganz davon im Kopf eingenommen.

Leander. Es ist nicht seine Thorheit allein, die mir so nahe geht, sondern ich befürchte etwas anders.

Leonora. Und was?

Leander. Ich fürchte, weil er solche Grillen im Kopf hat, daß er sein Versprechen bricht, und Sie an eine Rangsperson zu verheyrathen, wollen wird.

Pernille. Das Gegentheil wollte ich nicht verschwören. Kömmt aber hier nicht der Hans in Libereykleidern?

Der sechste Auftritt.

Die Vorigen und Hans.

Pernille. Ey, Hans! Seyd wenn seyd ihr so galant worden?

Hans. Das ist mein Libereyrock, Pernille!

Pernille. Ein Libereyrock?

Hans. Ja. Ich glaube, ihr kriegt auch so einen Libereyrock. Wo ist aber der Herr? Ich sollte irgendwo etwas ausrichten, und vergaß um etwas zu fragen.

Per-

Pernille. Wo hättet ihr hingehen sollen?

Hans. Ich sollte unsern Schneider heute zu Tische, auf den Rehschlegel einladen. Ich vergaß aber zu fragen, ob ich ihn bitten sollte, daß er Messer und Gabel mitnähme.

Pernille. Ey, Tölpel! das ist nicht mehr Mode.

Hans. Nicht mehr? Bey mir in Hirschau ist es überall gebräuchlich.

Pernille. Ja, in Hirschau. Dort ist es auch noch gebräuchlich, daß man Braten und Torten im Schnupftuch nach Hause trägt. Warum aber will der Herr dem Schneider die Ehre anthun, und ihn zu Gaste laden?

Hans. Das kann vielleicht des Herrn sein Glück seyn, Pernille! denn der Schneider arbeitet für einen Grafen?

Pernille. Für einen Grafen?

Hans. Ja. Er ist ein wirklicher Graf, er hält 7 Pferde und noch dazu Stutten im Stall.

Pernille. Was hat dieses aber zu bedeuten?

Hans. Er meynt, der Schneider könne ihn bey diesem Baron recommandiren.

Pernille. Ist er ein Baron? Ihr sagt ja erst kürzlich, er wäre ein Graf.

Hans. Ja. Ich glaube aber, er ist mehr als ein Graf. Er ist gewiß ein Baron, denn er fährt in einem vergoldeten Wagen mit sechs Pferden und er selbst hatte eine silberne Schnur auf dem Huth . . Ich muß aber iezt fortlaufen.

Pernille. Das geht sehr weit, wenn wir nicht auf einen guten Rath bedacht sind, so verliehrt der Herr Leander die Jungfer Leonora, so viel ich abnehmen kann.

Hans. Was für einen Rath wollt ihr geben?

Pernille. Hätten wir nur des Herrn Leonards Heinrich hier, so wollte ich etwas mit ihm überlegen.

Leonard. Ich will den Herrn Leonard schon überreden, daß er ihn uns heute lehnt.

Pernille. Wir müßten auch schöne Equipage und Kleider haben.

Leander. Das will ich euch schon schaffen.

Pernille. Denn er kann einen großen Possen spielen.

Leander. Welcher Possen soll das wohl seyn?

Pernille. Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Ich muß vorher den Heinrich hier haben, und sehen, wozu er taugt.

Leander. Kein Laquai ist ihm gleich, in Ansehung der Fähigkeit einen Possen jemand zu spielen.

Leonora. Können wir aber nicht wissen, worinnen er bestehen soll?

Pernille. Nein, Sie kriegen es nicht zu wissen, und Ihre Mama vielweniger, denn sie würde den ganzen Handel verderben, weil sie allzu viel Liebe gegen ihren Herrn hat. Es ist nicht dienlich, daß wir viele Mitwisser haben. Wenn der Possen zu Ende ist, so werden so wohl Sie als Ihre Mama mir für die Mühe danken.

Lean-

Leander. So will ich denn gleich zum Herrn Leonard, und seinen Heinrich von ihm ausbitten.

Pernille. Und ich will hinein gehen, und weiter auf meine Lection studiren.

(Sie gehen ab.)

Ende der ersten Abhandlung.

Die andere Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Pernille und Heinrich.

Pernille. Könnt ihr nun das in euren Kopf kriegen? Heinrich!

Heinrich. Das ist für mich nur ein Baggatell.

Pernille. Es wird doch eine ziemliche Arbeit.

Heinrich. Ey, Possen! Das ist mir keine Arbeit. Ich will mich obligiren in einem Nachmittage doppelt so viel auszurichten.

Pernille. Ey, ey, Heinrich! sagt nicht, doppelt so viel. Geht aber ietzo nur geschwind fort, und macht euch zu rechte.

(Heinrich geht.)

Der andere Auftritt.

Pernille allein.

Ich habe niemals mit mehrerem Verdruß bey Tische aufgewartet, als heute vor dem Schneider und dem Laquaien. Sie fraßen von dem Rehschle-

gel mit solcher Begierde, daß ihnen die Thränen in den Augen standen. Ist es aber doch auch möglich, daß ein alter braver Mann zu solcher Niederträchtigkeit verfallen kann? Ich glaube, er gäbe seine Tochter einem Schorsteinfegersgesellen, wenn derselbe ihn nur bey einem vornehmen Herrn recommandiren könnte. Solche Wirkung hat die Rangsucht bey ihm erpreßt. Ich muß aber gleiche Aufführung behalten, um Heinrichen in seinem Vorhaben zu secundiren. Ey! hier kömmt mein Herr mit seinen zwey Cavalieren, mit dem Schneider und dem Laquaien.

Der dritte Auftritt.

Jeronimus, ein Schneider, ein Laquai. Pernille.

Jeronimus. Lieben Leute! nehmen Sie so vorlieb mit dieser geringen Mahlzeit.

Der Laquai. Das war warlich keine geringe Mahlzeit. Ich aß mit größtem Appetit von dem Rehschlegel.

Der Schneider. Ich, bey meiner Ehrlichkeit, ebenfalls.

Jeronimus. Das ist mir unbeschreiblich lieb, daß es Ihnen so wohl schmeckte. Denn ich habe keine beßre Freunde dazu.

Der Schneider. Serviteur! Ihr Diener!

Jeronimus Hei, Pernille! gieb noch ein Glas Wein zum Abschied her.

Der

Der Laquai. Wir haben schon genug bekommen.

Jeronimus. Noch ein Glas, ihr Herren!

Jeronimus stößt sein Glas an des Laquaien, und nimmt den Huth unter dem Arm.

Jeronimus zum Laquaien. Das ist auf des gnädigen Herrn und der gnädigen Frauen Gesundheit. Der Himmel gebe, daß sie lange leben! denn es ist eine gnädige und tugendreiche Herrschaft.

Der Laquai. Ich danke Ihnen schuldigst.

Jeronimus. Ich hoffe, daß der Herr ein gut Wort für mich bey Gelegenheit spricht.

Der Laquai. Zweiflen Sie nicht daran. Ihr Diener!

Der Schneider und der Laquai geht ab.

Der vierte Auftritt.

Jeronimus und Pernille.

Jeronimus. Man muß diesen Schlingeln flattiren, wenn man sie gebrauchen will.

Pernille. Das ist wohl wahr, mich dünkt aber, der Herr sollte mit größern Leuten Bekanntschaft machen, wenn Sie avanciren wollen.

Jeronimus. Zu erst muß ich Bekanntschaft mit den Laquaien machen, alsdenn kömmt es mit der Zeit dazu, daß ich ihre Herren zu Gaste lade.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen, und Hans, welcher eilends herein läuft.

Jeronimus. Was ists? Hans!

Hans. Potz tausend, Herr! Es ist ein Baron draußen, der mit Ihnen sprechen will.

Jeronimus. Ein Baron, sagst du?

Pernille. Ein Baron?

Hans. Ja. Er ist aber in einer Schachtel.

Jeronimus. In einer Schachtel?

Hans. Ja. Das ist aber eine Schachtel mit Fenstern.

Pernille. Das muß eine Sänfte seyn.

Jeronimus. Das mag so seyn. Wie heißt er? Hans!

Hans. Er heißt Baron Kohl.

Jeronimus. Das ist ein wunderlicher Name, du mußt nicht recht gehört haben.

Hans. Ich will, ehe er herein kömmt, noch einmal nach seinem Namen fragen.

Jeronimus. Bist du rasend? Kerl! Willt du einen solchen Herrn nach seinem Namen fragen?

Hans. Nein, so grob bin ich nicht. Ich will eins von seinen Pferden fragen.

Jeronimus. Eins von seinen Pferden?

Hans. Ja. Ja. Eins von seinen Pferden, er hat keine solche Pferde bey sich, wie man an den Wagen spannt, die seinige können reden.

Per=

Pernille. Das sind die Sänftenträger, die er meynt.

Jeronimus. Das mag so seyn. Hans! sage ihm, er würde mir willkommen seyn. Pernille! bringe mir geschwind meine Peruque.

Der sechste Auftritt.

Heinrich als ein Baron. Jeronimus, Pernille und Hans.

Heinrich. Ha . . . . ltet. Porteurs!

Heinrich steigt aus der Portechaise und umarmet Jeronimum im bloßen Kopf.

Jeronimus. Um Verzeihung, Ihro Excellenz, daß Sie mich in solchem Zustand antreffen.

Heinrich. Ich weis nicht, ob ich das Glück habe, vom Herrn Jeronimo gekannt zu werden?

Jeronimus. Ich habe nur die Gnade Ihro Excellenz dem Namen nach zu kennen. Ich weis, daß Sie der Herr Baron Kohl sind.

Heinrich. Ja. Mein Name ist Baron von Reenkaalavet. Ich bin hier in dieser Stadt unter Hohen und Niedrigen bekannt, zuweilen habe ich meinen Umgang mit Fürsten und Prinzen, zuweilen aber habe ich mein Vergnügen, hiesige Bürger zu besuchen.

Jeronimus. Das ist sehr gnädig von einem solchen großen Herrn.

Heinrich. Ach Herr Jeronimus! Wir sind ja alle Menschen. Es vergnügt mich oft, den ein- oder andern vernünftigen Bürger raisonniren zu hören. Ich habe auch erfahren, daß bey man-

chem so guter Verstand ist, und dahero wohl zu etwas anders als zu bürgerlichen Gewerben sollte employret werden.

Jeronimus. Ich danke allerunterthänigst des Bürgerstandes halber.

Heinrich. Es ist auch noch eine andere Ursache warum ich also in den gemeinen Häusern herum streiche. Der Hof sieht mich für einen geschickten Mann an, der ich auch, ohne mich zu rühmen, bin, so daß ich den größten Staatsmann heutiges Tages, informiren kann. Denken Sie einmal, Herr Jeronimus, ich habe über acht und vierzig Friedenstractaten mit schließen helfen.

Pernille. Was? über acht und vierzig Friedenstractaten?

Heinrich. Wer spricht hier? Das ist wohl Ihre Frau Liebste? votre tres humble bien humble Madame!

Jeronimus. Nein, Ihro Excellenz! Das ist mein Stubenmägdchen.

Heinrich. Das ist morbleu ein perfectement schönes Stubenmägdchen.

Er küßt Pernille.

Pernille. Das ist eine gar zu große Gnade, Ihro Excellenz!

Jeronimus bey Seite. Wie gnädig dieser Cavalier ist!

Heinrich. Auf mein à propos aber wieder zu kommen. Was war das letzte, davon ich sprach?

Pernille. Das war von den acht und vierzig Friedenstractaten.

Hein=

Heinrich. Ja, sie hat Recht. Weil nun die Regierung mich als einen klugen Mann regardirt, und auf meine Recommendationes reflectirt, so gehe ich so zu Zeiten unter den bürgerlichen Leuten herum zu sondiren, und alsdenn von des ein- oder andern Meriten Rapport abzustatten. Ich habe doch in sehr kurzer Zeit ein halb Dutzend gemeine Bürger aus dem Staube erhoben. Und wenn denenselben der Baron von Reenkaalavet nicht behülflich gewesen wäre, so wären sie ma foi vielleicht noch gemeine Bürger.

Jeronimus zu Pernille. Pernille! Der Himmel selbst hat mir diesen Herrn Baron hergeschickt, denn er ist ein solcher Cavalier, wie ich vonnöthen habe, und wornach ich trachte.

Heinrich. Und das alles thue ich ohne Interesse. Der letzte Bürger, dem ich zu einem Charakter verhalf, schickte mir dafür tausend Reichsthaler, ich nahm aber warlich nicht mehr als fünf hundert davon an. Denn dem Herrn Jeronimus zu sagen, so ist es mir nicht um das Geld zu thun. Meine Baronie trägt mir ohnehin jährlich über vierzig tausend Reichsthaler ein. Ich will Ihm meine Baronie ein wenig beschreiben. Das Schloß liegt auf einem Hügel, auf der einen Seite ist ein Eichenwald, vier Meilen lang, und auf der andern Seite ist ein frischer See, woraus ich unter Zeiten Cabeljau von dieser Länge nehme.

Jeronimus. Cabeljau im frischen Wasser?

Heinrich. Ja, das muß ich verstehen. Was man sonst für unmöglich hielte, habe ich möglich

gemacht. Das ist eine Invention, die ich niemand als dem König in Frankreich entdeckt habe, als ich die Gnade hatte mit seiner Franzischen Majestät bey dem Utrechter Friede zu sprechen.

Pernille. Dürft ich Ihro Excellenz fragen, wo der Utrechter Friede liegt?

Jeronimus. Schweig, Pernille! Willt du mit einem solchen großen Herrn reden?

Heinrich. Mademoiselle! Der Utrechter Friede wurde in der Stadt Carneval in Burgundien geschlossen, und ohne mich zu rühmen, so war dieser Friedensschluß mein Werk, ohngeachtet dergleichen in den öffentlichen Zeitungen andern zugeschrieben worden, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt. Genug ist, daß der König in Frankreich, als dieser Friede geschlossen wurde, die Gnade hatte zu mir zu sagen, diese Worte: Tres renommèe, comment fermez la porte de la Baron de Reenkaalaver.

Pernille. Potz tausend! Das war sehr gnädig.

Jeronimus. Das geht gerne also, Ihro Excellenz! Wenn einer gleich etwas ins Werk setzt, so kriegt doch ein anderer, in den Zeitungen, den Namen davon. Denn, wenn ich mich recht besinne, so kriegte bey diesem Frieden, der Duc de Vendosme den Namen?

Heinrich. Der mag sich melden, jedoch kann er, wozu man ihn brauchen kann, gut genug seyn. Aber, wieder auf mein à propos zu kommen, so bin ich kein solcher, der den Leuten nicht aus Interesse

dient.

dient. Inzwischen verhehle ich nicht, daß ich meinen Bedienten durch die Finger sehe, wenn sie etwas annehmen.

Jeronimus. Das ist nicht anders, als billig.

Heinrich. Ich misgönne es ihnen auch nicht. Es gehören viele zur Theilung. Denn weil ich mit allerhand Nationen umzugehen habe, so muß ich allerhand Laquaien halten. Ich habe einen Spanischen, einen Französischen, einen Polnischen, einen Holländischen, einen Italiänischen, einen Englischen, ohne so viele Deutsche.

Jeronimus. Was? Verstehen Ihro Excellenz denn so viele Sprachen?

Heinrich. Ich verstehe jede Sprache, und spreche eine so fertig als die andere. Ich habe einen Polacken zum Laquaien, der spricht so wohl Französisch als Deutsch. Hei, Dobre Podolsky!

Der siebente Auftritt.

Die Vorigen und ein Laquai des verkleideten Heinrichs.

Der Laquai. Skabhalsiasky.

Jeronimus. Das ist eine wunderliche Sprache.

Heinrich. Dieses bedeutet so viel, als: Was befehlen Ihro Excellenz? Hör Dobre Podolsky! Geh zum Graf Leerbeutel hin und frag ihn, ob er heute nach Hof komme? kömmt er dahin, so will ich auch hinkommen.

Der Laquai will gehen.

Heinrich. Holla! Dobre Podolsky!

Der Laquai. Skabhalsiasky.

Heinrich. Vermelde meinen Respect an die Gräfinn, und sage ihr, ich werde heute Abend auf ein Passedix oder Obscurire zu ihr kommen.

Der Laquai will gehen.

Heinrich. Warte! Und hast du Gelegenheit die Fräulein zu sehen, so sag ihr: Voulez vous, Comment, fermez la chaise, autrement perfectement je parlerons la Comtesse de la Baronesse. que ditez vous. Es muß dieß aber sonst niemand hören.

Der Laquai. Dobre Mosepan.

(Er geht.)

Der achte Auftritt.

Heinrich als ein Baron, Jeronimus, Pernille.

Heinrich. Ich habe heute nicht sonderliche Lust nach Hofe zu kommen. Ich habe mich aber engagirt, ein halb Dutzend Personen zu recommandiren.

Jeronimus. Ach, Ihro Excellenz! Nehmen Sie mir nicht ungnädig auf, wenn ich Ihnen um etwas unterthänig bitte?

Heinrich. Es soll mir ein Plaisir seyn, ihm zu dienen, Herr Jeronimus!

Jeronimus. Könnte ich nicht der Siebente seyn, von denen, die Sie recommandiren?

Hein-

Heinrich. Warum das nicht? Spreche ich für sechse, so kann ich auch leicht für sieben sprechen. Was ist aber sein Ansuchen?

Jeronimus. Es ist etwas, das Ihnen vielleicht lächerlich von mir vorkommen möchte, weil ich schon ein so alter Mann bin? Es ist aber nicht mein Betrieb, meine Frau will es absolute haben.

Heinrich. Und was da?

Jeronimus. Das Frauenzimmer hat so gewisse Schwachheiten an sich, die man ihnen nicht so leicht benehmen kann.

Heinrich. Das ist wahr. Was ist es aber?

Jeronimus. Ich wollte tausend Thaler geben, wenn meine Frau nicht auf diese Phantasey verfallen wäre.

Heinrich. Nun denn. Was ist das für eine Phantasey? Sag er frey heraus.

Jeronimus. Ich hoffe, daß mir Ihro Excellenz glauben, daß es nicht mein Betrieb ist?

Heinrich. Vertichoux! Was kann ich glauben, ehe ich es weis?

Jeronimus. Denn, warum sollt ich in meinem hohen Alter dergleichen verlangen?

Heinrich. Peste! Wenn er nicht zum Zweck schreitet, so gehe ich fort.

Jeronimus. Meine Frau will endlich vors Henkers Gewalt, gestrenge Frau heissen.

Heinrich. Ist es nichts anders, so soll das schon angehen.

Je=

Jeronimus. Söllte sich das wohl thun lassen?

Heinrich. Allerdings. Man darf dem Herrn Jeronimus nur einen Rang verschaffen? Ist es nicht so, wie er meynt?

Jeronimus. Ja. Das kann sonst wohl auf keine andere Art geschehen. Ich muß das alles thun, um meine Frau zufrieden zu stellen, und um Friede im Hause zu haben.

Heinrich. Verlangt er es nicht auch selbsten?

Jeronimus. Ich kann Ihro Excellenz schwören, daß ich über diese Thorheit, meines Theils fast vergehen möchte.

Heinrich. Hören Sie einmal, Herr Jeronimus! Weil Sie selbsten so dagegen sind, so will ich mich verstellen, um Ihre Frau Liebste zu befriedigen, daß ich gesucht und abschlägige Antwort bekommen hätte, so muß sie sich zufrieden geben, und Sie dürfen alsdenn nichts weiters ihrentwegen besorgen.

Pernille bey Seite. Potz tausend! Nun ist er im Garn. Jetzt muß er bekennen.

Jeronimus. Ich kann endlich nicht eigentlich sagen, Ihro Excellenz, daß ich so sehr darwider bin. Denn obgleich . . . daß . . . ohngeachtet . . . Ihro Excellenz können schon errathen, was ich sagen will.

Heinrich. Ja. Ja. Ich höre, daß er eben so große Lust zu einem Range hat, als wie seine Frau.

Jero-

Jeronimus. Ich läugne nicht, daß ich eine honette Ambition habe. Denn gleichwie . . . nachdem . . . besonders meine Frau zu stillen.

Heinrich. Mein lieber Herr Jeronimus! mache er aus seinem Herzen kein Rauberloch und sag er mir rein heraus, wenn er nach einen Range begierig ist? Was hat das zu bedeuten? Das ist ja honette Ambition.

Jeronimus. Ja. Ich kann Ihro Excellenz versichern, daß ich dergleichen nicht aus Ehrgeiz sondern aus einer honetten Ambition suche.

Heinrich. Das weis ich. Das weis ich, Herr Jeronimus! Es soll ihm geholfen werden, hier hat er meine Hand darauf.

Jeronimus küßt ihm die Hand und weint.

Heinrich. Weinen Sie nicht, Herr Jeronimus! Es soll Ihnen geholfen werden. Es wäre Sünde, wenn man einem solchen Mann nicht helfen wollte, der eine solche honette Ambition hat.

Pernille. Ach der gute Herr! Er weint aus Freude. Das ist doch schön, wenn man dergleichen honette Ambition hat.

Der neunte Auftritt.

Die Vorigen und Dobre Podolsky, welcher wieder kömmt.

Der Laquai. Die Gräfinn läßt ihren Respect an Ihro Excellenz vermelden. Der Graf war aber nicht zu Hause.

Hein=

Heinrich. Wußte sie aber nicht, ob er heute nach Hof fährt?

Der Laquai. Ja. Er kömmt nach Hof. Sonsten bittet die Gräfinn Ihro Excellenz, ob Sie ihr nicht wollten fünf hundert Thaler schicken, bis ihr Gemahl nach Hause käme. Denn sie sollte geschwind etwas bezahlen.

Heinrich. Hattest du denn nicht so viel Geld bey dir?

Der Laquai. Das ist sehr verdrießlich, Ihro Excellenz. Nun soll ich um die wenigen fünf hundert Thaler nach Hause laufen.

Jeronimus. Wenn es mir Ihro Excellenz nicht ungnädig nehmen, so will ich Ihrem Laquaien inzwischen so viel holen?

Heinrich. Ja, ja, Herr Jeronimus, ich will es nicht ungnädig aufnehmen.

Jeronimus. Ich fürchte, mein Erbieten ist zu keck?

Heinrich. Ey, Herr Jeronimus, sans façon. Ich bitte Sie, halten Sie mich weder in diesem noch in andern für so fremde.

Jeronimus geht hinein, und sagt im gehen: Der Himmel erhalte diesen Herrn lange Zeit. Wie gnädig er ist.

Pernille. Ihr seyd doch ein verschlagener Kerl, Heinrich!

Heinrich. Gehts nicht gut?

Pernille. Und ihr, Monsieur Dobre Podolsky! daß ihr versauret mit eurem Polnischen.

Dobre Podolsky. Ich muß warlich auch etwas à parte haben.

Pernille. Ja, doch nicht so geschwind. Hier kömmt er aber mit einem Beutel zurück.

Jeronimus mit einem Beutel. Zu Heinrich: Darf ich so frey seyn, und den Beutel dem Laquaien überreichen?

Heinrich. Dobre Podolsky! bring ihn plötzlich der Gräsinn. Vielleicht gewinnt sie ihn mir heute Abend gar ab; denn sie spielt perfectement obscurite. Er sieht auf seine Uhr. Vertichoux. Es ist schon spat. Ich muß nach Hof. Hei, Porteurs!

Jeronimus küßt ihm zum Abschied die Hand. Heinrich setzt sich in die Portechaise und sagt zu Jeronimo: Es soll ihm geholfen werden.

Der zehente Auftritt.

Jeronimus, Magdelone und Pernille.

Jeronimus. War das nicht ein allerliebster Herr? Pernille! Ruff meine Frau heraus, daß ich ihr alles erzählen kann. Doch, hier kömmt sie eben.

Magdelone. Was für ein Staat ist hier gewesen?

Jeronimus. Nun haben wir gewonnen, mein Schatz! Der Herr Baron gab mir, als er fortging, seine Hand und sagte: Es sollte mir geholfen werden.

Magdelone. Mein lieber Mann! die vornehmen Leute versprechen zehenmal mehr, als sie halten wollen.

Jeronimus. Nein. Dieser Cavalier warlich nicht. Hättest du ihn gesehen, so würdest du andere Gedanken von ihm haben. Dieser rechtschaffene Baron hält mehr als er verspricht.

Magdelone. Ist er ein Baron?

Jeronimo. Ja, Schätzgen! Das ist der Herr Baron von Reenkaalavet, ein Herr, der über sechs und dreyßig Friedenstractaten geschlossen hat.

Pernille. Was sechs und dreyßig? Er hat, meiner Treu, über acht und vierzig geschlossen. Das weis ich.

Magdelone. Woher kannst du das wissen?

Pernille. Dieser Herr Baron sagte mir es selbst.

Jeronimus. Er ist ein bekannter braver Cavalier. Was sagte der König in Frankreich zu ihm? Pernille!

Pernille. Ich kann mich nichts mehrers erinnern, als dieses: ferme le purte. Das dünkt mich sehr gnädig.

Magdelone. Nun ist mein Mägdchen so närrisch, als er, worden.

Pernille Seit ich mit diesem Herrn Baron sprach, habe ich ganz andere Gedanken. Denn ich sehe, daß der Herr sein Glück durch ihn machen wird.

Magdelone. Und ich fürchte, man zieht euch beyde bey der Nase herum. Ihr wißt es ja sonst von niemand als von ihm selbst, daß er ein Baron seye.

Jeronimus. Ja, bey meiner Treu, ist er ein wirklicher Baron. Er beschrieb uns ja seine Baronie, Pernille hörte es auch. Das Schloß liegt auf einem Hügel.

Pernille. Auf der einen Seite ein Wald, vier Meilen lang.

Jeronimus. Und auf der andern Seite ein groß Wasser, woraus er Cabeljau fängt, von dieser Länge. Willt du nun noch zweiflen?

Magdelone. Ich kann dich versichern, daß mir diese Sache nicht gefällt.

Jeronimus. Ach Schatz! Du hast mir ja versprochen mich zu secondiren!

Magdelone. Das ist wohl wahr. Allein . .

Jeronimus. Hättest du gesehen, wie gnädig dieser Baron sich gegen mich erwiese, hättest du dich selbst darüber gefreuet. Dergleichen Herren sind oft weniger hochmüthig als mancher Bürger.

Pernille. Denken Sie einmal, Frau! Er küßte mich.

Magdelone. Das gestehe ich, das war ziemlich viel für ein Dienstmägdchen.

Der eilfte Auftritt.

Die Vorigen und Hans.

Hans. Welcher wunderlicher Baron war dieser da? Er ließ sich in einer Schachtel tragen.

Jeronimus. Hast du vorhin sonst noch niemals eine Sänfte gesehen?

Pernille. Was soll der Knollfink von einer Sänfte wissen, er kam ja erst kürzlich aus dem Baurenkittel.

Jeronimus. Dergleichen kriegst du hier oft zu sehen, Hans!

Hans. Das ist wunderlich genug. Man trägt bey uns sonst niemand als Krüppel; dahero dachte ich auch im Anfang, daß dieser Herr ein Krüppel wäre. Mich dünkt doch, daß es eine Sünde sey, daß ein Mensch des andern Menschen Pferd seyn soll.

Jeronimus. Meine liebe Frau! Ich hab auch im Sinn, mir eine Portechaise anzuschaffen, wo es uns anders gelingt.

Magdelone. Thue nur, so viel thörichtes, als du willt, du bist der Herr selbst im Haus, und mußt für alles stehen.

Pernille. Wenn sich der Herr eine Portechaise anschafft, kann Hans ein Porteur werden, er ist brav starck.

Jeronimus. Du redest nicht Unrecht, Pernille!

Hans. Was ist das? Porteur?

Pernille. Das ist einer von denen, die da tragen.

Hans. Das mag der Teufel werden.

Pernille. Das ist hier in der Stadt keine Schande, Porteur zu seyn.

Hans zu Pernille. Wär euch das keine Schande, wenn man euch zu einer Stutte machte? Man muß unter Bestien und vernünftigen Menschen einen Unterscheid machen.

Pernille. Da glaube ich doch, ohne ein Pferd zu rühmen, daß manches vornehmes Pferd ist, welches eben so viel Vernunft hat, als ihr.

Magdelone. Schweig mit diesen Possen! Unser ganzes Haus wird noch ein Narrenhaus. Zu Jeronimo. Laß uns jetzt ernstlich reden. Mein Schatz! Es scheint, als ob der Herr Leander seit einiger Zeit nicht sonderlich mit dir zu frieden wäre.

Jeronimus. Ich bin, die Wahrheit zu sagen, auch nicht so gut mit ihm zu frieden gewesen.

Magdelone. Was hat er dir zu Leid gethan?

Jeronimus. Er hat mir eben nichts zu Leid gethan, ich denke aber immittelst, ob ein Mann seine einige Tochter nicht besser versorgen könnte?

Magdelone. Wie kannst du sie besser versorgen? Er ist ja ein rechtschaffner Mensch, und der noch dazu gute Mittel hat.

Jeronimus. Das wär schon gut, mein Schatz! wo wir gedächten im bürgerlichen Stand zu bleiben.

Magdelone. Wenn du aber gleich auch einen Rang kriegst, kann sich deswegen deine Tochter nicht mit einem Bürger verheyrathen?

Jeronimus. Nicht wohl, liebe Frau! Nicht wohl. Wenn du eine wohlgebohrne Frau wirst, so kann deine Tochter nicht so schlecht und recht, Ehrlich und Tugendreich heissen. Ich sag das aus keiner Hoffart, aber das schickt sich nicht. Das geht nicht an.

Magdelone. Ich glaube aber, es ist eben so schön, Ehrlich als Wohlgebohren zu heissen.

Jeronimus. Nein, Madame, guten Tag! Das ist eben ein so grosser Unterschied, als zwischen dem König Salomon und unserm Nachbar, dem Hans Schneiderle.

Magdelone. Du bist ja aber selbst ein Bürger?

Jeronimus. Ja, aber es währt nicht mehr lang, so werde ich etwas.

Magdelone. Das ist ja noch Zeit genug, bis du einen Rang kriegst, auf die Bürgersleute eine Verachtung zu werfen.

Jeronimus. Ich bin des Rangs so gewiß, als ob ich ihn schon wirklich hätte. Es verdrießt mich nur, daß ich der Siebende in der Zahl seyn soll, denn es sind Sechs andere in des Herrn Barons Schreibtafel, die auch sollen promovirt werden.

Magdelone. Ach, welche unglückliche Krankheit die Rangsucht! sie verursacht, daß der Mensch nie vergnügt ist. Denn wenn er selber zu

einer

einer Hoheit kömmt, so kann er nicht leiden, daß andere auch dazu kommen, und wenn er einen Rang erlangt hat, so geht er schon wieder mit einem neuen schwanger. Welche Früchte kommen aber daraus? Ein bürgerlicher Mann kriegt Grillen in Kopf, veracht und versäumt sein voriges Gewerb, und geräth hernach in Armuth, wie man leyder! Exempel genug davon sieht.

Jeronimus. Ach mein Schatz! Plage mich doch nicht so sehr. Du hast mir ja einmal deinen Beystand versprochen.

Magdelone. Das ist wahr genug. Ich habe dir aber nicht versprochen, daß ich mein Versprechen mit dem Herrn Leander umstoßen wollte.

Jeronimus. Laß ihn zusehen, daß er sich erst einen Rang schafft, so will ich ihm hernach gerne meine Tochter geben.

Magdelone. So viel ich spüren kann, sucht er keinen Charakter.

Jeronimus. Und so viel ich an mir spüren kann, so gebe ich meiner Tochter keinem schlecht und rechten Monsieur. Denk nur einmal, wenn ich nun dem Leander meine Tochter zusagte, und es käme hernach eine Rangsperson, und begehrte sie, und es wäre also nicht mehr in meiner Gewalt, wären wir nicht gebrüht? Wär das nicht etwas, das uns unser Lebtag verdriessen würde?

Magdelone. Warum sollte es uns verdriessen?

Jeronimus. Kurz um, das schickt sich keinesweges, daß du gestrenge Frau heissen solltest, und

und deine Tochter nur schlecht weg, Frau. Frag andere kluge vernünftige Leute davon, so wirst du hören, daß sie mir Recht geben.

Magdelone. Du kannst lieber sagen: Frag nur andere Narren.

Jeronimus. Hör Frau! Du wirst keine gute Stunde mehr bey mir haben, wo du nicht thust, wie ich will.

(Er geht hinein.)

Der zwölfte Auftritt.

Magdelone, Pernille und Hans.

Magdelone. Ach ich elende Frau! Ich weis nicht was ich thun soll? Ich muß mich doch darein schicken, um mich nicht mit meinem Mann zu überwerfen.

Pernille. Ey Frau! Geben Sie sich zu frieden, es wird besser ausfallen, als Sie denken.

Magdelone. Ich kann aber nicht begreifen, warum du ietzo auch mit meinem Mann hältst in seiner Thorheit, da du doch selbst vorhin zuwider sprachest.

Pernille. Ich bin ietzo eben noch so zuwider als ich je gewesen bin, ich habe aber meine Ursachen, warum ich nach seinem Gefallen rede.

Magdelone. Ich kann nicht errathen, was ihn zu solchen Possen veranlasset hat?

Pernille. Die Rangsucht kömmt hier über die Leute wie ein hitziges Fieber.

Magdelone. Ist das aber nicht unbegreiflich, daß ein solcher alter Mann, wie er . . . . .

Pernille. Daß kann ich leicht begreifen. Denn, die Luft hier zu Land, bringt es mit sich, daß die Leute, ehe sie sechzig Jahr alt sind, nicht recht närrisch werden.

Magdelone. Das scheint also, Pernille! Denn ich habe schon viele gekannt, die in ihrer Jugend sehr ehrbar gelebt haben, wie sie aber älter wurden, wurden sie auch sehr weltlich und eitel.

Pernille. Zum Exempel: Hans Fiesel der in seinem dreyßigsten Jahr es für eine Todtsünde hielte, seine Peruque zu pudern, sieht ja ietzo aus wie ein Stutzer. In seiner Jugend predigte er wider die Wollust, nun beklagt er sich, daß es nicht genug Assembleen giebt.

Magdelone. Auf diese Art fürchte ich mich, wenn ich sechzig Jahr alt werde.

Pernille. Ich fürchte mich selbst auch deswegen.

Magdelone. Er möchte meinet wegen gerne wunderlich seyn, wenn er nur nicht das Versprechen mit dem Herrn Leander zertrennen wollte.

Pernille. Geben Sie sich zu frieden, Frau! das soll keine Gefahr haben.

Magdelone. Du hörtest ja selbst, welche Resolution er genommen hat.

Pernille. Ich will ihn schon zu einer andern Resolution bringen.

Magdelone. Wie willt du das anfangen?

Pernille. Das kann ich Ihnen ietzo nicht sagen. Ich bitte Ihnen nur: Geben Sie sich zu frieden, es soll alles gut gehen.

Magdelone. Ich wünschte es. Komm mit mir herein.

Ende der andern Abhandlung.

Die dritte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Leander und Leonora.

Leander. Was sind wir Menschen doch so unglücklich in der Welt! Es sind wenige Dinge die uns eine solide Freude verursachen, und diese wenige angenehme Dinge sind oft mit Bitterkeit vermischt. Nun dachte ich, die Frucht von meiner Liebe einzuerndten, und eine Jungfer, die ich so innerlich liebe, in Poßeßion zu kriegen, aber, da man just gedachte am sichersten zu seyn, erhebt sich plötzlich ein gewaltiger Sturm, der den Untergang droht.

Leonora. Das ist gewiß, lieber Herr Leander! Jedoch, je gefährlicher der Sturm ist, je ange-

angenehmer wird es uns alsdenn seyn, wenn wir in Hafen gekommen sind.

Leander. Nach der letzten Nachricht aber, die ich von Ihrer Frau Mutter habe, so darf ich nicht öfter in Ihr Haus kommen. Denn Ihr Herr Vater hat sich ja ausdrücklich heraus gelassen, daß er mich nicht zum Tochtermann haben will.

Leonora. Ich verlasse mich auf der Pernillen Zusage, die versprochen hat uns augenblicklich aus dieser Widerwärtigkeit herauszureißen.

Leander. Welcherley Intriquen aber, hat sie im Sinn?

Leonora. Ich kann nichts davon von ihr heraus bringen. Sie sagt, es wisse niemand davon, als der Herr Leonard.

Leander. Aber, allerliebste Jungfer! Soll denn alle unser Glück von dieser Intrique dependiren?

Leonora. Keineswegs. Denn, wo diese Intrique nicht hilft, so laß ich meinem Vater sauber zu wissen thun, daß, wenn er gleich sein Versprechen aufheben wollte, so wolle ich es doch nicht aufheben, und verweißt er mir meinen Ungehorsam, so kann ich ihm seine Untreue vorwerfen. Indessen wünsche ich doch, daß der Pernille Anschlag gut ausfallen möge, damit ich nicht gezwungen werde, dergleichen Extremitäten zu gebrauchen.

Leander. Ich verlasse mich mehr auf meiner lieben Jungfer Leonora Beständigkeit, als auf alle Intriquen.

Leonora. Ja. Darauf können Sie sich fest verlassen. Denn kein Kind ist schuldig seinen Eltern in unanständigen Dingen zu gehorsamen. Hie kömmt aber just mein Vater. Gehen Sie indessen nur fort, und leben Sie inzwischen meiner Treue versichert.

Leander geht.

Der andere Auftritt.

Jeronimus und Leander.

Jeronimus. Das ist mir lieb, meine Tochter, daß ich dich allein finde, denn ich habe etwas wichtiges mit dir zu sprechen. Höre! Ich habe an dir von deiner Jugend auf immerdar verspürt, daß du eine honette Ambition in dir hast.

Leonora. Das ist wahr. Ich habe allezeit gestrebt, mich so aufzuführen, daß mir niemand mit Wahrheit eine Bassesse aufbürden könne.

Jeronimus. Dahero hoffe ich auch, daß dir der Vorschlag den ich iezt thun werde, angenehm seyn wird.

Leonora. Ich werde meinen Eltern in billigen und anständigen Begehren niemals zuwider seyn.

Jeronimus. Gut! So hab ich gewonnen. Ich bin in diesen Tagen versichert worden, daß ich mit einem Rang soll begnadiget werden, und so nun das geschicht, so will ich dir zu bedenken geben, ob du dich mit einem schlecht und rechten

Men-

Menschen, als wie Leander ist, verheyrathen kannst?

Leonora. Ich habe selbst mit meiner Eltern Gutachten die Ehe dem Herrn Leander versprochen, und deswegen will ich meinem Vater zu bedenken geben, ob ich mein Versprechen mit meinem Honneur brechen kann?

Jeronimus. Mit deinem Honneur, sagst du? Weist du auch recht, was ein Honneur ist? Ist das einem Fräulein eine Honneur, wenn sie sich mit einem schlecht und rechten Bürger vermählt?

Leonora. Um dieser Unanständigkeit vorzubeugen, so ist das beste, daß ich mit Herrn Leander Hochzeit halte, so lang ich noch Jungfer bin, und ehe der Vater einen Rang kriegt, so thun wir nichts wider die Regeln.

Jeronimus. Possen, Possen, mein Kind! Dieses Geschwätz kömmt mit dem vorigen nicht überein, da du nämlich sagtest: du hättest Ambition.

Leonora. Aber eben darum, weil ich Ambition habe, so kann ich Ihnen nicht Beyfall geben.

Jeronimus. Welche verteufelte Plauderey! Just deswegen, weil du Ambition hast, just deswegen willt du lieber schlechtweg Frau, als gestrenge Frau, titulirt werden?

Leonora. Nein, just deswegen will ich mich zu keiner Canaille machen und mein Versprechen zerreißen.

Jeronimus. Niemand ist schuldig, ein Versprechen zu halten, das wider die Ehrbarkeit läuft.

Da

Der eilfte Auftritt.

Die Vorigen und Hans.

Hans. Welcher wunderlicher Baron war dieser da? Er ließ sich in einer Schachtel tragen.

Jeronimus. Hast du vorhin sonst noch niemals eine Sänfte gesehen?

Pernille. Was soll der Knollfink von einer Sänfte wissen, er kam ja erst kürzlich aus dem Baurenkittel.

Jeronimus. Dergleichen kriegst du hier oft zu sehen, Hans!

Hans. Das ist wunderlich genug. Man trägt bey uns sonst niemand als Krüppel; dahero dachte ich auch im Anfang, daß dieser Herr ein Krüppel wäre. Mich dünkt doch, daß es eine Sünde sey, daß ein Mensch des andern Menschen Pferd seyn soll.

Jeronimus. Meine liebe Frau! Ich hab auch im Sinn, mir eine Portechaise anzuschaffen, wo es uns anders gelingt.

Magdelone. Thue nur, so viel thörichtes, als du willt, du bist der Herr selbst im Haus, und mußt für alles stehen.

Pernille. Wenn sich der Herr eine Portechaise anschafft, kann Hans ein Porteur werden, er ist brav starck.

Jeronimus. Du redest nicht Unrecht, Pernille!

Hans. Was ist das? Porteur?

Pernille. Das ist einer von denen, die da tragen.

Hans. Das mag der Teufel werden.

Pernille. Das ist hier in der Stadt keine Schande, Porteur zu seyn.

Hans zu Pernille. Wär euch das keine Schande, wenn man euch zu einer Stutte machte? Man muß unter Bestien und vernünftigen Menschen einen Unterscheid machen.

Pernille. Da glaube ich doch, ohne ein Pferd zu rühmen, daß manches vornehmes Pferd ist, welches eben so viel Vernunft hat, als ihr.

Magdelone. Schweig mit diesen Possen! Unser ganzes Haus wird noch ein Narrenhaus. Zu Jeronimo. Laß uns jetzt ernstlich reden. Mein Schatz! Es scheint, als ob der Herr Leander seit einiger Zeit nicht sonderlich mit dir zu frieden wäre.

Jeronimus. Ich bin, die Wahrheit zu sagen, auch nicht so gut mit ihm zu frieden gewesen.

Magdelone. Was hat er dir zu Leid gethan?

Jeronimus. Er hat mir eben nichts zu Leid gethan, ich denke aber immittelst, ob ein Mann seine einige Tochter nicht besser versorgen könnte?

Magdelone. Wie kannst du sie besser versorgen? Er ist ja ein rechtschaffner Mensch, und der noch dazu gute Mittel hat.

Jeronimus. Das wär schon gut, mein Schatz! wo wir gedächten im bürgerlichen Stand zu bleiben.

Magdelone. Wenn du aber gleich auch einen Rang kriegst, kann sich deswegen deine Tochter nicht mit einem Bürger verheyrathen?

Jeronimus. Nicht wohl, liebe Frau! Nicht wohl. Wenn du eine wohlgebohrne Frau wirst, so kann deine Tochter nicht so schlecht und recht, Ehrlich und Tugendreich heissen. Ich sag das aus keiner Hoffart, aber das schickt sich nicht. Das geht nicht an.

Magdelone. Ich glaube aber, es ist eben so schön, Ehrlich als Wohlgebohren zu heissen.

Jeronimus. Nein, Madame, guten Tag! Das ist eben ein so großer Unterschied, als zwischen dem König Salomon und unserm Nachbar, dem Hans Schneiderle.

Magdelone. Du bist ja aber selbst ein Bürger?

Jeronimus. Ja, aber es währt nicht mehr lang, so werde ich etwas.

Magdelone. Das ist ja noch Zeit genug, bis du einen Rang kriegst, auf die Bürgersleute eine Verachtung zu werfen.

Jeronimus. Ich bin des Rangs so gewiß, als ob ich ihn schon wirklich hätte. Es verdrießt mich nur, daß ich der Siebende in der Zahl seyn soll, denn es sind Sechs andere in des Herrn Barons Schreibtafel, die auch sollen promovirt werden.

Magdelone. Ach, welche unglückliche Krankheit die Rangsucht! sie verursacht, daß der Mensch nie vergnügt ist. Denn wenn er selber zu

einer

einer Hoheit kömmt, so kann er nicht leiden, daß andere auch dazu kommen, und wenn er einen Rang erlangt hat, so geht er schon wieder mit einem neuen schwanger. Welche Früchte kommen aber daraus? Ein bürgerlicher Mann kriegt Grillen in Kopf, veracht und versäumt sein voriges Gewerb, und geräth hernach in Armuth, wie man leyder! Exempel genug davon sieht.

Jeronimus. Ach mein Schatz! Plage mich doch nicht so sehr. Du hast mir ja einmal deinen Beystand versprochen.

Magdelone. Das ist wahr genug. Ich habe dir aber nicht versprochen, daß ich mein Versprechen mit dem Herrn Leander umstoßen wollte.

Jeronimus. Laß ihn zusehen, daß er sich erst einen Rang schafft, so will ich ihm hernach gerne meine Tochter geben.

Magdelone. So viel ich spüren kann, sucht er keinen Charakter.

Jeronimus. Und so viel ich an mir spüren kann, so gebe ich meiner Tochter keinem schlecht und rechten Monsieur. Denk nur einmal, wenn ich nun dem Leander meine Tochter zusagte, und es käme hernach eine Rangsperson, und begehrte sie, und es wäre also nicht mehr in meiner Gewalt, wären wir nicht gebrüht? Wär das nicht etwas, das uns unser Lebtag verdriessen würde?

Magdelone. Warum sollte es uns verdriessen?

Jeronimus. Kurz um, das schickt sich keineswegs, daß du gestrenge Frau heissen solltest,

und deine Tochter nur schlecht weg, Frau. Frag andere kluge vernünftige Leute davon, so wirst du hören, daß sie mir Recht geben.

Magdelone. Du kannst lieber sagen: Frag nur andere Narren.

Jeronimus. Hör Frau! Du wirst keine gute Stunde mehr bey mir haben, wo du nicht thust, wie ich will.

(Er geht hinein.)

Der zwölfte Auftritt.

Magdelone, Pernille und Hans.

Magdelone. Ach ich elende Frau! Ich weis nicht was ich thun soll? Ich muß mich doch darein schicken, um mich nicht mit meinem Mann zu überwerfen.

Pernille. Ey Frau! Geben Sie sich zu frieden, es wird besser ausfallen, als Sie denken.

Magdelone. Ich kann aber nicht begreifen, warum du ietzo auch mit meinem Mann hältst in seiner Thorheit, da du doch selbst vorhin zuwider sprachest.

Pernille. Ich bin ietzo eben noch so zuwider als ich je gewesen bin, ich habe aber meine Ursachen, warum ich nach seinem Gefallen rede.

Magdelone. Ich kann nicht errathen, was ihn zu solchen Possen veranlasset hat?

Per-

Pernille. Die Rangsucht kömmt hier über die Leute wie ein hitziges Fieber.

Magdelone. Ist das aber nicht unbegreiflich, daß ein solcher alter Mann, wie er . . . .

Pernille. Daß kann ich leicht begreifen. Denn, die Luft hier zu Land, bringt es mit sich, daß die Leute, ehe sie sechzig Jahr alt sind, nicht recht närrisch werden.

Magdelone. Das scheint also, Pernille! Denn ich habe schon viele gekannt, die in ihrer Jugend sehr ehrbar gelebt haben, wie sie aber älter wurden, wurden sie auch sehr weltlich und eitel.

Pernille. Zum Exempel: Hans Fiesel der in seinem dreyßigsten Jahr es für eine Todtsünde hielte, seine Peruque zu pudern, sieht ja ietzo aus wie ein Stutzer. In seiner Jugend predigte er wider die Wollust, nun beklagt er sich, daß es nicht genug Assembleen giebt.

Magdelone. Auf diese Art fürchte ich mich, wenn ich sechzig Jahr alt werde.

Pernille. Ich fürchte mich selbst auch deswegen.

Magdelone. Er möchte meinet wegen gerne wunderlich seyn, wenn er nur nicht das Versprechen mit dem Herrn Leander zertrennen wollte.

Pernille. Geben Sie sich zu frieden, Frau! das soll keine Gefahr haben.

Magdelone. Du hörtest ja selbst, welche Resolution er genommen hat.

Pernille. Ich will ihn schon zu einer andern Resolution bringen.

Magdelone. Wie willt du das anfangen?

Pernille. Das kann ich Ihnen ietzo nicht sagen. Ich bitte Ihnen nur: Geben Sie sich zu frieden, es soll alles gut gehen.

Magdelone. Ich wünschte es. Komm mit mir herein.

Ende der andern Abhandlung.

Die dritte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Leander und Leonora.

Leander. Was sind wir Menschen doch so unglücklich in der Welt! Es sind wenige Dinge die uns eine solide Freude verursachen, und diese wenige angenehme Dinge sind oft mit Bitterkeit vermischt. Nun dachte ich, die Frucht von meiner Liebe einzuerndten, und eine Jungfer, die ich so innerlich liebe, in Poßeßion zu kriegen, aber, da man just gedachte am sichersten zu seyn, erhebt sich plötzlich ein gewaltiger Sturm, der den Untergang droht.

Leonora. Das ist gewiß, lieber Herr Leander! Jedoch, je gefährlicher der Sturm ist, je ange-

angenehmer wird es uns alsdenn seyn, wenn wir in Hafen gekommen sind.

Leander. Nach der letzten Nachricht aber, die ich von Ihrer Frau Mutter habe, so darf ich nicht öfter in Ihr Haus kommen. Denn Ihr Herr Vater hat sich ja ausdrücklich heraus gelassen, daß er mich nicht zum Tochtermann haben will.

Leonora. Ich verlasse mich auf der Pernillen Zusage, die versprochen hat uns augenblicklich aus dieser Widerwärtigkeit herauszureißen.

Leander. Welcherley Intriquen aber, hat sie im Sinn?

Leonora. Ich kann nichts davon von ihr heraus bringen. Sie sagt, es wisse niemand davon, als der Herr Leonard.

Leander. Aber, allerliebste Jungfer! Soll denn alle unser Glück von dieser Intrique dependiren?

Leonora. Keinesweges. Denn, wo diese Intrique nicht hilft, so laß ich meinem Vater sauber zu wissen thun, daß, wenn er gleich sein Versprechen aufheben wollte, so wolle ich es doch nicht aufheben, und verweißt er mir meinen Ungehorsam, so kann ich ihm seine Untreue vorwerfen. Indessen wünsche ich doch, daß der Pernille Anschlag gut ausfallen möge, damit ich nicht gezwungen werde, dergleichen Extremitäten zu gebrauchen.

Leander. Ich verlasse mich mehr auf meiner lieben Jungfer Leonora Beständigkeit, als auf alle Intriquen.

Leonora. Ja. Darauf können Sie sich fest verlassen. Denn kein Kind ist schuldig seinen Eltern in unanständigen Dingen zu gehorsamen. Hie kömmt aber just mein Vater. Gehen Sie indessen nur fort, und leben Sie inzwischen meiner Treue versichert.

Leander geht.

Der andere Auftritt.

Jeronimus und Leander.

Jeronimus. Das ist mir lieb, meine Tochter, daß ich dich allein finde, denn ich habe etwas wichtiges mit dir zu sprechen. Höre! Ich habe an dir von deiner Jugend auf immerdar verspürt, daß du eine honette Ambition in dir hast.

Leonora. Das ist wahr. Ich habe allezeit gestrebt, mich so aufzuführen, daß mir niemand mit Wahrheit eine Bassesse aufbürden könne.

Jeronimus. Dahero hoffe ich auch, daß dir der Vorschlag den ich ietzt thun werde, angenehm seyn wird.

Leonora. Ich werde meinen Eltern in billigen und anständigen Begehren niemals zuwider seyn.

Jeronimus. Gut! So hab ich gewonnen. Ich bin in diesen Tagen versichert worden, daß ich mit einem Rang soll begnadiget werden, und so nun das geschicht, so will ich dir zu bedenken geben, ob du dich mit einem schlecht und rechten

Men-

Menschen, als wie Leander ist, verheyrathen kannst?

Leonora. Ich habe selbst mit meiner Eltern Gutachten die Ehe dem Herrn Leander versprochen, und deswegen will ich meinem Vater zu bedenken geben, ob ich mein Versprechen mit meinem Honneur brechen kann?

Jeronimus. Mit deinem Honneur, sagst du? Weist du auch recht, was ein Honneur ist? Ist das einem Fräulein eine Honneur, wenn sie sich mit einem schlecht und rechten Bürger vermählt?

Leonora. Um dieser Unanständigkeit vorzubeugen, so ist das beste, daß ich mit Herrn Leander Hochzeit halte, so lang ich noch Jungfer bin, und ehe der Vater einen Rang kriegt, so thun wir nichts wider die Regeln.

Jeronimus. Possen, Possen, mein Kind! Dieses Geschwätz kömmt mit dem vorigen nicht überein, da du nämlich sagtest: du hättest Ambition.

Leonora. Aber eben darum, weil ich Ambition habe, so kann ich Ihnen nicht Beyfall geben.

Jeronimus. Welche verteufelte Plauderey! Just deswegen, weil du Ambition hast, just deswegen willt du lieber schlechtweg Frau, als gestrenge Frau, titulirt werden?

Leonora. Nein, just deswegen will ich mich zu keiner Canaille machen und mein Versprechen zerreißen.

Jeronimus. Niemand ist schuldig, ein Versprechen zu halten, das wider die Ehrbarkeit läuft.

Da

Da du deine Zusage an Leander gabest, waret ihr einander gleich. Nun hat sich aber alles verändert, und du wirst den Augenblick Fräulein, und er ist nur ein schlecht und rechter Mensch, ergo: kann dich dieses Versprechen nicht binden. Denn das, was zuvor löblich gewesen wäre, streitet bey der Vollführung wider die Ehrbarkeit. Wir haben ja Gesetze deswegen.

Leonora. Wenn ich recht reden darf, mein werther Vater! so ist das ein garstiger Procurators Streich, wenn man das Gesetz so verdreht. Ist das wider die Ehrbarkeit, wenn man sein Versprechen hält, das man einem ehrlichen braven Mannsbild gegeben hat?

Jeronimus. Einem ehrlichen Mannsbild? Das ist nicht genug. Ein Bauer kann auch ehrlich seyn. Wenn sich aber ein wohlgebohrnes Fräulein mit einem ehrlichen Bauer verheyrathet; so sündigt sie, nach meiner Meynung, wider die Ehrbarkeit.

Leonora. Das glaube ich wohl. Zwischen mir und dem Herrn Leander ist aber kein Unterscheid, den ich sehen kann, wir sind ja beyde Bürgerkinder.

Jeronimus. Das ist wahr genug. Wenn du aber Morgen Fräulein wirst, was denn?

Leonora. So wär es nichts anderes, als daß ein ehrlicher Bürger mit einer wohlgebohrnen Bürgerstochter vermählt wird.

Jeronimus. Treibe nicht Spott, mit deinem Vater, Leonora! Das ist nicht hübsch.

Leo-

Leonora. Dafür bewahr mich der Himmel! Mein Vater will aber haben, daß ich etwas thun soll, warum mich alle kluge Leute verachten würden.

Jeronimus. Was? kluge Leute! Du rechnest wohl unsere Nachbarsleute, die Spitzbärte für kluge Leute? aber das sind Leute die keine Ambition haben.

Leonora. Mich dünkt; derjenige, der Treu und Glauben bricht, ist der, so sich aller Ambition entschlägt.

Jeronimus. Du magst, meine Tochter, so viel plaudern, als du willt, so ist doch der Ausschlag, daß du Leandern nicht kriegen sollst.

Leonora. Und mein Vater mag predigen, so viel ihm gefällig ist, so ist doch der Ausschlag, daß ich keinen, außer Leander, nehmen will.

Jeronimus. Helfen keine guten Worte an dir, so gebrauche ich mein Vaterrecht.

Leonora. Das Vaterrecht erstreckt sich nicht so weit.

Jeronimus. Was? Soll ein Kind Macht haben, sich wider seiner Eltern Willen zu verheyrathen?

Leonoka. Ich habe nichts hierinn auf andere Weise als mit meines Vaters Willen und Zulassung unternommen.

Jeronimus. Hör Leonora! kein Wort weiter! Denn, fange ich an böse zu werden, so kriegst du mich so bald nicht wieder gut.

Leonora. So bitte ich auch meinen Vater, von dieser Materie nichts mehr zu erwähnen, denn ich werde auch nicht gleich wieder gut, wenn man mich erst in den Harnisch jagt.

Jeronimus. Geh nur inzwischen fort, bis auf weiteres, und bedenke, was du thust.

Leonora geht.

Jeronimus. Seht mir einmal diesen Gelbschnabel an. Ich muß sie aber nicht übereilen, sie giebt sich schon. Hier kömmt aber wirklich des Herrn Barons sein Laquai.

Der dritte Auftritt.

Dobre Podolsky, und Jeronimus.

Dobre ꝛc. ꝛc. Serviteur, Herr Jeronimus!

Jeronimus umarmet ihn. Ach willkommen mein ehrlicher Monsieur Dobre Podolsky!

Dobre ꝛc. ꝛc. Mein Herr ist schon auf dem Weg, Sie zu besuchen, und gute Nachricht mitzubringen.

Jeronimus. Ey. Ey. Sein gnädiger Herr hält mehr als er verspricht.

Dobre ꝛc. ꝛc. Er ist auch bekannt, so wohl unter Christen und Heyden, daß er ein Herr ist, der seine Parole hält.

Jeronimus. Auch unter den Heyden?

Dobre ꝛc. ꝛc. Da ist ja niemand im ganzen Heydenthum, der ihn nicht kennt.

Jero-

Jeronimus. Darf ich fragen, wo das Heydenthum liegt?

Dobre rc. rc. Das kann ich Ihnen gleich an meinen Fingern hersagen, denn ich bin etliche mal dort gewesen. Das Heydenthum liegt von hier ab Nord-Nordwest. Die Hauptstadt im Heydenthum heißt Constantinopel, und der ietztregierende Kayser, heißt Mephistopheles. Er ist ein braver Kayser, ohngeachtet er nicht meines Herrn Freund ist.

Jeronimus. Wie so?

Dobre rc. rc. Wenn Sie es bey sich behalten wollen, so will ich es Ihnen eigentlich sagen. Mein Herr hatte einstmals die Gnade beym Kayser zu speisen, und über der Tafel fing er an mit dem Großvezier Holofernes zu disputiren, welches aber so scharf zuging, daß mein Herr dem Großvezier in der Hitze eine Ohrfeige gab. Und seit der Zeit hat der Kayser meinen Herrn immer mit scheelen Augen angesehen.

Jeronimus. War aber dieser Grovezier so still bey seiner Ohrfeige?

Dobre rc. rc. Was hätte er thun sollen? Wer meinen Herrn kennt, bindet so leicht nicht mit ihm an. Er schwur nur bey seinem Talmud, (welches der Heyden Ritual ist,) daß er diesen Schimpf rächen wollte. Es ist ohne Ende, wenn man alle die Actionen erzählen wollte, die mein Herr hatte. Ist das nicht eine Ehre für Europa, daß ein jüttländischer Baron einem Großvezier eine Ohrfeige gegeben?

Jeronimus. Ist sein Herr ein Jüttländer?

Dobre 2c. 2c. Ja, das kann man aus seinem Wesen schließen.

Jeronimus. Wenn ich aber fragen dürfte, Monsieur Dobre Podolsky! woher weis er, daß mir der Herr Baron gute Nachrichten mitbringt?

Dobre 2c. 2c. Er sagte mir, ich sollte es Ihnen zu wissen thun, daß er das nöthige an behörigem Ort gesprochen hätte. Er hätte es fast vergessen, denn er hat mehrers im Kopf, aber ich, ohne mich zu rühmen, erinnerte ihn, daß er an den Herrn Jeronimus gedenken sollte.

Jeronimus umarmet ihn und sagt: Das war ein rechtes Freundschaftsstück.

Dobre 2c. 2c. Ich sage das wirklich nicht in der Intention, daß ich einige Discretion dafür verlangte, denn ohngeachtet, daß = = =

Jeronimus. Er hat, bey meiner Treu, eine Discretion verdient, er soll sie auch haben. Will er dahero diese hundert Ducaten nicht verschmähen?

Dobre 2c. 2c. Ach Herr Jeronimus! wozu ist dieses nöthig?

Jeronimus. Nur eines will ich ihn noch bitten, daß er diese Discretion für sich alleine behalte, und nicht mit dem französischen und spanischen Diener theile.

Dobre 2c. 2c. Ja. Ja. Weil Sie so befehlen, will ich es allein behalten. Jetzo muß ich aber

aber fortlaufen. Mein Herr wird den Augenblick hier seyn.

(Er geht.)

Der vierte Auftritt.

Jeronimus, Magdelone, Pernille.

Jeronimus. Komm heraus, Schatz! ich muß dir etwas sagen.

Magdelone. Was ists nun wieder?

Jeronimus. Du mußt hier bleiben, um den Herrn Baron zu complimentiren, wenn er kömmt.

Magdelone. Ich bin aber nicht geschickt genug, mit einem solchen Herrn zu conversiren.

Jeronimus. Er ist in seinem Umgang nicht anders als ein gemeiner Bürger. Pernille weis es wohl.

Pernille. Das ist der artigste Herr von der Welt. Die Frau darf sich nicht vor ihm scheuen. Aber hier kömmt er wirklich.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich als ein Baron, und der Lquai Dobre Podolsky.

Heinrich. Hal . . . tet, Porteurs! Sans façon, Herr Jeronimus! Laß Er mir nur die Porteurs selbst helfen.

Jeronimus. Ey Ihro Excellenz! Lassen Sie mir das Vergnügen.

Heinrich sagt Jeronimo was ins Ohr.

Jeronimus küßt dem Heinrich die Hand und sagt: Ach! Ich danke Ihro Excellenz allerunterthänigst.

Heinrich. Innerhalb zwey Tagen sollen Sie Ihre Bestallung haben, und noch dazu gratis, daß Sie demnach keine andere Unkosten haben, als das Papier zu bezahlen, welches hundert Thaler kostet. Und wegen dieses dürfen Sie sich auch nicht bekümmern, Sie dürfen nur meinem Laquaien das Geld darfür geben, so will ich alles besorgen.

Jeronimus. Das ist eine große Gnade.

Heinrich. Holla Dobre Podolsky! der Herr Jeronimus wird dir hundert Thaler geben, um seine Bestallung einzulösen.

Jeronimus. Wenn ich ihn damit beschweren darf.

Heinrich. Ey Herr Jeronimus! sans façon. Zum Laquaien. Geh nur geschwind hin, und mache alles richtig.

Jeronimus zu Magdelone. Geh hin, meine liebe Frau! zu Ihro Excellenz, und küß die Hand.

Heinrich. Ist das Ihre schöne Frau Liebste? zu Magdelone. Votre tres humble Serviteur de Valet Madame.

Magdelone. Ich bin nicht so glücklich, Ihro Excellenz! daß ich das Französische verstehe.

Jero-

Jeronimus. Ey, stelle dich doch nicht so einfältig an. Kannst du nicht ein klein wenig antworten? und wenigstens sagen: Oui Monsieur.

Magdelone sich neigend. Oui Monsieur!

Heinrich. Fort bien, Madame! Parlez de vous françois?

Jeronimus. Meine Frau hat wohl in ihrer Jugend das Französische gelernet und gewußt, sie wird aber auf das neue es zu lernen anfangen müssen.

Heinrich. Oui Monsieur, perfectement. Sie hat meiner Treu, ma foi, einen guten Accent, ohne daß ich flattire.

Jeronimus. Hörst du, mein Schatz! was der Herr Baron sagt. Er sagte, du wärest eine gute . . . Was war das letzte dabey?

Magdelone leise. Ich weis weder das Erste noch das Letzte mehr, denn ich bin voll im Kopf davon.

Jeronimus. Ihro Excellenz! meine Nachbarn werden mir wohl dieses Glück misgönnen?

Heinrich. Lassen Sie sie misgönnen, was hat das zu bedeuten? Wenn sie aber absolute auch etwas werden wollen, so kann ich ihnen auch helfen.

Jeronimus. O nein Ihro Excellenz! Ich will demüthigst bitten, daß es bey mir allein bleibt. Nicht darum, weil ich ihnen um ihr Glücke neidig wär, sondern nur aus Ursach, daß . . .

Heinrich. Aus welcher Ursach?

Jeronimus. Aus Ursach, weil . . . meine Frau weis die Ursach.

Magdelone. Was? Ich weis wirklich keine Ursach.

Heinrich. Ich verstehe es schon, Madame! Sie wollen gern die vornehmste seyn, wenn Sie mit Ihren Nachbarinnen in Gesellschaft sind.

Jeronimus. Nein, Ihro Excellenz! das ist eben die rechte Ursach nicht, denn weder ich noch meine Frau sind willens künftig mit unsern Nachbarsleuten umzugehen.

Heinrich. Darinn haben Sie Recht. Es schickt sich auch nicht. Denn, wenn man sucht höheres Standes zu werden, so muß man sich auch darein finden können. Sie müssen mir auch versprechen, daß Sie auf Ihren Respect halten wollen.

Jeronimus. Hab ich Leben und Gesundheit, so will ich mich warlich nicht mit meinen Nachbaren familiarisiren.

Heinrich. Es sind ja einige Spitzbärte, die nur halbe Menschen sind.

Jeronimus. Man findet bey ihnen gar nicht, was man sonst eine honette Ambition nennet. Denn, wenn sie zusammen kommen, sehen sie nur nach Essen und Trinken, ohne sich zu bekümmern, wer zu oberst oder unterst sitzen soll.

Heinrich. Das ist ja recht viehisch.

Jeronimus. Nicht viel besser, Ihro Excellenz!

Heinrich. Aber, à propos, haben Sie Ihre fünf hundert Thaler zurück bekommen?

Jero-

Jeronimus. Das eilt nicht, Ihro Excellenz!

Heinrich. Charmi! Hat der Schlingel das Geld noch nicht zurück gebracht?

Dobre ꝛc. ꝛc. Ich habe es vergessen, Ihro Excellenz! Nehmen Sie es nicht ungnädig auf.

Heinrich. So vergiß es nicht, so bald du nach Hause kömmst. Es soll wieder in Gold bezahlt werden.

Jeronimus. O nein, Ihro Excellenz! Das thut nicht noth.

Heinrich. Ey Herr Jeronimus! Das ist mir einerley. So ist auch weniger Mühe dabey.

Jeronimus. Ach ich wünschte den Tag zu sehen, woran ich die mir erwiesene Gnade nach Schuldigkeit erkennen könnte!

Heinrich. Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als daß Sie auf Ihren Respect sehen, damit ich von meiner Recommendation keine Schande habe.

Jeronimus. Ich will mich schon also aufführen, daß Ihro Excellenz die Gnade nicht reuen soll, die Sie Ihrem geringen Knecht erzeigt haben.

Der sechste Auftritt.

Die Vorigen und Leonard mit einer Carbatsche.

Leonard. Man sagte mir, daß mein Laquai hier im Hause herum rase, und eine Men-

ge Comödien spiele. Ihr Diener, Herr Jeronimus! Verzeihen Sie, daß ich so frey herein komme.

Jeronimus. Mein guter Herr Leonard! Ich kann iezt nicht so glücklich seyn mit Ihnen zu sprechen, von wegen dieses vornehmen Cavaliers.

Leonard. Wer ist er?

Jeronimus. Er ist ein Baron.

Heinrich mit dem Kopf hängend. Adieu, Herr Jeronimus! Ich will gehen.

Leonard hält Heinrich zurück. Sein Diener, Herr Baron!

Heinrich. Sein Diener!

Leonard. Kennen Sie mich nicht?

Heinrich. Nein.

Leonard. So kenne ich warlich dich.

Leonard prügelt Heinrich mit der Carbatsche.

Jeronimus. Ach Himmel! Kann das seyn? Läßt sich einer, der dem Großvezier eine Ohrfeige gegeben, also prügeln?

Leonard zu Heinrich. Hab ich mir Kleider machen lassen, daß du solltest damit Narrenpossen treiben? Er zieht ihm den Oberrock ab, und Heinrich steht in seiner Liberey da.

Leonard. Aber sag, du liederliche Canaille! was hat dich zu solchem Aufzug veranlasset?

Heinrich. Ach Herr! schlagen Sie mich nicht mehr, ich will alles bekennen.

Jeronimus. Ach! Ich vergehe aus Schaam über dieser Historie.

Leonard

Leonard zu Heinrich. Bekenne nur gleich.

Heinrich. Ich hatte Geld nöthig, und als ich hörte, daß dieser alte rangsüchtige Narr, Schneider und Laquaien tractirt, damit sie ein gut Wort, für ihn einlegen sollten, so dachte ich bey mir selbst, hier kannst du einen Pfennig verdienen. Dahero gab ich mich für einen Baron aus. Dünkt Ihnen denn nun, daß es eine Sünde war, daß ich diesen alten eitlen Affen vexirte?

Jeronimus. Ach! Ich kann nicht mehr. Wär ich nur im Grab!

Leonard. Weswegen gabst du dich aber für einen Baron aus?

Heinrich. Nur, um den Herrn Jeronimus von der Rangsucht zu curiren.

Leonard. Es ist nichts so schlimmes darunter.

Jeronimus. Ach! daß er die schwere Noth kriegte! Er hat über drey hundert Thaler von mir bekommen.

Heinrich. Das ist nicht wahr, Herr! Ich habe keinen Kreutzer bekommen, er gab es alles einer andern unbekannten Person, die mir hieher folgte.

Jeronimus. Ja. Dem Dobre Podolsky. Wo ist er? er war eben hier.

Heinrich. Er läßt sich nicht so leicht finden, er ist ein Landstreicher.

Jeronimus. Ach ich elender Mann! Wie schändlich bin ich betrogen worden.

Leonard. Herr Jeronimus! Bedauren Sie diesen Verlust nicht so viel. Bedauren Sie viel-

mehr Ihre Thorheit, und sehen Sie drauf, daß diese Historie nicht unter die Leute komme.

Jeronimus. Ach! Ich sehe und erkenne meine Thorheit, aber allzu spät, und ich schäme mich vor meinen Weib und Kindern. Laß Leonoren heraus kommen.

Der siebente Auftritt.

Die Vorigen. Leander und Leonora.

Jeronimus. Nun meine Tochter! ich sehe du kömmst mit dem Herrn Leander?

Leonora. Ja, werther Vater! Wir werden, ohngeachtet aller gegen uns ergangenen Drohungen, nicht ablassen einander zu lieben.

Jeronimus. Bleibt nur bey eurem Vorsatz. Ich will euch nicht entgegen seyn. Und Sie, Herr Leander! bitte ich tausendmal um Verzeihung, daß ich so kaltsinnig gegen Sie gewesen. Es kam so ein Raptus über mich, dessen Ausgang mich nun gedemüthiget hat, daß ich zu mir selbst wieder gekommen, und meine Thorheit verabscheue, insonderheit die verächtliche Aufführung gegen Sie.

Leander. Das höre ich gern, daß Sie mich nicht mehr so verachten. Was die Ursach dazu war, kann ich nicht wissen, gleichwie ich auch die Ursach dieser letzten Veränderung eben so wenig weis.

Heinrich. Ich will Ihnen die ganze Historie erzählen.

Jero-

Jeronimus. Halts Maul, du Lumpenbaron! oder ich reiß dir den Kopf in Stücken. Doch, ich sollte ihm eher danken als auf ihn zornig seyn, denn er hat mich durch seine Possen curirt. Aber, was ist das? sehe ich nicht hier den Dobre Podolsky? der da zurück kömmt. Nun kann ich mein Geld wieder kriegen.

Der achte Auftritt.

Die Vorigen, und Dobre Podolsky.

Dobre ꝛc. ꝛc. Zu Jeronimo. Mein Herr! ich bitte Sie demüthig, werden Sie nicht auf uns verdrießlich, daß wir Sie genarrt haben, denn . . .

Jeronimus. Wo ist mein Geld? Du Spitzbube!

Dobre ꝛc. ꝛc. Hier ist alles. Erstlich die fünf hundert Thaler, die wir, um Sie zu vexiren, sagten, sie müßten zur Gräfinn, alsdenn . . .

Jeronimus. Seyd so gut, und haltet inn mit eurer Specification. Gebt mir nur mein Geld.

Dobre ꝛc. ꝛc. Ich weis aber nicht, ob Sie mir die hundert Ducaten lassen wollen, die ich für meine Mühe kriegte?

Jeronimus. Für deine Mühe? Den Galgen für dich und deine Mühe!

Dobre ꝛc. ꝛc. Sehen Sie, hier ist es alles mit einander. Ich bitte Sie nur, werden Sie nicht zornig auf uns, daß wir Sie genarrt haben.

Jero-

Jeronimus. Ey, so halt dein Maul!

Dobre ꝛc. ꝛc. Ich sag es nur mich zu entschuldigen, denn ich will Sie nicht öfter narren.

Jeronimus. Du sollt auch nicht mehr Gelegenheit dazu haben.

Leonard. So geh deines Weges fort und incommodire den Herrn Jeronimus nicht weiter. Sonsten ist mir sehr leid, daß mein Laquai dergleichen angestellt hat. Alles was ich ihm thun kann, ist, daß ich ihn strafe und fortjage.

Jeronimus. Das beste ist, Sie behalten ihn in Ihren Diensten, und befehlen ihm, daß er niemand nichts von diesem Handel erzählt. Uebrigens wünschte ich; daß alle thörichte Rangsüchtige nach meinem Exempel für ihre honette Ambition gestraft würden.

Ende der dritten Abhandlung.

Ende dieses Lustspiels.



Erasmus

Erasmus Montanus.

Oder

Erasmus Berg.

Ein Lustspiel

von fünf Abhandlungen.

Günther.

Der ungewohnte Stand soll dir mit derben Schlägen
Das γνῶθι σεαυτὸν auf Haut und Schädel prägen.

Die Personen dieses Lustspiels sind:

Hans, ein Bauer.

Nille, dessen Eheweib.

Erasmus Montanus, deren Sohn, ein von der Universität zurückkommender Student.

Jacob, deren anderer Sohn, ein Bauer.

Peter, der Küster im Dorf.

Caspar, der Untervogt.

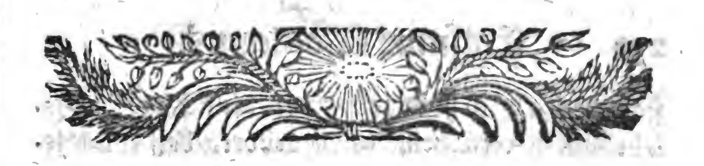
Jeronimus, ein alter reicher Schreiber.

Magdelone, dessen Eheweib.

Elisabeth, deren Tochter, des Erasmi Montani Liebste.

Ein Lieutenant.

Ein Corporal.



Erasmus Montanus,

Oder

Erasmus Berg.

Ein Lustspiel von fünf Abhandlungen.

Die erste Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Hans allein, mit einem Brief in der Hand.

Das ist Schade, daß der Küster nicht hier ist, es ist so viel Latein in meines Sohnes Brief, das ich nicht verstehe. Die Thränen fallen mir in die Augen, wenn ich betrachte, daß ein armer Bauernsohn, so gelehrt worden, insonderheit, da wir von keinem hochgelehrten Bauerngeschlecht herstammen.

stammen. Ich habe von Leuten, die sich auf die Gelehrsamkeit verstehen, schon gehört, daß er mit jedem Pfaffen, wer er auch seyn mag, disputiren kann. Ach! könnte nur ich und mein Weib die Freude erleben, daß wir ihn einmal vor unserm Tode predigen hörten, es sollte uns alles das Geld nicht reuen, das wir auf ihn gewendet haben. Ich kann an unserm Küster, Peter, schon sehen, daß es ihm nicht sonderlich freuet, daß mein Sohn zurücke kömmt. Es dünkt mich, als ob er sich vor dem Erasmus Berg fürchtete. Das ist doch erschrecklich mit den gelehrten Leuten, daß sie einander so neidig sind, und der eine kann nicht leiden daß der andere eben so gelehrt ist. Der gute Mann thut sonst zu Zeiten in unsrer Dorfkirche schöne Predigten, und er kann von der Misgunst etwas hersagen, daß einer weinen möchte, es kömmt mir aber für, als ob er selbst nicht ganz frey von diesem Fehler wär. Ich kann nicht begreifen, woher dieses kommen mag. Wenn einer zu mir sagte; daß mein Nachbar den Landbau besser verstünde als ich, sollte ich deswegen meinen Nachbar hassen? Nein, nein, so macht es Hans Berg nicht. Hier aber, bey meiner Treu, ist der Küster, Peter.

Der andere Auftritt.

Hans und Peter.

Hans. Willkommen, Peter!
Peter. Dank, Hans!

Hans.

Hans. Ey mein lieber Peter! Könntet ihr mir wohl das Latein verdeutschen, das in meines Sohnes letzten Brief steht?

Peter. Was Possen! Meynt ihr nicht, daß ich so gut Latein verstehe, als euer Sohn? Ich bin ein alter Akademicus. Ich, Hans! Ich.

Hans. Das weis ich wohl, aber ich meynte nur, ob ihr das neumodische Latein verstündet? denn diese Sprache wird ja vielleicht eben so wohl verändert, als unsere Landessprache. Denn in meiner Jugend redte man hier nicht wie ietzo, was man ietzt Laquai heißt, nennte man damals Knecht, was man nun Matrasse nennt, hieß man damals eine Hure, ein Fräulein hieß Jungfer, ein Musikant, Spielmann, und ein Secröterer, Schreiber. Daher glaube ich, die lateinische Sprache hat sich auch wohl verändert, seit ihr von der Schulen fort seyd. Wollt ihr so gut seyn und mir diesen Brief erklären? Ich kann wohl die Buchstaben lesen, aber ich bringe keine Meynung heraus.

Peter liest. Euer Sohn schreibt, daß er nun die Logicam, Rhetoricam und Metaphysicam studire.

Hans. Was ist das, Logicam?

Peter. Das ist seine Canzel.

Hans. Das höre ich gerne. Ach könnte er nur Priester werden!

Peter. Vorher aber Küster. Küster vorher.

Hans. Wie heißt die andere Post?

Peter. Die heißt Rhetorica, das ist auf Deutsch: Ritual. Die dritte Post muß aber verschrieben seyn, oder es ist ein französisches Wort, denn wäre es lateinisch, so wüßte ich es gewiß. Ich bin capabel, mein guter Hans! die ganze Aurora aufzurechnen. Ala, ist ein Flügel. Ancilla, eine Magd, Barba, ein Bart, Cœna, eine Nachtkachel, Campana, ein Glockenläuter, Cella, ein Keller, Lagena, eine Flasche, Lana, ein Wolf, Janua, eine Thür, Cerevisia, Butter.

Hans. Ihr müßt ein verzweifeltes Gedächtniß haben? Peter!

Peter. Ja. Ich hätte mir nicht eingebildet, daß ich so lang sollte in einem armen Küsterdienst bleiben. Ich hätte ehemals schon lang was anders werden können, wenn ich mit einem Mägdchen hätte anbinden wollen, aber ich will mir lieber, so gut ich kann, selbst helfen, als daß man mir nachsagen sollte, ich hätte mein Brodt durch ein Weib gekriegt.

Hans. Mein lieber Peter! hier ist aber noch ein anders Latein, das ich nicht verstehe. Seht diese Zeile hier.

Peter liest. Die Veneris Lipsia domum profecturus sum. Das ist ein wenig hochtrabend. Doch ich verstehe es alles ganz gut, ein anderer könnte sich aber darüber den Kopf zerbrechen. Das ist zu Deutsch: Es sind profecto eine Menge Russen nach Leipzig gekommen.

Hans.

Hans. Was haben die Russen da zu thun?

Peter. Das sind keine Moskowiter, Hans Berg! das sind junge Studenten, die sie Russen nennen.

Hans. Nun, nun weis ich es, das ist gewiß, wenn allezeit der große Lärmen ist, da sie Saltz und Brodt kriegen und Studenten werden?

Peter. Wenn erwartet ihr euren Sohn nach Hause?

Hans. Heut oder Morgen. Wartet ein wenig hier, guter Peter! ich will zu meiner Nille hinein laufen, sie soll uns einen Krug Bier heraus bringen.

Peter. Ich will lieber ein Glas Branntewein, es ist mir noch zu früh zum Bier.

Hans geht.

Der dritte Auftritt.

Peter allein.

Die Wahrheit zu sagen, es liegt mir nichts daran, ob Erasmus Berg nach Hause kömmt, nicht, weil ich mich vor seiner Gelehrsamkeit etwan fürchte. Nein. Denn ich war schon ein alter Student, da er noch in die Schule lief. Bey meiner Zeit deponirten andere Kerls als ietzo. Ich deponirte aus der Tölplitzer Schule mit Adam Gebhart, Conrad Drexel, Barthel Geiger, Stephan Knullbaum, den wir in der Schule, einen Apfel-

krapffen nennten. Paul Schweiger, den wir den langen Paul Finkeljochum nennten. Alle Kerls, die Waden hatten und Bärte wie Böcke, und die capabel waren in jeder Materie zu disputiren. Ich bin nur ein Küster worden, ich bin aber zufrieden, weil ich das tägliche Brodt habe, und verstehe meinem Amt wohl vorzustehen. Ich habe auch die Einkünfte dieses Diensts zu verbessern gesucht, und habe das, was meine Vorfahren nicht gehabt haben, welches mir meine Nachkömmlinge auch noch im Tod danken werden. Die Leute denken, es hat keine Observationes auf sich, ein Küster zu seyn. Ja, ja. Das Küsteramt ist warlich ein wunderlich Amt, insonderheit, wenn man es auf einem solchen Fuß haben will, daß es seinen Mann ernähren soll. Vor meiner Zeit hielten die Leute hier im Dorf alle Leichgesänge für gleich gut, ich habe es aber auf dem Fuß gesetzt, daß ich zu einem Bauer sage, welches Sterblied wollt ihr? Dieses kostet so viel und das andere so viel. So auch mit der Erde auf den Todten zu werfen. Wollt ihr feinen Sand, oder schlecht und rechte Erde? Das sind auch einige Observationes, die mein Vorgänger Christoph nicht zu sagen wußte. Er hatte aber auch nicht studirt. Ich kann nicht begreifen, auf was Art der Kerl Küster werde. Er war aber auch ein Küster darnach. Das Lateinische nützt einem Menschen in allen Verrichtungen sehr viel. Ich wollte das Lateinische, das ich weis, nicht für hundert Thaler missen. Denn es hat mir schon in meinem

Amt

Amt über hundert Thaler, ja noch hundert dazu, eingetragen.

Der vierte Auftritt.

Hans, Nille, Peter.

Nille. Gesegne es Gott, Peter!

Peter. Großen Dank, Mutter! Ich trink sonst niemals Branntewein, ausser ich habe einen bösen Magen. Ich habe aber fast allezeit einen bösen Magen.

Nille. Wißt ihr wohl, daß mein Sohn, heute oder morgen wieder zu uns hieher kömmt? da kriegt ihr einen Mann, mit dem ihr sprechen könnt. Denn wie ich hörte, so ist ihm sein Mund nicht verkleistert.

Peter. Ja, Ja. Ich glaube wohl, daß er ein Haufen Klosterlatein können wird.

Nille. Klosterlatein? Das ist ja das beste Latein, gleichwie die Klosterleinwand, die beste Leinwand ist.

Peter. Ha, ha, ha!

Hans. Worüber lacht ihr? Peter!

Peter. Ueber nichts, Hans Berg! Profit auf ein frisches! Profit Nille! ha, ha, ha! Das ist wahr genug, wie ihr sagt: die Klosterleinwand ist eine gute Leinwand, aber . . .

Nille. Machen sie die Leinwand nicht im Kloster, warum nennt man sie doch Klosterleinwand?

Peter. Ja. Ja. Das ist ganz recht. Ha, ha, ha! Ihr könnt mir aber wohl auf den Branntewein etwas zu kauen geben.

Nille. Hier liegt ein Stück Brodt und geschabter Käß, wenn ihr es nicht verachten wollt?

Peter. Dank, Nille! Dank. Wißt ihr was das Brodt auf lateinisch heißt?

Nille. Nein, wirklich nicht.

Peter ißt und schwatzt zugleich. Das heißt Panis, Genitivus Pani, Dativus Pano, Vocativus Panus, Ablativus Pano.

Hans. Ey, ey, Peter! die lateinische Sprache ist weitläuftig. Was heißt grob Brodt?

Peter. Das heißt: Panis gravis, und fein Brodt heißt: Panis finis.

Hans. Das ist ja halb Deutsch.

Peter. Ja. Gewiß. Es sind unterschiedliche lateinische Worte, die ihren Ursprung aus der deutschen Sprache haben, als Herrus, ein Haus-Herr, Natura, die Natur, und andere wie in der Grammatica steht.

Hans. Was heißt das Wort Grammatica?

Peter. Eben das was Donat heißt. Wenn man ihn in türkisches Papier einbindet, so heißt er Donat, bindet man ihn aber in weiß Pergament ein, so heißt er Grammatica, und wird declinirt wie ala.

Nille. Ey, ey! Wie kann denn alles dieß bey den Leuten so im Kopf sitzen. Der meinige schwindelt schon, wenn ich nur davon reden höre.

Hans.

Hans. Daher sind auch die gelehrten Leute, gemeiniglich nicht richtig im Kopf.

Nille. Ey Possen! So meynst du, daß unser Sohn auch nicht richtig im Kopf sey?

Hans. Ja, mein liebes Weib! Denn das ist schon wunderlich, daß er an mich lateinische Briefe schreibt.

Peter. Da habt ihr Recht, Hans! Denn das ist ein wenig närrisch. Das wär eben so, wenn ich, um nur zu zeigen, daß ich Griegisch wüßte, wollte Griegisch mit dem Untervogt sprechen.

Hans. Versteht ihr auch Griegisch? Peter!

Peter. O ja. Vor zwanzig Jahren war ich so perfect darinnen, daß ich die ganze Litaney lesen konnte. Jetzo aber besinne ich mich nichts mehrers davon, als daß das letzte Wort Amen heißt.

Hans. Ey Peter! das wird lustig werden, wenn mein Sohn zurück kömmt; so können wir euch beyde zusammen setzen.

Peter. Will er mit mir disputiren, so hat er seinen ganzen Kerl vor sich, und will er im Chor mit mir singen, ja, so kömmt er zu kurz. Ich habe mit zehen Küsten im Chor gesungen, die mußten mir aber alle weichen, denn ich schrie den Glauben unter allen zehen heraus. Vor zehen Jahren wurde mir angeboten, ich sollte Cantor in unsrer Frauenschule werden, ich wollte aber nicht. Denn, warum sollt ich das thun? Hans! Warum sollte ich meine Gemeinde verlassen, die mich so sehr ehret und liebet, und die ich wieder so sehr ehre und liebe? Ich lebe an einem Ort, wo ich mein täg-

lich Brodt habe, und wo ich von allen respectirt werde. Unser Herr Vogt kömmt niemals hieher, er läßt mich denn gleich holen, ihm die Zeit zu vertreiben und vor ihm zu singen. Verwichenes Jahr um diese Zeit gab er mir einen halben Gulden, weil ich ut, re, mi, fa, sol, sange. Er schwur mir, daß ihm mein Singen besser gefalle, als die größte Vocalmusik, die er je bey der gnädigen Herrschaft gehört hätte. Wollt ihr mir noch ein Glas Brannteweín geben? Hans! so will ich euch eben das auch singen.

Hans. Gerne. Hei Nille! schenk noch ein Glas Brannteweín ein.

Peter. Ich singe nicht vor jedem. Ihr seyd aber mein guter Freund, Hans! dem ich mit Vergnügen diene. Er fängt an zu singen, und schreyt erst langsam: .Ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, nun zurück, ut, si, la, sol, fa, mi, re, ut, nun sollt ihr auf eine andere Art hören, wie hoch ich singen könne. Ut, re, mi, fa, sol, fa, si, ut, re, mi, fa, sol, fa, si, ut, re.

Hans. Ey Possen! das letzte ging zart. Unsre Ferklein können nicht feiner schreyen.

Peter. Nun will ich geschwind singen: Ut, re, mi, re, nein, das war nicht recht, ut re mi do re mi ut, nein, das ist auch toll, das ist verteufelt schwer, Hans! so geschwind zu singen. Hier kömmt aber Monsieur Jeronimus.

Der

Der fünfte Auftritt.

Jeronimus, Magdelone, Elisabeth, Peter, Hans und Nille.

Jeronimus zu Hans. Guten Morgen, Gegenschwäher! Habt ihr gute Zeitung von eurem Sohn?

Hans. Ja. Ich glaube, er kömmt heute noch oder morgen.

Elisabeth. Ey, ist das möglich? So wird mein Traum erfüllt.

Jeronimus. Was träumte dir denn?

Elisabeth. Es träumte mir, ich wäre heute Nacht bey ihm gelegen.

Magdelone. Das ist doch ein wunderlich Ding um die Träume. Sie sind nicht zu verachten.

Jeronimus. Das ist wohl wahr. Allein, ihr junge Mägdchen, dächtet ihr des Tages nicht so oft auf die Mannsbilder, so würde euch nicht so oft des Nachts davon träumen. Und du, Magdelone! dir träumte wohl eben so stark von mir, in der Zeit, da wir versprochen waren.

Magdelone. Ja. Das ist wirklich wahr, aber nun hat mir, bey meiner Treu, in vielen Jahren nichts von dir geträumt.

Jeronimus. Das macht, weil die Liebe ietzo nicht mehr so hitzig ist, als sie damals war.

Elisabeth. Ist es aber möglich, daß Rasmus Berg morgen nach Hause kömmt?

Jeronimus. Ey, ey, meine Tochter! du mußt dirs nicht ansehen lassen, daß du so verliebt bist.

Elisabeth. Ist es aber gewiß, daß er morgen kömmt?

Jeronimus. Ja. Ja. Du hörst es ja selbst wohl.

Elisabeth. Vater! Wie lang haben wir bis morgen?

Jeronimus. Welch wunderlich Geschwätz! Die verliebten Leute sind als ob sie Narren wären.

Elisabeth. Ich zähle warlich jede Stunde.

Jeronimus. Du solltest auch wohl fragen, wie lang eine Stunde ist, so könnte man recht denken, du wärest närrisch. Halt ietzo dein Maul mit dergleichen Plauderey, und laß uns Alte sprechen. Hört, mein lieber Hans! Haltet ihr für rathsam, daß diese zwey junge Leute zusammen kommen, ehe sie ihr Brodt haben.

Hans. Das gilt mir gleich, wie es euch gefällt, sonsten kann ich sie schon unterhalten, inzwischen wäre aber doch besser, wenn sie zuvor ein Einkommen hätten.

Jeronimus. Ich wenigstens halte es gar nicht für dienlich, daß sie, ehe sie eigne Nahrung haben, heyrathen sollen.

Elisabeth weint und heult.

Jeronimus. Ey, Pfui Teufel! Schäm dich. Das ist doch Schand und Spott für ein Mägdchen, die sich also anstellt.

Elisabeth weinend. Kriegt er bald Brodt?

Hans.

Hans. Da ist kein Zweifel, daß er bald Brodt kriegt, denn so viel ich gehört habe, so ist er so gelehrt, daß er in jedem Buch lesen kann, es mag seyn welches es will. Sein letzter Brief, den er an mich schrieb, war lateinisch.

Nille. Und der warlich nicht schlecht ist, das weis der Küster.

Elisabeth. War er so wohl geschrieben?

Peter. Gut genug für einen solchen jungen Menschen. Er kann gut werden, Jungfer Elisabeth! Es gehört aber noch viel dazu. Da ich von seinem Alter war, dachte ich auch, daß ich ein gelehrter Kerl wäre, aber . . .

Hans. Ja. Ja. Ihr gelehrte Leute lobt einander niemals.

Peter. Ey Possen! Sollt ich ihm neidisch seyn? Da er noch ungebohren war, hing man mir schon dreymal den Esel in der Schule an, und da er in die vierte Classe ging, war ich schon acht Jahr Küster.

Hans. Es kann doch aber einer einen bessern Kopf haben, als der andere. Einer kann in einem Jahr eben so viel lernen, als der andere in zehen Jahren.

Peter. Aber Peter darf stehen, gegen wen es seyn möchte.

Jeronimus. Ja. Ja. Ein jeder kann für sich gut seyn. Ich will nach Hause; Komm Magdelone und Elisabeth! Lebt wohl Hans und Nille! Ich ging hier vorbey, so wollt ich also un-

ter

Peter. Die heißt Rhetorica, das ist auf Deutsch: Ritual. Die dritte Post muß aber verschrieben seyn, oder es ist ein französisches Wort, denn wäre es lateinisch, so wüßte ich es gewiß. Ich bin capabel, mein guter Hans! die ganze Aurora aufzurechnen. Ala, ist ein Flügel. Ancilla, eine Magd, Barba, ein Bart, Cœna, eine Nachtkachel, Campana, ein Glockenläuter, Cella, ein Keller, Lagena, eine Flasche, Lana, ein Wolf, Janua, eine Thür, Cerevisia, Butter.

Hans. Ihr müßt ein verzweifeltes Gedächtniß haben? Peter!

Peter. Ja. Ich hätte mir nicht eingebildet, daß ich so lang sollte in einem armen Küsterdienst bleiben. Ich hätte ehemals schon lang was anders werden können, wenn ich mit einem Mägdchen hätte anbinden wollen, aber ich will mir lieber, so gut ich kann, selbst helfen, als daß man mir nachsagen sollte, ich hätte mein Brodt durch ein Weib gekriegt.

Hans. Mein lieber Peter! hier ist aber noch ein anders Latein, das ich nicht verstehe. Seht diese Zeile hier.

Peter liest. Die Veneris Lipsia domum profecturus sum. Das ist ein wenig hochtrabend. Doch ich verstehe es alles ganz gut, ein anderer könnte sich aber darüber den Kopf zerbrechen. Das ist zu Deutsch: Es sind profecto eine Menge Russen nach Leipzig gekommen.

Hans.

Hans. Was haben die Russen da zu thun?

Peter. Das sind keine Moskowiter, Hans Berg! das sind junge Studenten, die sie Russen nennen.

Hans. Nun, nun weis ich es, das ist gewiß, wenn allezeit der große Lärmen ist, da sie Saltz und Brodt kriegen und Studenten werden?

Peter. Wenn erwartet ihr euren Sohn nach Hause?

Hans. Heut oder Morgen. Wartet ein wenig hier, guter Peter! ich will zu meiner Nille hinein laufen, sie soll uns einen Krug Bier heraus bringen.

Peter. Ich will lieber ein Glas Branntewein, es ist mir noch zu früh zum Bier.

Hans geht.

Der dritte Auftritt.

Peter allein.

Die Wahrheit zu sagen, es liegt mir nichts daran, ob Erasmus Berg nach Hause kömmt, nicht, weil ich mich vor seiner Gelehrsamkeit etwan fürchte. Nein. Denn ich war schon ein alter Student, da er noch in die Schule lief. Bey meiner Zeit deponirten andere Kerls als ietzo. Ich deponirte aus der Tölplitzer Schule mit Adam Gebhart, Conrad Drexel, Barthel Geiger, Stephan Knullbaum, den wir in der Schule, einen Apfel-

krapffen nennten. Paul Schweiger, den wir den langen Paul Finkeljochum nennten. Alle Kerls, die Waden hatten und Bärte wie Böcke, und die capabel waren in jeder Materie zu disputiren. Ich bin nur ein Küster worden, ich bin aber zufrieden, weil ich das tägliche Brodt habe, und verstehe meinem Amt wohl vorzustehen. Ich habe auch die Einkünfte dieses Diensts zu verbessern gesucht, und habe das, was meine Vorfahren nicht gehabt haben, welches mir meine Nachkömmlinge auch noch im Tod danken werden. Die Leute denken, es hat keine Observationes auf sich, ein Küster zu seyn. Ja, ja. Das Küsteramt ist warlich ein wunderlich Amt, insonderheit, wenn man es auf einem solchen Fuß haben will, daß es seinen Mann ernähren soll. Vor meiner Zeit hielten die Leute hier im Dorf alle Leichgesänge für gleich gut, ich habe es aber auf dem Fuß gesezt, daß ich zu einem Bauer sage, welches Sterblied wollt ihr? Dieses kostet so viel und das andere so viel. So auch mit der Erde auf den Todten zu werfen. Wollt ihr feinen Sand, oder schlecht und rechte Erde? Das sind auch einige Observationes, die mein Vorgänger Christoph nicht zu sagen wußte. Er hatte aber auch nicht studirt. Ich kann nicht begreifen, auf was Art der Kerl Küster worde. Er war aber auch ein Küster darnach. Das Lateinische nüzt einem Menschen in allen Verrichtungen sehr viel. Ich wollte das Lateinische, das ich weis, nicht für hundert Thaler missen. Denn es hat mir schon in meinem

Amt

Amt über hundert Thaler, ja noch hundert dazu, eingetragen.

Der vierte Auftritt.

Hans, Nille, Peter.

Nille. Gesegne es Gott, Peter!

Peter. Großen Dank, Mutter! Ich trink sonst niemals Brannteweiu, ausser ich habe einen bösen Magen. Ich habe aber fast allezeit einen bösen Magen.

Nille. Wißt ihr wohl, daß mein Sohn, heute oder morgen wieder zu uns hieher kömmt? da kriegt ihr einen Mann, mit dem ihr sprechen könnt. Denn wie ich hörte, so ist ihm sein Mund nicht verkleistert.

Peter. Ja, Ja. Ich glaube wohl, daß er ein Haufen Klosterlatein können wird.

Nille. Klosterlatein? Das ist ja das beste Latein, gleichwie die Klosterleinwand, die beste Leinwand ist.

Peter. Ha, ha, ha!

Hans. Worüber lacht ihr? Peter!

Peter. Ueber nichts, Hans Berg! Prosit auf ein frisches! Prosit Nille! ha, ha, ha! Das ist wahr genug, wie ihr sagt: die Klosterleinwand ist eine gute Leinwand, aber . . .

Nille. Machen sie die Leinwand nicht im Kloster, warum nennt man sie doch Klosterleinwand?

Peter. Ja. Ja. Das ist ganz recht. Ha, ha, ha! Ihr könnt mir aber wohl auf den Branntewein etwas zu kauen geben.

Nille. Hier liegt ein Stück Brodt und geschabter Käß, wenn ihr es nicht verachten wollt?

Peter. Dank, Nille! Dank. Wißt ihr was das Brodt auf lateinisch heißt?

Nille. Nein, wirklich nicht.

Peter ißt und schwatzt zugleich. Das heißt Panis, Genitivus Pani, Dativus Pano, Vocativus Panus, Ablativus Pano.

Hans. Ey, ey, Peter! die lateinische Sprache ist weitläuftig. Was heißt grob Brodt?

Peter. Das heißt: Panis gravis, und fein Brodt heißt: Panis finis.

Hans. Das ist ja halb Deutsch.

Peter. Ja. Gewiß. Es sind unterschiedliche lateinische Worte, die ihren Ursprung aus der deutschen Sprache haben, als Herrus, ein Haus-Herr, Natura, die Natur, und andere wie in der Grammatica steht.

Hans. Was heißt das Wort Grammatica?

Peter. Eben das was Donat heißt. Wenn man ihn in türkisches Papier einbindet, so heißt er Donat, bindet man ihn aber in weiß Pergament ein, so heißt er Grammatica, und wird declinirt wie ala.

Nille. Ey, ey! Wie kann denn alles dieß bey den Leuten so im Kopf sitzen. Der meinige schwindelt schon, wenn ich nur davon reden höre.

Hans. Daher sind auch die gelehrten Leute, gemeiniglich nicht richtig im Kopf.

Nille. Ey Possen! So meynst du, daß unser Sohn auch nicht richtig im Kopf sey?

Hans. Ja, mein liebes Weib! Denn das ist schon wunderlich, daß er an mich lateinische Briefe schreibt.

Peter. Da habt ihr Recht, Hans! Denn das ist ein wenig närrisch. Das wär eben so, wenn ich, um nur zu zeigen, daß ich Griegisch wüßte, wollte Griegisch mit dem Untervogt sprechen.

Hans. Versteht ihr auch Griegisch? Peter!

Peter. O ja. Vor zwanzig Jahren war ich so perfect darinnen, daß ich die ganze Litaney lesen konnte. Jetzo aber besinne ich mich nichts mehrers davon, als daß das letzte Wort Amen heißt.

Hans. Ey Peter! das wird lustig werden, wenn mein Sohn zurück kömmt; so können wir euch beyde zusammen setzen.

Peter. Will er mit mir disputiren, so hat er seinen ganzen Kerl vor sich, und will er im Chor mit mir singen, ja, so kömmt er zu kurz. Ich habe mit zehen Küsten im Chor gesungen, die mußten mir aber alle weichen, denn ich schrie den Glauben unter allen zehen heraus. Vor zehen Jahren wurde mir angeboten, ich sollte Cantor in unsrer Frauenschule werden, ich wollte aber nicht. Denn, warum sollt ich das thun? Hans! Warum sollte ich meine Gemeinde verlassen, die mich so sehr ehret und liebet, und die ich wieder so sehr ehre und liebe? Ich lebe an einem Ort, wo ich mein täg-

lich Brodt habe, und wo ich von allen respectirt werde. Unser Herr Vogt kömmt niemals hieher, er läßt mich denn gleich holen, ihm die Zeit zu vertreiben und vor ihm zu singen. Verwichenes Jahr um diese Zeit gab er mir einen halben Gulden, weil ich ut, re, mi, fa, sol, sange. Er schwur mir, daß ihm mein Singen besser gefalle, als die größte Vocalmusik, die er je bey der gnädigen Herrschaft gehört hätte. Wollt ihr mir noch ein Glas Branntewein geben? Hans! so will ich euch eben das auch singen.

Hans. Gerne. Hei Nille! schenk noch ein Glas Branntewein ein.

Peter. Ich singe nicht vor jedem. Ihr seyd aber mein guter Freund, Hans! dem ich mit Vergnügen diene. Er fängt an zu singen, und schreyt erst langsam: Ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, nun zurück, ut, si, la, sol, fa, mi, re, ut, nun sollt ihr auf eine andere Art hören, wie hoch ich singen könne. Ut, re, mi, fa, sol, fa, si, ut, re, mi, fa, sol, fa, si, ut, re.

Hans. Ey Possen! das letzte ging zart. Unsre Ferklein können nicht feiner schreyen.

Peter. Nun will ich geschwind singen: Ut, re, mi, re, nein, das war nicht recht, ut re mi do re mi ut, nein, das ist auch toll, das ist verteufelt schwer, Hans! so geschwind zu singen. Hier kömmt aber Monsieur Jeronimus.

Der

Der fünfte Auftritt.

Jeronimus, Magdelone, Elisabeth, Peter, Hans und Nille.

Jeronimus zu Hans. Guten Morgen, Gegenschwäher! Habt ihr gute Zeitung von eurem Sohn?

Hans. Ja. Ich glaube, er kömmt heute noch oder morgen.

Elisabeth. Ey, ist das möglich? So wird mein Traum erfüllt.

Jeronimus. Was träumte dir denn?

Elisabeth. Es träumte mir, ich wäre heute Nacht bey ihm gelegen.

Magdelone. Das ist doch ein wunderlich Ding um die Träume. Sie sind nicht zu verachten.

Jeronimus. Das ist wohl wahr. Allein, ihr junge Mägdchen, dächtet ihr des Tages nicht so oft auf die Mannsbilder, so würde euch nicht so oft des Nachts davon träumen. Und du, Magdelone! dir träumte wohl eben so stark von mir, in der Zeit, da wir versprochen waren.

Magdelone. Ja. Das ist wirklich wahr, aber nun hat mir, bey meiner Treu, in vielen Jahren nichts von dir geträumt.

Jeronimus. Das macht, weil die Liebe ietzo nicht mehr so hitzig ist, als sie damals war.

Elisabeth. Ist es aber möglich, daß Rasmus Berg morgen nach Hause kömmt?

Jeronimus. Ey, ey, meine Tochter! du mußt dirs nicht ansehen lassen, daß du so verliebt bist.

Elisabeth. Ist es aber gewiß, daß er morgen kömmt?

Jeronimus. Ja. Ja. Du hörst es ja selbst wohl.

Elisabeth. Vater! Wie lang haben wir bis morgen?

Jeronimus. Welch wunderlich Geschwätz! Die verliebten Leute sind als ob sie Narren wären.

Elisabeth. Ich zähle warlich jede Stunde.

Jeronimus. Du solltest auch wohl fragen, wie lang eine Stunde ist, so könnte man recht denken, du wärest närrisch. Halt ietzo dein Maul mit dergleichen Plauderey, und laß uns Alte sprechen. Hört, mein lieber Hans! Haltet ihr für rathsam, daß diese zwey junge Leute zusammen kommen, ehe sie ihr Brodt haben.

Hans. Das gilt mir gleich, wie es euch gefällt, sonsten kann ich sie schon unterhalten, inzwischen wäre aber doch besser, wenn sie zuvor ein Einkommen hätten.

Jeronimus. Ich wenigstens halte es gar nicht für dienlich, daß sie, ehe sie eigne Nahrung haben, heyrathen sollen.

Elisabeth weint und heult.

Jeronimus. Ey, Pfui Teufel! Schäm dich. Das ist doch Schand und Spott für ein Mägdchen, die sich also anstellt.

Elisabeth weinend. Kriegt er bald Brodt?

Hans.

Hans. Da ist kein Zweifel, daß er bald Brodt kriegt, denn so viel ich gehört habe, so ist er so gelehrt, daß er in jedem Buch lesen kann, es mag seyn welches es will. Sein letzter Brief, den er an mich schrieb, war lateinisch.

Nille. Und der warlich nicht schlecht ist, das weis der Küster.

Elisabeth. War er so wohl geschrieben?

Peter. Gut genug für einen solchen jungen Menschen. Er kann gut werden, Jungfer Elisabeth! Es gehört aber noch viel dazu. Da ich von seinem Alter war, dachte ich auch, daß ich ein gelehrter Kerl wäre, aber . . .

Hans. Ja. Ja. Ihr gelehrte Leute lobt einander niemals.

Peter. Ey Possen! Sollt ich ihm neidisch seyn? Da er noch ungebohren war, hing man mir schon dreymal den Esel in der Schule an, und da er in die vierte Classe ging, war ich schon acht Jahr Küster.

Hans. Es kann doch aber einer einen bessern Kopf haben, als der andere. Einer kann in einem Jahr eben so viel lernen, als der andere in zehen Jahren.

Peter. Aber Peter darf stehen, gegen wen es seyn möchte.

Jeronimus. Ja. Ja. Ein jeder kann für sich gut seyn. Ich will nach Hause; Komm Magdelone und Elisabeth! Lebt wohl Hans und Nille! Ich ging hier vorbey, so wollt ich also unter

ter Wegens euch nur einen guten Morgen wünschen.

Elisebeth zu Hans. Ach! Laßt es mich doch gleich wissen, wenn er nach Hause kömmt.

Hans. Ja. Ja. Lebt wohl mit einander!

(Jeronimus, Magdelone und Elisabeth gehen.)

Der sechste Auftritt.

Hans, Nille, Peter und Jacob.

Hans. Was willt du? Jacob!

Jacob. O Vater! Wißt ihr was neues? Rasmus ist ankommen.

Hans. Potz tausend! Ists möglich? Wie sieht er aus?

Jacob. Er sieht sehr gelehrt aus. Rasmus Schwarz führte ihn her, und dieser schwur drauf, daß er auf dem ganzen Weg nichts gethan hätte, als mit sich selbst Grlegisch und Elamitisch disputirt, und das manchmal mit solchem Eifer, daß er den Rasmus Schwarz drey bis vier mal auf den Rücken schlug, und allezeit dabey schrie; probe Majoren, probe Majoren. Ich glaube, er muß ehe er abreisete, mit einem Major einen Disput gehabt haben. Zu Zeiten saß er mausestill und gaffte den Mond und die Sterne an, und das mit einem solchen murrischen Gesicht, daß er dreymal vom Wagen gefallen ist, und aus lauter Gelehrsamkeit fast den Hals gebrochen hätte, so daß Rasmus Schwarz darüber lachte und bey sich selbst sagte:

sagte: Erasmus Berg ist wohl ein kluger Kerl auf dem Himmel, aber ein Narr auf der Erden.

Hans. Ey. Ey. Kommt! Wir müssen ihm entgegen gehen. Lieber Peter! kommt mit. Es kann seyn, daß er die deutsche Sprache vergessen hat, und nichts als Lateinisch reden kann, so könnt ihr verdollmetschen.

Peter. Da müßt ich wohl ein Narr seyn. Ich habe andere Sachen zu thun.

Hans, Nille und Jacob gehen auf dieser Seite und Peter auf der andern Seite ab.

Ende der ersten Abhandlung.

Die andere Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Montanus allein, mit herabhängenden Strümpffen.

Es ist nur ein Tag, seit dem ich von der Universität bin, aber ich möchte schon wieder dort seyn. Hätte ich nicht meine guten Bücher bey mir, so könnte ich gar nicht auf dem Lande leben. Studia secundas res ornant, adversis solatium præbent. Es scheint mir wirklich als ob mir etwas fehle, weil ich seit drey Tagen nicht disputirt habe. Noch ist mir unbewußt, ob jemand gelehrter in diesem Dorf ist? Ist einer hier, so will ich ihm schon zu thun geben, denn ich kann nicht leben, wenn

wenn ich nicht disputire. Mit meinen guten Eltern kann ich nicht sprechen, denn das sind ehrliche einfältige Leute, die kaum etwas anderes wissen, als was sie in ihrer Jugend gelernet haben, so daß ich aus ihrem Umgang kein Vergnügen schöpffen kann. Der Küster und der Schulmeister sollen wohl studirt seyn, wie weit sich aber ihre Gelehrsamkeit erstreckt, weis ich nicht. Ich will doch sehen, wozu sie taugen. Meine Eltern erschracken, da sie mich so bald sahen, denn sie waren nicht vermuthet, daß ich des Nachts aus der Stadt reiste. Er nimmt einen Zunder, schlägt Feuer, zündet eine Pfeiffe Taback an, und setzt den Kopf davon durch ein Loch im Hut. Das heißt, studentikòs Taback geraucht. Das ist eine gute Invention für einen, der zugleich schmaugen und lesen will.

Er setzt sich nieder zu lesen.

Der andere Auftritt.

Montanus und Jacob.

Jacob nimmt die Mütze ab und sagt: Willkommen, willkommen von fernen Landen, mein lateinischer Bruder!

Montanus. Das ist mir lieb, dich zu sehen, Jacob! was aber die Brüderschaft betrifft, so ging das wohl an in vorigen Zeiten, ietzo aber schickt es sich nicht mehr.

Jacob. Warum? Bist du nicht mein Bruder?

Mon-

Montanus. Das läugne ich nicht. Schlingel! ich bin dein Bruder der Geburt nach. Du mußt aber wissen, daß du ein Bauerbube bist, und ich Philosophiæ Baccalaureus. Aber hör, Jacob! Wie lebt meine Braut und mein Schwäher?

Jacob. Recht gut. Sie waren neulich hier, und fragten, wenn der Bruder zurück käme.

Montanus. Schon wieder, Bruder? Ich sag das nicht aus Hoffart, Jacob! es geht aber profecto nicht an.

Jacob. Wie soll ich den Bruder denn nennen?

Montanus. Du sollst mich Monsieur Montanus nennen, denn so nennet man mich in der Stadt.

Jacob. Könnte ich es nur behalten. Heißt es nicht Monsieur Dromedarius?

Montanus. Kannst du nicht hören? Ich sage ja, Monsieur Montanus.

Jacob. Musie Montanus. Musie Montanus.

Montanus. Ja, so ist es recht. Denn Montanus ist auf lateinisch eben das, was Berg auf deutsch.

Jacob. Kann ich also nicht auch Musie Jacob Montanus heissen?

Montanus. Wenn du so lang in die Schule gegangen bist, als ich, und hast deine Examina ausgestanden, so kannst du dir auch einen lateinischen Namen beylegen. So lang du aber ein Bauer-

Bauerkerl bist, so kann dir genug seyn, wenn du schlecht und recht Jacob Berg heissest. Hast du aber nicht bemerkt, ob meiner Liebste nach mir verlangt?

Jacob. Freylich; sie war sehr ungeduldig, daß du so lange weg warest.

Montanus. Du sollst mich auch nicht dutzen, du Tölpel!

Jacob. Ich wollte sagen, Musis Liebste ist ganz ungeduldig gewesen, daß du so lang weg warest.

Montanus. Ja, nun bin ich angekommen, Jacob! und das allein, ihrent wegen, aber hier will ich nicht alt werden, denn so bald ich mit ihr Hochzeit gehalten habe, reise ich wieder in die Stadt, und nehme sie mit.

Jacob. Will mich Musie nicht auch mitnehmen?

Montanus. Was hast du dort zu thun?

Jacob. Ich wollte mich ein wenig in der Welt umsehen.

Montanus. Ich wollte, du wärest sechs oder sieben Jahr jünger, so wollte ich dich in eine lateinische Schule thun, so könntest du auch hernach Student werden.

Jacob. Nein. Das wär nicht gut.

Montanus. Warum?

Jacob. Ja. So müßten unsre Eltern gar betteln.

Montanus. Ey, was der Kerl für Reden hat!

Jacob.

Jacob. Ja. Ich bin voller Einfälle. Hätte ich studirt, ich wäre ein Teufelsschelm worden.

Montanus. Ich hörte, du hättest einen guten Kopf. Was wolltest du aber in der Stadt thun?

Jacob. Ich wollte so gerne Pleisenburg und Bosens Garten sehen.

Montanus. Ha, ha, ha! Hat aber mein Schwiegervater so viele Mittel, als man sagt?

Jacob. Allerdings. Der Jeronimus ist ein reicher Hund, der dritte Theil vom Dorf gehört fast ihm.

Montanus. Hast du aber nicht gehört, ob er seiner Tochter eine Aussteuer geben will?

Jacob. Ja. Ich glaube wohl, daß er sie gut aussteuren wird, insonderheit, wenn er Musie einmal hier predigen hört.

Montanus. Da wird nichts draus. Ich mache mich nicht so gemein, daß ich auf dem Land predige. Ich disputire nur gerne.

Jacob. Ich dachte, es wär mehr predigen zu können?

Montanus. Weist du wohl, was disputiren ist?

Jacob. Freylich. Ich disputire alle Tage mit den Mägden im Hause, und gewinne doch nichts damit.

Montanus. Dergleichen Disputationes giebts genug.

Jacob. Was ist denn, warum Musie disputirt?

Montanus. Ich disputire um wichtige und gelehrte Sachen, als zum Exempel: Ob die Engel vor den Menschen geschaffen worden; ob die Erde rund oder oval ist; von dem Mond, Sonne und den Sternen, deren Größe und Weite von der Erden, und dergleichen.

Jacob. Nein, darum disputire ich nicht, denn das sind Sachen, die mich nicht angehen. Wenn ich meine Leute nur zum arbeiten kriege, so mögen sie meinet wegen gerne sagen, die Welt sey achteckicht.

Montanus. O Animal brutum! Aber hör, Jacob! Ob es niemand meiner Liebste wissen lassen, daß ich angekommen bin?

Jacob. Nein. Ich zweifle.

Montanus. So ist das beste, daß du hinlauffst, und meine Ankunft anzeigest.

Jacob. Das kann gar wohl geschehen; soll ich es aber nicht am allerersten der Lisabeth sagen?

Montanus. Lisabeth? Wer ist das?

Jacob. Ey, Bruder! Weist du das nicht, daß deine Braut Lisabeth heißt?

Montanus. Hast du schon wieder vergessen, was ich dir kürzlich erst sagte?

Jacob. Du magst sagen, was du willt, so bin ich doch dein Bruder.

Montanus. Wo du nicht schweigst, so schmeiß ich dir warlich mein Buch an Kopf.

Jacob. Das wär nicht schön, die Bibel den Leuten nachzuwerfen.

Mon-

Montanus. Das ist keine Bibel.

Jacob. Ey. Ey. Ich kenne die Bibel wohl. Dieses Buch kann der Größe nach, gar wohl eine Bibel seyn. Ich kann wohl sehen, daß es weder ein Evangelienbuch noch Catechismus ist. Es mag aber seyn was es will, so ist es nicht fein, seinem Bruder ein Buch an den Kopf werfen wollen.

Montanus. Halts Maul, Schlingel!

Jacob. So? Ein solcher Schlingel, wie ich, verdiene mit meinen Händen den Eltern das Geld, das du verthust.

Montanus. Wenn du nicht schweigst, so schlag ich dir Arm und Bein entzwey. Er wirft das Buch nach ihm.

Jacob. Au, au, au!

Der dritte Auftritt.

Hans, Nille, und die Vorigen.

Hans. Was ist das für ein Lärmen hier?

Jacob. Ach! Mein Bruder Rasmus schlägt mich.

Nille. Was soll das seyn? Er schlägt dich wohl nicht ohne Ursach?

Montanus. Nein, Mutter! ihr habt Recht. Da kömmt er her, und braucht seinen Mund gegen mich, als ob ich seines gleichen wäre.

Nille. Du Bärenhäuter! Sollst du einen solchen gelehrten Menschen nicht besser zu respecti-

ren wissen? Weist du nicht, daß er unserm ganzen Hause eine Ehre ist? Zu Montano. Aber mein lieber Herr Sohn! Nehm er es nicht so übel, er ist ein unverständiger Tölpel.

Montanus. Ich sitze hier und speculire auf wichtige Dinge, und der importunissimus und audacissimus Juvenis kömmt, und verhindert mich. Es ist kein Kinderspiel mit diesen Transcendentalibus zu thun zu haben. Ich wollte nicht um einen halben Gulden, daß es geschehen wäre.

Hans. Ey, ey, lieber Sohn! werde nicht zornig, es soll nicht mehr geschehen. Ich fürchte, der Herr Sohn hat sich ereifert. Die gelehrten Leute können nicht viel erdulden. Ich weis, wie sich der Küster, Peter, einmal ereiferte, er konnte es in drey Tagen nicht vergessen.

Montanus. Dieser Küster, Peter, ist er gelehrt?

Hans. O ja! So lang ich denke, hatten wir noch nie in unserm Dorf einen Küster, der so wohl gesungen hätte.

Montanus. Dieserhalben kann er doch sehr ungelehrt seyn.

Hans. Er predigt auch recht gut.

Montanus. Deswegen kann er auch ungelehrt seyn.

Nille. Ach nein, Herr Sohn! Wie kann der ungelehrt seyn, der so gut predigt!

Montanus. Sehr wohl. Alle ungelehrte Leute predigen gut. Denn, weil sie nichts aus dem eignen Kopf zusammen bringen können, so entlehnen

nen

nen sie die Predigten aus den Predigtbüchern, und lernen so eine Predigt, die sie zuweilen selbsten nicht verstehen, aus eines braven Predigers Schriften auswendig. Da hingegen ein gelehrter Mann sich dergleichen nicht bedient, sondern aus seinem eignen Kopf etwas zusammen schreibt. Glaubt mir, daß es hier zu Land, ein allgemeiner Fehler ist, daß man der Studenten ihre Gelehrsamkeit aus ihren Predigten prüfen will. Laßt aber solche Kerls disputiren wie ich disputire: Das, das ist der Probstein der Gelehrsamkeit. Ich kann auf gut Lateinisch disputiren um jede Materie, die es seyn will. Will einer, daß dieser Tisch, ein Leuchter seyn soll, so will ich es behaupten. Sagt einer, Fleisch oder Brodt wäre Stroh, so will ich es behaupten, dergleichen hab ich schon manches ehrliches mal gethan. Hört Vater! Wollt ihr glauben, daß der, der brav trinkt, glückselig ist?

Hans. Ich glaube, er ist eher unglückselig, denn man kann ja Verstand und Geld wegsaufen.

Montanus. Ich will aber beweisen, daß er glückselig ist. Quicunque bene bibit, bene dormit. Nein. Das ist wahr. Ihr versteht nicht lateinisch, ich muß es deutsch sagen: Wer viel trinkt, schläft gemeiniglich wohl. Ists nicht so?

Hans. Das ist freylich wahr. Wenn ich nur einen halben Rausch habe, so schlaf ich wie ein Gaul.

Montanus. Und wer wohl schläft, sündigt nicht. Ists nicht so?

Hans. Ja. Das ist auch wahr, so lang man schläft, sündigt man nicht.

Montanus. Und der nicht sündigt ist glückselig.

Hans. Das ist auch wahr.

Montanus. Ergo: Wer brav trinkt, ist glückselig. Mutter! Ich will euch zu einem Stein machen.

Nille. Ja, Possen, da gehört mehr Kunst dazu.

Montanus. Nun sollt ihr es aber hören: Ein Stein kann nicht fliegen.

Nille. Nein. Das ist gewiß, ausser man werfe ihn.

Montanus. Ihr könnt nicht fliegen.

Nille. Das ist auch die Wahrheit.

Montanus. Ergo: Seyd ihr ein Stein.

Nille weint.

Montanus. Warum weint ihr? Mutter!

Nille. Ach, ich fürchte, ich werde zu einem Stein. Meine Beine fangen schon an, kalt zu werden.

Montanus. Gebt euch zufrieden, gute Mutter! ich will euch gleich wieder zu einem Menschen machen. Ein Stein kann weder denken noch reden.

Nille. Das ist wahr. Zwar, ob er denken kann, weis ich nicht, daß er aber nicht schwatzen kann, weis ich wohl.

Montanus Und ihr, Mutter! könnt reden.

Nille.

Nille. Ja. Dem Himmel zu Dank, eben so nur, wie ein armes Bauerweib reden kann.

Montanus. Gut. Ergo: Seyd ihr kein Stein.

Nille. Ach das ist gut! Nun komm ich wieder zu mir selbsten. Da gehören, meiner Treu, gute Köpfe zum studiren. Ich kann nicht begreifen, wie es ihr Gehirn ausdauren kann? Jacob! du mußt künftighin deinem Bruder an Handen gehen, wenn du sonst nichts zu thun hast, und höre, was deine Eltern sagen. Thust du ihm einen Verdruß an, so sollst du so viel Prügel kriegen, als dein Leib ertragen kann.

Montanus. Liebe Mutter! Ich möchte ihm gerne abgewöhnen, daß er nicht mehr Du zu mir sagte. Es schickt sich nicht für einen Bauerkerl, daß er einen gelehrten Menschen dutzt, ich möchte gern, daß er mich Monsieur nennte.

Hans. Hörst du, Jacob! Wenn du künftighin mit deinem Bruder sprichst, mußt du Mussör sagen.

Montanus. Ich möchte gerne, daß man den Küster heut herkommen liesse, damit ich probiren kann, was er taugt.

Hans. Ja. Ja. Das kann gar wohl seyn.

Montanus. Inzwischen will ich meine Braut besuchen.

Nille. Ich fürchte aber, wir kriegen Regen, der Jacob kann ihm den Mantel nachtragen.

Montanus. Jacob!

Jacob. Ja, Mussör!

Montanus. Komm und trag mir den Mantel nach, ich will ein wenig ausgehen.

Jacob geht ihm mit dem Mantel nach.

Der vierte Auftritt.

Hans und Nille.

Hans. Hei Nille! Haben wir nicht Freude an diesem Sohn?

Nille. Allerdings, es ist kein Kreutzer an ihm unnützlich angewandt.

Hans. Nun können wir heute hören, was der Küster taugt. Ich fürchte aber, er kömmt nicht, wenn er hört, daß Erasmus Berg hier ist; doch, das haben wir nicht nöthig ihm zu wissen zu thun. Wir wollen den Untervogt auch einladen lassen, er ist schon so gut und kömmt, er trinkt gerne von unserm Bier.

Nille. Das ist so gefährlich, mein lieber Mann! den Untervogt zu tractiren. Dergleichen Leute müssen unsern Zustand nicht wissen.

Hans. Ja, das darf er, es ist ja im ganzen Dorf bekannt, daß wir vermögliche Leute sind, wenn wir unsere Steuer und Landgild behörend entrichten, so kann uns der Untervogt nicht ein Haar aus dem Kopf reissen.

Nille. Was meynst du sonst, lieber Mann! Glaubst du, daß es zu spät seye unsern Jacob auch noch studiren zu lassen? Denk einmal, wenn er

er so ein gelehrter Mensch würde, wie sein Bruder, welche Freude wäre das für uns alte Eltern.

Hans. Nein, Weib! Wir haben genug an dem einen, wir müssen auch einen bey uns zu Hause haben, der uns an die Hand geht und unsere Arbeit versieht.

Nille. Ach! Mit solcher Arbeit kann man nichts als das liebe Brodt verdienen. Erasinus, der studirt hat, kann mit seiner Wissenschaft in einer Stunde mehr zu unserm Nutzen ausrichten, als der andere in einem ganzen Jahr.

Hans. Da hilft nichts vor, liebes Weib! Unsere Aecker müssen gepflügt, und unser Landbau fortgesetzt werden. Wir können den Jacob nicht entbehren. Sieh! hier kömmt er schon zurück.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen und Jacob.

Jacob. Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Mein Bruder kann wohl ein grundgelehrter Mensch, aber auch ein erzdummer Tölpel seyn.

Nille. Nu, du Lümmel! Was nennst du deinen Bruder einen Tölpel?

Jacob. Ich weis nicht wie ich es ansehen soll, Mutter! Es regnet daß es sprützt, und er läßt mich mit dem Mantel unter dem Arm hinter sich gehen.

Hans. Hättest du nicht so höflich seyn können, und zu ihm gesagt haben: Monsör, es regnet, will Monsör nicht den Mantel umlegen?

Jacob. Das dünkt mich, wär sehr ungereimt gewesen, wenn ich zu der Person, die meine Eltern so viel Geld gekostet hat, um Weisheit und Geschicklichkeit zu lernen, zu einer Zeit, da es so stark auf ihn regnete, daß er bis auf das Hemd naß wurde, gesagt hätte: Es regnet Monsör, will er nicht den Mantel umlegen? Er hatte ja meiner Warnung nicht nöthig, der Regen ist ja schon, der ihn warnet.

Hans. Gingest du denn den ganzen Weg hinter ihm, und trugest allezeit den Mantel unter dem Arm?

Jacob. Keinesweges. Ich wickelte mich brav in den Mantel ein, und dahero sind auch meine Kleider ganz trocken. Das verstehe ich besser, ohngeachtet ich nicht so viel Geld gebraucht habe, um Weisheit zu lernen. Ich begreife es gleich, ohngeachtet ich nicht einen lateinischen Buchstaben kenne.

Hans. Dein Bruder ging in Gedanken, wie meistens die gelehrten Leute pflegen.

Jacob. Ha, ha! Der Teufel hol diese Gelehrsamkeit.

Hans. Ey du Schlingel! halts Maul oder ich will dirs stopfen. Was hat das zu bedeuten, wenn dein Bruder ohngefähr in Gedanken geht, da er doch in vielen andern Dingen seine Wissenschaft

schaft und die Früchte seines Studirens zeigen kann?

Jacob. Die Früchte seines Studirens? Ich will noch weiter erzählen, wie es auf unsrer Reise zuging. Als wir zu des Jeronimus Thor kamen, ging Rasmus just auf die Seite, wo der Kettenhund lag, und der hätte ihn bald in sein gelehrtes Bein gebißen, wofern ich ihn nicht auf die andere Seite gezogen hätte. Die Kettenhunde sehen keine Personen an, sie gehen mit denen, die sie nicht kennen, mit einem wie mit dem andern um, und beißen plötzlich in ein Bein, es mag nun lateinisch oder griegisch seyn. Da wir in den Hof kamen, ging Musie Rasmus Berg in den Gedanken gerad in Stall hinein, und rufte: Holla! Ist Jeronimus zu Haus? Die Kühe kehrten ihm aber alle den Hintern zu, und keine wollte ihm antworten. Ich bin versichert, wenn eine davon hätte reden können, hätte sie ohne Zweifel gesagt: Dieser Kerl muß ein verteufelter dummer Tölpel seyn.

Nille. Ey, lieber Mann! Leidest du, daß der Schlingel also sein Maul braucht?

Hans. Hör Jacob, redtst du wieder so, so soll es dich reuen.

Jacob. Ihr sollt mir eher danken, daß ich ihn zurecht gebracht und aus dem Stall in die Stube geführt habe. Bedenkt nur, Vater! wie das aussehen würde, wenn der Kerl eine weite Reise allein thun sollte? denn ich weis gewiß, wäre ich nicht bey ihm gewesen, so stünde er noch

im

im Stall, und guckte den Kühen aus lauter Gelehrsamkeit ins Loch.

Hans. Ey, du Erzschlingel! Nun sollt du gewiß auch . . . Jacob läuft fort, und Hans hinter ihm her.

Nille. Welcher liederlicher Bursch! Nun hab ich schon zu dem Untervogt und Küster geschickt, daß sie herkommen, so hat mein Sohn etwas zu disputiren wenn er zurück kömmt.

(Sie geht ab.)

Ende der andern Abhandlung.

Die dritte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Nille allein.

Mein Sohn bleibt lange weg. Ich wünschte, daß er nach Hause käme, ehe der Untervogt von uns geht, denn er möchte ihn gern um ein und anderes fragen, als . . . Aber hier kömmt er just.

Der andere Auftritt.

Nille und Montanus.

Nille. Willkommen zurück, mein lieber Herr Sohn! Der gute Jeronimus war gewiß nicht wenig

nig froh, daß er den Herrn Sohn nach so langer Abwesenheit wieder in guter Gesundheit sahe?

Montanus. Ich habe weder mit Jeronimo noch mit seiner Tochter gesprochen, wegen des Kerls, mit dem ich in Disput geriethe.

Nille. Was war das für ein Kerl? Das war vielleicht der Schulmeister?

Montanus. Nein, das war ein Fremder, der heute hier wegreist. Ich kenne ihn wohl, ohngeachtet ich auf der Universität keinen Umgang mit ihm hatte. Ich möchte mich zu todt ärgern, über die Leute, die da meynen, sie hätten alle Weisheit allein gefreßen, und sind doch Idioten. Ich will euch sagen, meine liebe Mutter, worinn es besteht. Der Kerl war ein Paar mal ordinarius Opponens, und darinnen bestehen alle seine Merita. Wie verrichtete er aber seine Partes? misere & hæsitanter absque methodo. Da der Præses einmal distinguirte inter rem & modum rei, fragte er, quid hoc est? Schlingel! Das sollst du gelernet haben, antequam in arenam descendis. Quid hoc est? quæ Bruta? ein Kerl, der distinctiones Cardinales ignorirt, und will publice disputiren.

Nille. Ey Herr Sohn! Nehm er es sich nicht so sehr zu Gemüthe. Ich kann nach dieser Erzählung urtheilen, daß der Kerl ein Narr seyn muß.

Montanus. Ein Ignorant.

Nille. Nichts gewissers.

Montanus. Ein Idiot.

Nille. Nicht anders.

Montanus. Et quidem plane hospes in philosophia. Laßt den Hund das von sich legen, das er doch in so vieler braver Leute Gegenwart beging.

Nille. Ließ er etwas gehen? Daran kennt man ein Schwein?

Montanus. Nein Mutter, er machte es ärger, confundirte öffentlich materiam cum forma.

Nille. So sollt er wohl die schwere Noth kriegen.

Montanus. Bildet sich ein solcher ein, daß er disputiren könne?

Nille. Ey, er kann nichts.

Montanus. Nichts von dem Fehler zu gedenken, den er in seiner Proemie beging, da er sagte: Lectissimi & doctissimi Auditores.

Nille. Was das für ein Narr seyn muß!

Montanus. Er setzt mir Lectissimus vor Doctissimus, da doch Lectissimus ein Prædicat ist, das man einem Deposituro geben kann.

Nille. Hat der Herr Sohn aber gar nicht mit Jeronimus gesprochen?

Montanus. Nein; denn just, wie ich in die Stube gehen wollte, sah ich den Kerl bey dem Hofthor vorbeystreichen, und weil wir einander kannten, ging ich hin ihn zu grüßen, worauf wir den Augenblick in ein gelehrtes Gespräch und endlich in Disput kamen, so daß ich meinen Besuch verschieben mußte.

Nille.

Nille. Ich befürchte aber, der Jeronimus nimmt es übel auf, absonderlich wenn er hört, daß mein Sohn schon in seinem Hause gewesen und ohne mit ihm zu sprechen fortgegangen ist.

Montanus. Da kann ich ihm nicht helfen. Wenn einer die Philosophie angreift, so greift er meine Ehre an. Ich halte wohl viel auf Jungfer Elisabeth, aber meine Metaphysica und meine Logica haben das Vorrecht.

Nille. Ach Herr Sohn! Was höre ich? Hast du dich mit zwey andern Mägdchen, auf der Universität schon verlobt? das kann ein verzweifelter Handel vor dem Ehegericht werdn.

Montanus. Ihr versteht mich nicht recht: Das ist nicht so gemeynt. Das sind keine Jungfern, das sind zwey Wissenschaften.

Nille. Ja so ist es ein anders. Hier kömmt aber der Untervogt. Nun muß der Herr Sohn nicht länger zornig seyn.

Montanus. Auf ihn kann ich nicht zornig werden, das ist ein einfältiger ungelehrter Mann, mit dem ich nicht disputiren kann.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen, Hans und Caspar.

Caspar zu Montano. Serviteur, Monsieur! Ich gratulire zur glücklichen Ankunft.

Montanus. Ich danke, Herr Untervogt!

Caspar.

Caspar. Das ist mir sehr lieb, daß wir einen solchen gelehrten Mann hieher bekommen haben. Das hat wohl manches Kopfzerbrechen erfordert, bis er so weit gekommen ist? Ich wünsche euch auch Glück, Hans! eures Herrn Sohnes wegen. Nun habt ihr Freude in eurem Alter an ihm?

Hans. Ja. Das ist wahr.

Caspar. Aber hören Sie, mein lieber Monsieur Rasmus. Ich wollte Sie etwas fragen.

Montanus. Mein Name ist Montanus.

Caspar leise zu Hans. Montanus? Heißt das Rasmus auf lateinisch?

Hans. Ja. Das muß wohl also seyn.

Caspar. Hören Sie also mein lieber Monsieur Montanus Berg! Ich hab gehört, daß die Gelehrten wunderliche Meynungen haben sollen. Ist das wahr? In der Stadt halten sie dafür, daß die Welt rund seye, hier im Dorf will es niemand glauben. Denn wie kann das seyn? die Erde scheint ja ganz flach?

Montanus. Das kömmt daher, weil der Erdcreis so groß ist, daß man seine Runde nicht merken kann.

Caspar. Ja. Das ist wahr. Die Erde ist groß, sie ist fast der halbe Theil von der Welt. Aber hören Sie, Monsieur! Wie viel Sterne müßte man wohl haben, einen Mond davon zu machen?

Mon-

Montanus. Einen Mond? Der Mond ist gegen einem Sterne, wie eine Feder gegen eine Gans an der Größe.

Caspar. Ha, ha, ha! Die gelehrten Leute sind nie recht richtig im Kopf. Ich habe von einem einmal gar gehört, daß die Erde laufe, und die Sonne stille stehe. Monsieur Rasmus glaubt es wohl auch?

Montanus. Kein einiger vernünftiger Mann zweifelt daran.

Caspar. Ha, ha! Sollte die Erde laufen, so müßten wir ja unter einander fallen und den Hals brechen.

Montanus. Kann nicht ein Schiff mit euch fortlaufen, ohne daß ihr den Hals brecht?

Caspar. Sie sagen aber, daß die Erde in einem Ring umher laufe, sollte nun das Schiff auch also laufen, so müßten ja die Leute in die See fallen?

Montanus. Nein, da[illegible]ill ich Ihnen deutlicher erklären, wenn Sie Geduld haben?

Caspar. Ich will, meiner Treu, nichts davon hören. Ich müßte ja när[illegible]ch seyn, wenn ich etwas solches glauben wollte. Die Erde sollte sich umkehren, und wir sollten nicht köpflings zum Teufel in Abgrund fahren? Ha, ha, ha! Mein lieber Monsieur Berg! Woher kömmt es, daß der Mond zuweilen so klein, und zuweilen so groß ist?

Montanus. Wenn ich es Ihnen auch gleich sage, so glauben Sie es doch nicht.

Caspar. Seyn Sie so gut, und sagen es.

Montanus. Das kömmt daher, wenn der

Mond gewachsen ist, so schneidet man Stücke davon ab, und macht Sterne daraus.

Caspar. Das ist lustig. Das wußte ich nicht vorhin. Wenn man nicht Stücke davon abschnitte, so könnte er zu groß, und so breit als der ganze Meißner District werden. Die Natur regiert doch alles sehr weislich; aber woher kömmt es, daß der Mond nicht so wohl als die Sonne wärmet, da er doch eben so groß ist?

Montanus. Das kömmt daher, weil der Mond kein Licht ist, sondern von eben einer solchen dunklen Materie, wie die Erde, und der sein Licht und Schein von der Sonnen nur entlehnt.

Caspar. Ha, ha, ha! Laßt uns von etwas andern sprechen, das ist so ein verwirrtes Zeug, man kann davon Catholisch werden.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen und Peter.

Hans. Ha, ha, Peter! Willkommen! Wo brave Leute versammlet sind, kommen gerne andere brave dazu. Hier seht ihr meinen Sohn, der erst kürzlich gekommen ist.

Peter. Willkommen, Herr Rasmus Berg!

Montanus. In Leipzig bin ich gewohnt, Montanus zu heissen. Ich bitte, daß Sie mich auch also nennen.

Peter. Gerne, gerne. Das ist mir einerley. Wie steht es sonst in Leipzig? deponirten dieses Jahr viele?

Mon=

Montanus. Wie gewöhnlich.

Peter. Wurden heuer einige rejicirt?

Montanus. Zwey bis drey conditionaliter.

Peter. Wer ist in diesem Jahr Imprimatur?

Montanus. Was soll das seyn?

Peter. Ich meyne, wer Imprimatur seye, zu den Büchern und Versen die gedruckt werden?

Montanus. Ist das ein lateinisches Wort?

Peter. Ja, zu meiner Zeit war es gut Latein.

Montanus. War es damals, so muß es noch so seyn. Wenigstens ist es niemals Latein gewesen, in der Meynung, wie Sie es verstehen.

Peter. Ja, bey meiner Ehre! dieses ist gut Latein.

Montanus. Soll das ein Nomen oder ein Verbum seyn?

Peter. Das ist ein Nomen.

Caspar. So recht, Peter! Nur brav zu.

Montanus. Cujus Declinationis ist denn Imprimatur?

Peter. Alle die Wörter, so genennet werden können, sind achterley, Nomen, Pronomen, Verbum, Principium, Conjugatio, Declinatio, Interjectio.

Caspar. Ja. Ja. Hört Peter! wenn er sich angreift. So ist es recht, Peter! Nur brav zu.

Montanus. Er antwortet nicht einmal auf das, was ich ihn frage. Wie hat Imprimatur im Genitivo?

Peter. Nominativus Ala. Genitivus Alæ. Dativus Alo. Vocativus Alo. Ablativus Ala.

Caspar. So recht. Ja, ja, Monsieur Montanus! Wir haben hier im Dorf auch Leute.

Peter. Das meyne ich auch. Meiner Zeit deponirten andere Kerls als ietzo, das waren Kerls, die sich alle Wochen zweymal barbieren liessen, und alle Sorten von Versen scandiren konnten.

Montanus. Das ist eine große Sache. Dergleichen thut man ietzt in der andern Classe. In der Pauliner Schule nur, deponiren ietzt Kerls, die schon hebräische und chaldäische Verse machen können.

Peter. So müssen sie nicht viel Latein wissen.

Montanus. Latein? Wenn der Herr Peter nun in die Schule wieder gieng, so käm er nicht weiter als in die erste Classe.

Caspar. Sagen Sie das nicht, Monsieur Montanus! Unser Küster, Peter, ist wahrhaftig ein brav studirter Mann, ich habe es selbst gehört, da es so wohl der Herr Obervogt als der Herr Amtsverwalter sagten.

Montanus. Vielleicht verstehen aber diese zwey Herren eben so wenig Latein, als er?

Caspar. Ich höre doch, daß er sich tapfer verantwortet.

Montanus. Er antwortet aber gar nicht auf meine Fragen. Zu Peter. E qua Schola demissus es? mi Domine!

Peter.

Peter. Adjectivum & Substantivum, genere, numero & caseo conveniunt.

Caspar. Er macht warlich seine Sache ganz gut. So recht, Peter! Wir wollen, meiner Treu, eine gute Flasche Brauntewein mit einander trinken.

Montanus. Herr Untervogt! Wenn Sie wüßten, was er mir antwortet, so würden Sie sich krank lachen. Ich frag ihn, aus welcher Schule er deponirte, so antwortet er nur so etwas in Tag hinein.

Peter. Tunc tua res agitur, Paries cum proximus ardet.

Caspar. Ja. Ja. Nun geht es erst recht an. Antworten Sie drauf, Monsieur Montanus!

Montanus. Ich kann nicht darauf antworten, er schwatzt lauter Biergeschwätz. Wir wollen aber Deutsch mit einander reden, damit es die andern auch verstehen können, und hören, was dieser Küster für ein Kerl ist.

Nille weint.

Caspar. Warum weint ihr? Nille!

Nille. Es thut mir so weh, daß mein Sohn im Lateinischen nicht fortkommt.

Caspar. Das ist ja auch kein Wunder. Peter ist ja so viel älter als er, das ist kein Wunder. Laßt sie nun Deutsch sprechen, so verstehen es alle.

Peter. Ja. Ich bin zu allem fertig. Wir wollen einander etliche Fragen aufgeben. Zum Exempel: Wer war der, der so laut schrie, daß es die ganze Welt hörte?

Montanus. Ich weis niemand, der stärker schreyt, als die Esel und die Küster.

Peter. Possen! Kann man diese über die ganze Welt hören? Das war ein Esel in der Arche Noä, denn die ganze Welt war in der Arche.

Caspar. Ha, ha, ha! Das ist wirklich wahr. Ha, ha, ha! Peter hat wirklich einen verschlagenen Kopf.

Peter. Wer schlug den vierten Theil der Welt todt?

Montanus. Ey, auf solche tölpische Fragen antworte ich nicht.

Peter. Das war Cain, der seinen Bruder Abel todt schlug.

Montanus. Beweisen Sie, daß damals nicht mehr, als vier Menschen in der Welt waren.

Peter. Beweisen Sie, daß mehr waren.

Montanus. Das hab ich nicht nöthig. Denn affirmanti incumbit probatio. Verstehen Sie das?

Peter. Freylich. Omnia conando docilis solertia vincit. Verstehen Sie das?

Montanus. Ich bin nicht klug, daß ich hier stehe und mit einem Affen disputire. Ihr wollt disputiren, und könnt weder Lateinisch noch Deutsch, vielweniger wißt ihr, was Logica ist. Sagt einmal, quid est Logica?

Peter. Post molestam senectutam, post molestam senectutam nos habebat humus.

Montanus. Will mich der Schlingel noch dazu vexiren. Er kriegt ihn zu packen. Sie rauffen sich. Der Küster flieht. Sie gehen alle nach bis auf Caspar.

Der

Der fünfte Auftritt.

Caspar und Jeronimus.

Jeronimus. Sein Diener, Herr Untervogt! Finde ich ihn hier? Ich komme hieher, um meinen künftigen Tochtermann Rasmus Berg zu bewillkommen.

Caspar. Nun kömmt er gleich. Es war Schade, daß ihr nicht eine halbe Stunde früher kamet, so hättet ihr ihn und den Küster mit einander disputiren hören können.

Jeronimus. Wie lief es ab?

Caspar. Das ist ein loser Vogel, der Peter, er ist schlimmer, als ich dachte. Ich merke, daß er weder sein Lateinisch noch Hebräisches vergessen hat.

Jeronimus. Das glaub ich wohl, er hat wohl niemals viel davon gewußt?

Caspar. Sag das nicht. Er hat ein verzweifeltes Maul. Das ist wirklich eine Lust, diesen Mann Lateinisch reden zu hören.

Jeronimus. Das war ich nicht vermuthet. Wie sieht aber Rasmus Berg aus?

Caspar. Er sieht verteufelt gelehrt aus. Ihr werdet ihn kaum kennen. Er hat auch einen andern Namen.

Jeronimus. Einen andern Namen? Wie heißt er denn?

Caspar. Er nennt sich Montanus, und dieses soll eben das, was Rasmus auf lateinisch heissen.

Jeronimus. Ey pfui! das ist garstig. Ich habe schon manchen gekannt, der seinen christlichen Namen verändert hat, es ist ihm aber in der Welt nie recht wohl gegangen. Vor einigen Jahren kannte ich einen, der wurde Jörg getauft, und da er ein wenig zu etwas gekommen war, und seinen Schild verneuen wollte, lies er sich Georg nennen. Dieser Georg aber kam ihm theuer zu stehen, denn er brach sein Bein und starb elendiglich. Der Himmel leidet dergleichen nicht, Herr Untervogt!

Caspar. Es kann nun mit dem Namen seyn wie es will, so gefällt mir doch nicht, daß er so seltsame Glaubensmeynungen hat.

Jeronimus. Was hat er für Meynungen?

Caspar. Erschreckliche. Die Haare möchten einem zu Berg stehen. Ich kann mich nicht alles erinnern, was er sagte, aber das weis ich, daß er unter andern sagte: Die Erde seye rund. Was soll man wohl von dergleichen gedenken? Das ist ja fast, die Religion umstossen und einen andern Glauben den Leuten einprägen zu wollen. Ein Heyde kann nicht ärger sprechen.

Jeronimus. Er muß es aus Scherz gesagt haben?

Caspar. Das ist aber ein gottloser Scherz. Hier kömmt er aber selbst.

Der sechste Auftritt.

Die Vorigen und Montanus.

Montanus. Sein Diener, Herr Schwiegervater! Es erfreut mich, ihn bey guter Gesundheit zu sehen.

Jeronimus. Die Gesundheit kann bey Leuten von meinem Alter nicht so standhaft seyn.

Montanus. Er sieht doch sehr wohl aus.

Jeronimus. Dünkt es ihm also?

Montanus. Wie befindet sich Jungfer Elisabeth?

Jeronimus. Sehr wohl.

Montanus. Wie ists, mein lieber Schwiegervater! Es scheint mir, daß er mir so kaltsinnig antwortet?

Jeronimus. Ich hab auch nicht anders Ursach dazu.

Montanus. Was hab ich ihm zu Leid gethan?

Jeronimus. Es ist mir gesagt worden, daß er so besondere Meynungen haben soll; die Leute müssen ja denken, daß er entweder närrisch oder catholisch ist; denn, wie kann ein vernünftiger Mensch auf die Thorheit fallen und sagen: die Welt seye rund?

Montanus. Ja, warlich, sie ist rund. Ich muß es sagen, wie es die Wahrheit ist.

Jeronimus. Das mag der Teufel und nicht die Wahrheit seyn! Dergleichen kann von niemand

anderem als dem Satan, dem Vater der Lügen, seinen Ursprung haben. Ich weis gewiß, daß nicht ein Mensch hier im Dorf ist, der seine Meynung billigen wird. Frag er nur den Herrn Untervogt hier, als einen klugen Mann, ob er nicht mit mir einerley Sinn hierinn hat?

Caspar. Mir kann es zwar einerley seyn, ob die Erde rund oder lang ist, ich muß aber meinen eignen Augen glauben, und die weisen mir, daß die Erde so flach ist als ein Pflaumenkuchen.

Montanus. Mir kann es auch einerley seyn, was der Untervogt oder andere hier im Dorf davon meynen, ich weis es aber, daß die Erde rund ist.

Jeronimus. Sie ist, der Henker hol! nicht rund. Ich glaube, ihr seyd närrisch? Ihr habt ja sowohl als andere Menschen Augen im Kopf.

Montanus. Das ist ja bekannt, mein lieber Schwiegervater! daß hier Leute unter uns wohnen, die ihre Füsse gegen die unsere kehren.

Caspar. Ha, ha, ha! Hi, hi, hi! Ha, ha, ha!

Jeronimus. Ihr dürft keck lachen, Herr Caspar! Er hat wirklich einen Sporn im Kopf. Probier er es einmal, Monsieur Rasmus! und gehe er hier unter dem Dach, mit den Füssen über sich, und sehe er denn, wie es ablauft.

Montanus. Das ist eine ganz andere Sache, mein lieber Schwiegervater! Denn . . .

Jero-

Jeronimus. Ich will euer Schwiegervater nicht seyn. Ich habe meine Tochter lieber, als daß ich sie also weggeben soll.

Montanus. Ich liebe eure Tochter auch, wie meine eigene Seel, das ist gewiß, aber daß ich ihrent wegen die Philosophie umwerfen, und meinen Verstand in das Elend verjagen sollte, das ist mehr, als ihr von mir begehren könnet.

Jeronimus. Ha, ha! Ich höre, ihr habt eine andere Liebe im Kopf. Ihr könnt eure Lucie oder Sophie gerne für euch behalten. Ich will euch warlich meine Tochter nicht aufdringen.

Montanus. Ihr versteht mich nicht recht. Die Philosophie ist nichts anders, als eine Wissenschaft, die mir so wohl hierinn als in anderm die Augen geöffnet hat.

Jeronimus. Es hat euch eher den Verstand und die Augen verblendet. Womit könnt ihr es wieder gut machen?

Montanus. Das habe ich nicht nöthig zu beweisen. Kein einiger Gelehrter zweifelt mehr daran.

Caspar. Ja. So gesteht es wenigstens unser Küster, der Peter nicht.

Montanus. Der Küster Peter? ja, das ist ein rechter Kerl. Ich bin närrisch, daß ich hier bleibe und mit euch von der Philosophie spreche. Um aber dem Monsieur Jeronimo ein Genüge zu leisten, will ich ein Paar Beweisthümer anführen, nämlich erstens, von reisenden Leuten, die, wenn sie ein Paar tausend Meilen von hier sind, Tag haben,

ben, wenn wir Nacht haben, und einen andern Himmel und andere Sterne sehen.

Jeronimus. Seyd ihr rasend? Ist mehr als ein Himmel und eine Erde?

Caspar. Ja, Monsieur Jeronimus! Es sind zwölf Himmel, einer höher als der andere, bis man zum Crystalhimmel kömmt, darinnen hat er in so weit recht.

Montanus. Ach quantæ tenebræ!

Jeronimus. So bin ich in meiner Jugend wohl sechzehen mal zu Naumburg gewesen, aber so wahr als ich ein ehrlicher Mann bin, hab ich dorten keinen andern Himmel gesehen, als den wir hier haben.

Montanus. Domine Jeronime! Ihr mögt sechzehen mal so weit noch reisen, ehe ihr es merken könnet, denn . . .

Jeronimus. Ach schweigt mit diesen Possen, die nirgend statt finden. Laßt uns nun den andern Beweis anhören.

Montanus. Der andere Beweis wird von der Sonnen- und Mondfinsterniß.

Caspar. Nein. Hört einmal an. Nun wird er recht toll.

Montanus. Was meynt er denn, daß eine Finsterniß ist?

Caspar. Die Finsternissen sind gewisse Zeichen, die auf die Sonne und Mond gesteckt werden, wenn ein Unglück auf der Welt geschehen soll, welches ich aus einem eignen Exempel beweisen kann. Da nämlich meine Frau vor dreyen Jahren

ren ein unrecht Kindbett hatte und meine Tochter Gertraud starbe, war allezeit vorher eine Finsterniß.

Montanus. Bey diesem Geschwätz kann einem übel werden.

Jeronimus. Der Untervogt hat Recht. Es giebt niemalen eine Finsterniß, ausser sie habe etwas zu bedeuten. Da die letzte Finsterniß war, schiene alles gut, es währte aber nicht lang. Denn vierzehen Tage hernach kriegten wir aus der Stadt Nachricht daß auf einmal sechse rejicirt wurden, lauter vornehme Leute, und zwey Predigerssöhne darunter. Hört man an einem Ort nichts unebenes nach einer Finsterniß, so hört man es doch an einem andern.

Montanus. Das ist gewiß. Denn es geht nie kein Tag vorbey, da nicht ein Unglück in der Welt geschieht. Was aber diese rejicirte Personen betrifft, so hat die Finsterniß gar keine Schuld, sondern, hätten sie besser gelernet, wären sie besser bestanden.

Jeronimus. Was ist die Mondfinsterniß?

Montanus. Das ist nichts anders, als der Schatten von der Erde, der dem Mond den Schein von der Sonne benimmt, daraus kann man ebenfalls sehen, daß die Erde rund ist. Das geht alles ganz natürlich zu, denn man kann die Finsternisse ausrechnen. Dahero ist es eine Thorheit, wenn man sagt, daß diese, Zeichen eines bevorstehenden Unglücks wären.

Je-

Jeronimus. Ach Herr Untervogt! Es wird mir übel. Zu Montano Eure Eltern liessen euch in einer unglücklichen Stunde auf die Universität reisen.

Caspar. Es fehlt nicht viel, so ist er ein Atheist. Ich muß wieder den Küster, Peter, hinter ihn schicken. Der ist ein Mann, der mit Nachdruck spricht. Er soll ihm beweisen, wenn er will, entweder auf lateinisch oder griegisch, daß die Erde (Gott Lob!) so flach ist, als meine Hand. Hier kömmt aber Magdelone mit ihrer Tochter.

Der siebente Auftritt.

Die Vorigen, Magdelone und Elisabeth.

Magdelone. Ey lieber Herr Tochtermann! Das ist mir eine Freude, daß ich ihn wieder gesund hier sehe.

Elisabeth zu Montano. Ach mein Schatz! laß dich umarmen.

Jeronimus. Gemach, gemach, Elisabeth! Nicht so hitzig.

Elisabeth. Darf ich meinen Bräutigam nicht umarmen, den ich schon so lang nicht gesehen habe?

Jeronimus. Bleib ihm vom Leib weg, sag ich dir, ich färbe dir dein Fell.

Elisabeth weint. Ich weis ja, daß wir öffentlich mit einander versprochen worden.

Je-

Jeronimus. Das ist richtig genug, seit dem ist aber etwas in den Weg gekommen.

Elisabeth weint.

Jeronimus. Du mußt wissen, meine Tochter! daß, da er mit dir versprochen wurde, war er ein artiger Mensch und ein guter Christ, jetzo aber ist er ein Ketzer und Schwärmer, der eher verdiente, daß man in der Litaney für ihn bäte, als daß er in unsere Freundschaft komme.

Elisabeth. Ey Vater! Ist es nichts anders, so wollen wir schon zurecht kommen.

Jeronimus. Bleib ihm vom Leibe, sag ich.

Magdelone. Herr Untervogt! Was bedeutet denn alle dieser Handel?

Caspar. Er ist närrisch genug. Es führet Herr Montanus eine falsche Lehre ein, und sagt: die Erde seye rund, und dergleichen mehr, wovon ich selbst mich scheue zu sprechen.

Jeronimus. Dünkt euch nicht, daß seine gute alte Eltern zu beklagen sind, die so vieles Geld auf ihn angewandt haben?

Magdelone. Ey, nichts anders? Wenn er unsre Tochter recht lieb hat, so steht er schon von seinen Meynungen ab, und sagt, ihr zu Gefallen, daß die Erde ganz flach seye.

Elisabeth zu Montano. Ach mein Herz! sag er doch mir zu Gefallen, daß die Erde flach seye.

Montanus. So lang ich meine gesunde Vernunft habe, kann ich euch dergleichen nicht zu Gefallen thun. Ich kann ja die Erde nicht anders machen, als sie von Natur ist. Ich will ihr, liebe

Jung-

Jungfer Elisabeth! alles, was ich kann, zu Gefallen thun, in diesem Stück aber kann ich nicht. Denn sollten meine Collegæ dergleichen zu wissen kriegen, daß ich solcherley statuirt hätte, würden sie mich verachten und für einen Narren ansehen. Ueber das sind wir Gelehrte niemals gewohnt, von unsern Meynungen abzustehen, sondern, was wir gesagt haben, bis auf den letzten Tropfen im Dintenfaß, zu vertheidigen.

Magdelone. Hör Mann! Ich finde dieses von keiner so großen Wichtigkeit, daß wir deswegen die Heyrath aufheben sollen.

Jeronimus. Und ich suchte gar die Ehescheidung zwischen ihnen, wenn sie auch wirklich schon verheyrathet wären.

Magdelone. Ich will aber hierinn, meiner Treu, auch etwas zu sagen haben, denn ist sie deine Tochter, so ist sie auch meine.

Elisabeth weint. Ach mein Herz! sag er doch daß sie flach seye.

Montanus. Ich kann Profecto nicht.

Jeronimus. Hör Weib! Du mußt wissen, daß ich der Mann im Hause, und daß ich ihr Vater bin.

Magdelone. Und du mußt wissen, daß ich das Weib im Hause, und ihre Mutter bin.

Jeronimus. Ich glaube aber, der Vater ist allezeit mehr als die Mutter.

Magdelone. Und ich glaube nicht, denn daß ich ihre Mutter bin, daran kann niemand

zweifeln,

zweiflen, ob aber du . . . ich will nicht weiter sprechen, sonst übereifere ich mich.

Elisabeth weint. Ach mein Herz! sag er doch mir zu Gefallen, daß sie flach seye.

Montanus. Ich kann nicht, nam contra naturam est.

Jeronimus. Hör Weib! Was willt du damit sagen? Bin ich nicht so wohl ihr Vater als du ihre Mutter? Hör Elisabeth! Bin ich nicht dein Vater?

Elisabeth. Ich glaube ja, denn meine Mutter sagt es. Ich glaube, ihr seyd mein Vater, aber daß sie meine Mutter ist, weis ich.

Jeronimus. Herr Untervogt! Was dünkt ihn von diesem Geschwätz?

Caspar. Ich kann nicht sagen, daß seine Tochter so gar Unrecht habe, denn . . .

Jeronimus. Genug, genug. Wir wollen gehen. Seyer versichert, mein guter Rasmus Berg! daß er meine Tochter nicht kriegen soll, so lang er bey seinem Irrthum verharrt.

Elisabeth weint. Ach mein Herz! sag er doch, daß sie flach sey.

Jeronimus. Fort! Schier dich fort, sag ich.

(Sie gehen alle zerstreut ab.)

Ende der dritten Abhandlung.

Die vierte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Montanus allein.

Nun bin ich hier eine ganze Stunde von meinen Schwiegereltern geplagt worden, die mich mit Seufzen und Thränen bewegen wollten von meiner Meynung abzustehen, aber sie kennen Erasmum Montanum noch nicht recht. Wenn ich auch Kayser werden könnte, so wollte ich doch, das, was ich gesagt habe, nicht wiederrufen. Ich habe die Jungfer Elisabeth lieb, das ist wahr, daß ich aber ihrent wegen die Philosophie aufopfern sollte, und von dem abweichen, was ich einmal öffentlich sustinirt habe, das geschieht in Ewigkeit nicht. Ich hoffe doch, daß es noch gut gehen soll, und daß ich meine Braut ohne dem Verlust meiner Reputation kriegen soll. Denn, so bald ich Gelegenheit habe, mit ihrem Vater zu sprechen, so will ich ihm seinen Irrthum entdecken, so wird er sich schon geben. Hier kommen aber der Küster und der Untervogt von meinen Eltern heraus.

Der

Der andere Auftritt.

Caspar, Peter und Montanus.

Caspar. Mein lieber Monsieur Montanus! Wir haben heute Ihrent wegen viel zu thun gehabt.

Montanus. Woher?

Caspar. Wir sind umgelaufen, um zwischen ihren Eltern und Schwiegereltern Friede zu stiffen.

Montanus. Was haben Sie ausgerichtet? Legt sich mein Schwiegervater zum Ziel?

Caspar. Seine letzte Worte gegen uns, waren diese: In unserer Freundschaft ist nie eine Ketzerey gewesen. Grüßt nur Rasmus Berg, (ich sage hier, wie er sagte, denn er sagte nicht einmal Montanus Berg) grüßt nur Rasmus Berg, sagte er, und sagt ihm, daß so wohl ich als mein Weib ehrliche und gottsfürchtige Leute seyen, die ihrer Tochter ehe, weis nicht was, thäten, als daß sie dieselbe einem solchen zum Weibe gäben, der da sagt, die Erde seye rund, und führte also falsche Lehre im Dorf ein.

Peter. Die Wahrheit zu sagen, so haben wir hier im Dorf allezeit einen reinen Glauben gehabt, und Jeronimus hat hierinnen nicht Unrecht, daß er die Heyrath vernichten will.

Montanus. Ihr guten Leute! grüßt Jeronimum wieder, und sagt ihm, daß er sehr sündigte, da er mich zwingen wollte, dasjenige zu wiederrufen,

sen, was ich einmal gesagt hätte, das wäre wider Leges scholasticas und Consuetudines laudabiles.

Peter. Ey Dominus! Wollen Sie Ihre schöne Braut um ein solch Baggatell hintansetzen? Alle Leute werden es übel auslegen.

Montanus. Der gemeine Mann, Vulgus, nur, der wird es allein übel auslegen, meine Commilitones, meine Cammeraden aber, werden mich meiner Beständigkeit wegen, bis an die Wolken erheben.

Peter. Halten Sie es denn für eine Sünde, zu sagen, die Erde seye flach oder rund?

Montanus. Nein, das eben nicht. Ich halte mir es aber für eine Schande und Unehre, wenn ich als ein Baccalaureus Philosophiæ das widerlegen sollte, was ich einmal publice sustinirt habe, und also etwas thäte, das der Ordnung zuwider ist, meine Schuldigkeit ist darauf zu sehen, ne quid detrimenti patiatur respublica Philosophica.

Peter. Wenn man Sie aber überweisen kann, daß das, was Sie glauben, falsch ist, halten Sie es denn auch für Sünde, von Ihrer gehabten Meynung abzustehen?

Montanus. Beweisen Sie mir, daß es falsch ist, und das methodice.

Peter. Das ist mir leicht. Es wohnen nun hier im Dorf so viele brave Leute, erstlich Ihr Schwäher, der sich allein mit der Feder empor gebracht hat, alsdenn ich unwürdiger, der ich schon ganzer vierzehen Jahr Küster bin; hernach dieser brave

brave Mann, der Untervogt, ohne der Kirchspielvogt und andere brave einsäßige hiesige Leute, die ihre Steuer und Gilden so wohl in bösen als guten Zeiten richtig erlegt haben.

Montanus. Das wird ein verfluchter Syllogismus werden. Wozu soll alle dieses Geschwätz?

Peter. Nun kömmt gleich, was ich sagen will. Fragen Sie einmal einen jeden von allen diesen braven Leuten, die hier wohnen, und hören Sie, ob jemand mit Ihnen halten, und sagen wird, die Erde seye rund. Ich weis, man muß allezeit, das glauben, was viele sagen, und nicht was einer sagt. Ergo: haben Sie Unrecht.

Montanus. Ihr könnt meinet wegen alle Leute hier aus dem Dorf und andere herkommen, und gegen diese Materie opponiren lassen, ich will allen den Mund stopfen. Dergleichen Leute haben keinen Glauben, sie müssen glauben, was ich und andere sagen.

Peter. Wenn Sie aber sagten, der Mond wäre aus grünen Käß gemacht worden, sollte man das auch glauben?

Montanus. Ja, was sonsten? Sagen Sie mir; Für wen sehen Ihnen die Leute hier an?

Peter. Für einen guten ehrlichen Mann, und für den Küster dieses Orts. Welches alles die Wahrheit ist.

Montanus. Und ich sage, daß es Lügen sind. Ich sage, daß Sie ein Hahn sind, und das will ich beweisen, so klar, als zwey und drey, fünfe macht.

Peter. Sie sollen einen alten Hund beweisen. Was nun, bin ich ein Hahn? Wodurch sind Sie im Stand, dieß wieder gut zu machen?

Montanus. Kann er mir beweisen, daß er es nicht ist?

Peter. Erstlich kann ich sprechen. Ein Hahn kann nicht sprechen Ergo: bin ich kein Hahn.

Montanus. Die Rede thut hier nichts zur Sache. Ein Papagey, ein Staar kann auch reden, deswegen sind sie doch keine Menschen.

Peter. Ich will es noch aus etwas anders als aus der Sprache beweisen. Ein Hahn hat keinen menschlichen Verstand. Ich hab einen menschlichen Verstand. Ergo: bin ich kein Hahn.

Montanus. Proba minorem.

Caspar. Ey, reden Sie Deutsch.

Montanus. Ich will, er soll beweisen, daß er einen menschlichen Verstand habe.

Peter. Ich verrichte ja mein Amt, daß niemand über mich klagen kann.

Montanus. Welches sind die vornehmsten Dinge in Ihrem Amt, daraus Sie beweisen können, daß Sie einen menschlichen Verstand haben?

Peter. Erstlich, versäume ich nie zur bestimmten Zeit zur Kirche zu läuten.

Montanus. Ein Hahn versäumt auch nicht zu krähen, und giebt die Zeiten zu erkennen, und erinnert die Leute, wenn sie vom Bett aufstehen sollen.

Peter. Zum andern, singe ich so gut, als je ein Küster in Sachsen singt.

Mon-

Montanus. Unser Hahn kräht so gut, als je ein Hahn in Sachsen krähet.

Peter. Ich kann die Wachskerzen giessen, das kann kein Hahn.

Montanus. Ein Hahn kann ein Ey machen, das können Sie nicht. Sehen Sie demnach, daß Sie aus Ihrem Amt nicht beweisen können, daß Sie Verstand haben, und besser als ein Hahn sind. Sehen Sie auch hier ganz kürzlich, welche Gleichheit zwischen Ihnen und einem Hahn ist. Ein Hahn hat einen Kamm auf dem Kopf. Sie haben auch Schöpffe auf dem Kopf. Ein Hahn kräht. Sie krähen auch. Ein Hahn brüstet sich, und richtet sich auf seine Stimme. Sie desgleichen. Ein Hahn erinnert, wenn es Zeit zu ruffen ist, und Sie, wenn man in die Kirche gehen soll. Ergo: sind Sie ein Hahn. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?

Peter weint.

Caspar. Ey Peter! Weint nicht, wollt ihr ein solch Geschwätz achten?

Peter. Das sind der Henker hol! lauter Lügen. Ich kann vom ganzen Dorf her Attestaten verschaffen, daß ich kein Hahn bin, und daß meine Eltern lauter christliche Menschen gewesen sind.

Montanus. Refutiren Sie denn den Syllogismum, quem tibi propono. Ein Hahn hat diese Eigenschaften, wodurch er von andern Thieren unterschieden wird. Er erinnert das Volk durch einen Laut, wenn sie aufstehen sollen. Er giebt die Zeiten zu erkennen. Er brüstet sich mit sei-

ner Stimme. Er hat einen Kamm auf dem Kopf. Sie haben auch alle diese Eigenschaften. Ergo: sind Sie ein Hahn. Refutiren Sie mir dieses Argument.

Peter weint wieder.

Caspar. Kann Peter ihm nicht den Mund stopfen, so kann ich es.

Montanus. Wohlan! Lassen Sie ihre Argumenta hören.

Caspar. Zum Ersten, finde ich, nach meinem Gewissen, daß seine Meynung falsch ist.

Montanus. Nach eines Untervogts Gewissen, kann man nicht in allen Sachen ein Urtheil fällen.

Caspar. Zum Zweyten, sage ich, daß alles was er sagte, erlogen ist.

Montanus. Beweis er das.

Caspar. Zum Dritten, bin ich ein rechtschaffener Mann, dem man allezeit geglaubt hat.

Montanus. Mit aller dieser Plauderey läßt man sich nicht begnügen.

Caspar. Zum Vierten, sag ich, daß er geredt hat wie ein Hundsfutt, und daß man ihm die Zunge aus dem Rachen reissen soll.

Montanus. Noch höre ich keinen Beweis.

Caspar. Und endlich, zum Fünften, will ich ihm den rechten Beweis mit dem Degen oder mit trocknen Schlägen, geben, wie er ietzo will.

Montanus. Nein. Ich danke für beydes. So lang er aber mit dem Mund disputiren will, so soll er finden, daß ich nicht nur das, was ich gesagt

habe,

habe, sondern auch mehres zu behaupten, im Stand bin. Komm er her, Herr Untervogt! ich will ihm aus der gesunden Logica beweisen, daß er ein Stier ist.

Caspar. Ihr sollt den Teufel beweisen!

Montanus. Will er nur Geduld haben und mein Argumentum anhören?

Caspar. Kommt Peter! Wir wollen gehen.

Montanus. Das beweis ich so: Quicunque - - - - -

Caspar hält ihm den Mund zu.

Montanus. Wollt ihr dießmal meinen Beweis nicht anhören, so könnt ihr mich ein andermal, wo ihr wollet, antreffen.

Caspar. Ich bin zu gut, mit solchen Schwärmern umzugehen.

Caspar und Peter gehen.

Der dritte Auftritt.

Montanus allein.

Mit dergleichen Leuten kann ich mit Kaltsinnigkeit disputiren, ohngeachtet sie mir grobe Reden geben. Ich werde nicht hitzig, ohne, wenn ich mit Personen disputire, die sich einbilden den Methodum disputandi zu verstehen, und in der Philosophie eben so stark, als ich, zu seyn. Dahero war ich zehnmal eifriger, als ich mit dem Studenten heute disputirte. Denn er hatte doch

einen Schein noch von der Gelehrsamkeit. Hier kommen aber meine Eltern.

Der vierte Auftritt.

Hans, Nille, Montanus.

Hans. Ach, mein lieber Sohn! Führ dich nicht also widersinnisch auf, und wirf dich nicht mit allen Leuten ab. Der Untervogt und der Küster, die auf unser Ersuchen, übernahmen, den Frieden zwischen dir und Jeronimus zu stifften, sagen mir, daß du sie ausgespottet. Wozu soll das taugen? Was soll das, gute Leute zu Stier und Hahnen zu machen?

Montanus. Deswegen hab ich studirt, deswegen hab ich meinen Kopf zerbrochen, daß ich sagen und behaupten kann, was ich will.

Hans. Auf diese Art dünkt mich, es wäre besser gewesen, daß du nicht studirt hättest.

Montanus. Ey schweigt, alter Mann!

Hans. Was? Willt du etwan gar deine Eltern schlagen?

Montanus. Wenn ich dieses auch thäte, so wollte ich es vor der ganzen Welt verantworten.

Hans und Nille gehen weinend ab.

Der

Der fünfte Auftritt.

Montanus und Jacob.

Montanus. Ich stehe keinesweges von meinen Meynungen ab, wenn sie auch gleich alle närrisch würden. Was willst du aber? Jacob!

Jacob. Hier hab ich einen Brief an Musie.

Montanus nimmt den Brief und liest. „Mein allerliebster Freund! Ich hätte mir niemals eingebildet, daß du die so leicht verlassen könntest, die so viele Jahr eine solche beständige und unverfälschte Liebe gegen dich geheget hat. Ich kann dir für gewiß sagen, daß mein Vater, deiner Meynung, daß die Erde rund seyn solle, so sehr entgegen ist, und es für einen solchen großen Glaubensartickel hält, daß er mich dir niemals geben wird, wofern du nicht ihm und anderer braver Leute Glauben beyfällst. Was kann es dich nützen, ob die Erde lang, oder rund, oder achteckicht, oder viereckicht ist? Ich bitte dich um alle der Liebe willen, die ich zu dir getragen habe, bequeme dich zu dem Glauben, wobey wir uns hier schon so lange Zeit her so wohl befunden haben. Thust du mir dieses nicht zu Gefallen, so sey versichert, daß ich mich zu todt grämen werde, und die ganze Welt wird dich verabscheuen, als der die Ursach zum Tode derjenigen gewesen ist, die dich als ihre eigene Seele geliebet hat.“

Elisabeth, des Jeronimus Tochter,
mit eigner Hand.

Ach

Ach Himmel! Dieser Brief erweicht mich, und setzt mich in großen Zweifel, so daß ich mit dem Poeten sagen kann:

- - - - - - utque securi,
Saucia trabs ingens ubi plaga novissima restat,
Quo cadat in dubio est, omnique a parte timetur:
Sic animus - - - - -

Auf einer Seite stehet die Philosophie, die mich ermuntert Stand zu halten. Auf der andern Seite, meine Liebste, die mir meine Kaltsinnigkeit und Untreue vorwirft. Sollte sich aber Erasmus Montanus durch etwas bewegen lassen, von seiner Meynung abzustehen, die vorhin seine Hauptugend war? Nein, gewiß nicht. Doch hier ist die Noth, die sich an kein Gesetze b[illegible] Wenn ich hierinn nicht nachgebe, so mache [illegible] und meine Braut unglücklich. Sie wird sich aus Betrübniß zu todt grämen, und jedermann wird mich dieserwegen hassen, und mir eine Untreue vorrücken. Soll ich diejenige verlassen, die schon so viele Jahre her eine aufrichtige Liebe gegen mich getragen hat? Soll ich Ursach an ihrem Tod seyn? Nein, das geschieht nicht. Doch bedenk dich, was du thust, Erasme Montane, Musarum & Apollinis pulle! Hier hast du Gelegenheit, zu zeigen daß du ein rechter Philosophus bist. Je größer die Gefahr ist, je größere Lorbeerkränze erwirbst du dir unter Philosophos. Denk, was deine Commilitones sagen werden, wenn sie das hören: Das ist nicht mehr

Erasmus

Erasinus Montanus, der vorhin seine Meynung bis auf den letzten Blutstropffen behauptet hat. Wenn mir die gemeinen und ungelehrten Leute meine Untreue gegen meine Braut vorwerfen, so erheben mich hingegen die Philosophi bis an die Wolken. Eben das, was mich bey den andern beschämt macht, krönt mich bey diesen mit Ehren. Ich will dahero dieser Versuchung entgegen stehen. Ich stehe dawider. Ich überwinde sie. Ich hab sie schon überwunden. Die Erde ist rund. Jacta est alea. Dixi. Jacob! Dieser Brief, den du mir von meiner Braut gebracht hast, hat nichts bey mir ausgerichtet. Ich bleibe dabey, was ich gesagt habe. Die Erde ist rund, und sie soll niemals flach werden, so lang ich meinen Kopf habe.

Jacob. Ich glaube auch, die Erde ist rund, wenn mir aber jemand eine Wurst gäbe, daß ich sagen sollte, sie wäre lang, so sagte ich auch: sie ist lang, denn das kann mir ja einerley seyn.

Montanus. Das kann sich eher für dich schicken, als für einen Philosophum, dessen Haupttugend darinnen besteht, daß er bis auf das äuserste dasjenige vertheidiget, was er einmal gesagt hat. Ich will hier im Dorf dieserhalben öffentlich disputiren, und alle, die studirt haben, heraus fordern.

Jacob. Dürfte ich aber Musie um etwas fragen, wann Musie nun gewinnt, was folgt darauf?

Montanus. Daraus folgt so viel, daß ich die Ehre habe, Ueberwinder zu seyn, und für einen gelehrten Mann zu paßiren.

Jacob. Musie will sagen, für einen geschwätzigen Mann. Denn daß die Wissenschaft und Geschwätzigkeit nicht einerley sind, hab ich an den hiesigen Leuten gemerkt. Michel Rübschnitz, der allezeit das Wort führt, und den niemand schweigend machen kann, wird von andern nur angesehen, als ob er einen guten Gänseverstand hätte. Der Kirchspielvogt Barthel Schweiggern hingegen, der wenig redet, und allzeit nachgiebt, wird angesehen, als ob er einen Obervogtsdienst verwalten könnte.

Montanus. Ey hört einmal den Schlingel, er will auch raisonniren.

Jacob. Musie muß es mir nicht übel nehmen. Ich rede nur nach meinem einfältigen Verstand, und frage nur, um zu lernen. Ich möchte nur gerne wissen, daß, wenn Musie die Disputation gewönne, ob der Küster, Peter, alsogleich zu einem Hahn verwandelt würde?

Montanus. Ey Geschwätz! deswegen bleibt er doch wer er war.

Jacob. So verliehrt ja aber Musie?

Montanus. Ich will mich mit einem Bauerschlingel, wie du bist, in keinen Disput einlassen. Verstündest du Lateinisch, so wollt ich dir aufmerken. Ich bin nicht gewohnt, in deutscher Sprache zu disputiren.

Jacob.

Jacob. Das ist so viel. Musie ist so gelehrt worden, daß er seine Meynung nicht mehr in der Muttersprache erklären kann.

Montanus. Schweig, audacissime Juvenis! Weswegen sollte ich mich bemühen, und meine Meynung vor gemeinen und groben Leuten erklären, die nicht einmal wissen, was Universalia entia rationis und formæ substantiales sind, geschweige mehr. Das ist ja absurdissimum, den Blinden von der Farbe predigen zu wollen. Vulgus indoctum est monstrum horrendum informe, cui lumen ademptum. Vor kurzer Zeit war ein Mann, der zehen mal gelehrter war als du, der wollte mit mir disputiren, da ich aber hörte, daß er nicht einmal wußte, was quidditas ist, schlug ichs ihm platterdings ab.

Jacob. Was heißt sonsten quidditas? heißt es nicht so?

Montanus. Das weis ich schon.

Jacob. Musie weis es vielleicht selbst wohl, kann es aber andern nicht so deutlich verdeutschen. Hingegen ist dasjenige wenige, das ich verstehe, so beschaffen, daß es alle Leute, so bald ich es sage, also gleich verstehen.

Montanus. Ja. Du bist ein gelehrter Kerl. Was weist du?

Jacob. Wenn ich aber bewiese, daß ich gelehrter als Musie wäre?

Montanus. Das möchte ich hören.

Ja-

Jacob. Ich meyne, daß der, der auf die wichtigsten Dinge studirt, die gründlichste Gelehrsamkeit besitzt.

Montanus. Allerdings.

Jacob. Ich studire auf das Landwesen und den Feldbau, daher bin ich gelehrter als Musie ist.

Montanus. So hältst du die grobe Bauerarbeit für die wichtigste?

Jacob. Das weis ich nicht; das weis ich aber, daß wenn die Bauern auch eine Feder oder ein Stück Kreide in die Hand nähmen, und mäsen, wie weit es zum Mond wäre, so solltet ihr hochgelehrte Herren bald ein Unglück im Magen kriegen. Ihr gelehrte Leute verschleudert die Zeit mit disputiren, ob die Welt rund, oder viereckicht oder achteckicht ist, und wir studiren, daß der Erdboden gleich bleibt. Sieht Musie nun also, daß unser Studiren nützlicher und wichtiger ist, als das eure, und daher daß Stoffel Fuchsbart der gelehrteste Mann hier im Dorfe seye, weil er seine Erde so verbessert hat, daß ein Schaff hart Korn zwey Thaler besser ist, als in seines Vorfahren Zeit, der den ganzen Tag mit einer Pfeiffe Taback im Mund gesessen, und die Leipziger Chronica und das Evangelienbuch beschmiert und zerrieben hat.

Montanus. Ich vergehe. Der Teufel redt sichbarlich durch dich. Ich hätte mein Lebtag nicht geglaubt, daß dergleichen Reden in eines Bauernbuben Mund seyn könnten. Denn, ohngeachtet alles, was du sagtest, falsch und gottlos ist, so sind

sind doch deine Reden unvergleichlich für einen von deinem Stand. Sag mir, von wem hast du dergleichen Geschwätz gelernet?

Jacob. Ich hab nicht studirt, Mußie! Die Leute sagen aber, ich hätte einen guten Kopf. Der Landrichter kömmt niemals her, er schicke denn gleich nach mir. Er hat wohl hundertmal zu meinen Eltern gesagt, sie sollten mich zu den Büchern halten, ich könnte was Großes werden. Wenn ich nichts zu thun habe, so spaziere ich herum und speculire. Verwichen machte ich einen Vers über Martin Bier-Ampel, der sich zu todt trank.

Montanus. Laß mich den Vers hören.

Jacob. Musie muß vorher wissen, daß dieses Martins Bier-Ampels Vater und Vaters-Vater Fischer waren, und im Wasser ersoffen. Der Vers war also:

Hierunter Martin Bier-Ampel liegt,
Der seinen Eltern gleich zu seyn
Die in dem Wasser als Fischer starben,
Sich soff zu todt mit Branntewein.

Diesen Vers mußte ich vergangenen Tag vor dem Landrichter lassen, der ließ ihn abschreiben, und gab mir einen halben Gulden dafür.

Montanus. Ohngeachtet der Vers formaliter blutschlecht ist, so ist er doch materialiter schön. Die Prosodia, als das vornehmste, fehlt.

Jacob. Was ist das?

Montanus. Die Verse haben nicht Füsse genug, oder Füsse darauf zu gehen.

Jacob. Füsse? Sie sind warlich einige Tage her im ganzen Dorf herum gelaufen.

Montanus. Ich sehe, daß du einen verschlagenen Kopf hast, ich wünschte, daß du studirt hättest, und verstündest deine Philosophiam Instrumentalem, so solltest du unter mir respondiren. Komm, wir wollen gehen.

(Sie gehen ab.)

Ende der vierten Abhandlung.

Die fünfte Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Ein Lieutenant und Caspar.

Der Lieutenant. Wo kann ich den Kerl zu sehen kriegen? Ich hätte doch gern vorher mit ihm gesprochen. Sieht er gut aus?

Caspar. Ja. Er sieht ziemlich gut aus, und hat ein Maul wie ein Scheermesser.

Der Lieutenant. Das hat nichts zu bedeuten, wenn er nur gesund und brav stark ist.

Caspar. Er kann sagen, was er will, und kann es auch verantworten. Er bewiese ausdrücklich, daß unser Küster ein Hahn seye.

Der Lieutenant. Ist er breit von Schultern?

Caspar.

Caspar. Ja. Er ist ein Baumstarker Mensch. Alle im Haus fürchten ihn, so gar auch seine Eltern, denn er kann sie alle, zu Kühen, Ochsen, Pferden und wieder zu Menschen machen, das ist zu sagen, er beweist es aus Büchern, daß sie das seyen.

Der Lieutenant. Sieht er aus, als ob er etwas ausstehen könne?

Caspar. Er bewies auch, daß die Erde rund wäre.

Der Lieutenant. Das geht mich nichts an. Sieht er aber aus, als ob er herzhaft und tapfer wäre?

Caspar. Er würde sein Leben um einen Buchstaben wagen, geschweige um etwas anderes. Ich bin versichert, daß er hier alle Leute auf den Hals kriegt. Da fragt er aber nicht darnach. Er steht deswegen gar nicht von seiner Meynung und Lehre ab.

Der Lieutenant. So viel ich höre, wird der Kerl ein ganzer Soldat werden.

Caspar. Wie wollen Sie ihn zum Soldaten machen? Er ist ein Student.

Der Lieutenant. Das hat nichts zu bedeuten; kann er die Leute zu Schafen, Ochsen und Hasen machen, so will ich versuchen, ob ich nicht einen Studenten zum Soldaten machen kann.

Caspar. Ich wollte, er wäre es schon. Ey wie würde ich lachen.

Der Lieutenant. Nur still! Wenn wir beyde, ich und der Herr Untervogt mit einander ver-

standen sind, so sind dergleichen Dinge nicht unmöglich. Hier sehe ich aber jemand kommen, ist er es vielleicht?

Caspar. Ja, der ists. Ich will fortgehen, damit er mich nicht verdenken kann.

(Er geht ab.)

Der andere Auftritt.

Der Lieutnant und Montanus.

Der Lieutenant. Ich gratulire zu Ihrer hiesigen Ankunft.

Montanus. Ich danke ergebenst.

Der Lieutenant. Weil hier eben nicht viele gelehrte Leute sind, mit denen man sprechen kann, so nehme ich mir die Freyheit, Sie zu besuchen.

Montanus. Ey. Das ist mir lieb, daß Sie studirt haben. Wenn deponirten Sie? Mit Permißion, Herr Lieutenant!

Der Lieutenant. Schon vor zehen Jahren.

Montanus. So sind Sie also ein alter Akademicus. Was war aber Ihr Studium, da Sie studirten?

Der Lieutenant. Ich las meistens die alte lateinische Autores, und studirte das Naturrecht und die Sittenlehre, welches ich auch noch thue.

Montanus. Ey, das ist Lapperey, das ist nicht academicum. . . .

Der

Der Lieutenant. Nein, nicht sonderlich.

Montanus. So haben Sie auch niemals disputirt?

Der Lieutenant. Nein.

Montanus. Ey. Heißt das studiren? Philosophia Instrumentalis ist das einigste solide Studium. Das Uebrige kann gut genug, aber nicht gelehrt seyn. Einer der die Logicam und Metaphysicam wohl getrieben hat, kann sich aus allen retten, von allen Materien disputiren, ohngeachtet er nichts davon weis. Ich weis nicht, welches ich zu behaupten vornehmen, und nicht hinaus bringen sollte. Es war meiner Zeit keine Disputation auf der Universität, wo ich nicht Opponens war. Ein Philosophus Instrumentalis kann für einen Polyhistor paßiren.

Der Lieutenannt. Wer ist ietzo der größte Disputator?

Montanus. Das ist ein Student, Namens Claudius Paußbacken. Wenn der seine Gegnere refutiret hat, daß sie kein Wort mehr sagen können, so sagt er: Wollt ihr nun meine Meynung annehmen, so will ich wieder eure Meynung behaupten. Zu all dergleichen hilft ihm sonderlich seine Philosophia Instrumentalis. Es ist Schade, daß der Kerl kein Procurator wird, er würde gutes Einkommen haben. Nach ihm bin ich der stärkste. Das letztemal als ich disputirte, zischte er mir in die Ohren: Jam sumus ergo Pares. Ich cedire ihm doch allezeit.

Der Lieutenant. Ich habe aber gehört, daß Sie vertheidigen könnten: Es wäre der Kinder Schuldigkeit, ihre Eltern zu schlagen. Dieses scheint mir doch unanständig.

Montanus. Hab ich es gesagt, so bin ich auch der Mann, der es behaupten kann.

Der Lieutenant. Ich wette um einen Ducaten, daß Sie das nicht capabel sind.

Montanus. Ich wette einen Ducaten dagegen.

Der Lieutenant. Top! es bleibt darbey. Nun ists gesagt. Lassen Sie hören.

Montanus. Die man am meisten liebt, schlägt man am meisten. Man muß niemand mehr lieben, als seine Eltern, ergo: muß man niemand schlagen, als seine Eltern. Nun in einem andern Syllogismo. Was ich empfangen habe, soll ich nach Vermögen wieder erstatten: Ich hab in meiner Jugend von meinen Eltern Schläge empfangen, ergo: muß ich sie wieder zurück geben.

Der Lieutenant. Genug. Ich hab verlohren. Sie müssen Ihren Ducaten haben.

Montanus. Ey. Das ist nicht Ihr Ernst, Ich will keinen Ducaten haben.

Der Lieutenant. Er soll, der Teufel hol, meinen Ducaten haben. Ich schwör darauf.

Montanus. Ja, so will ich ihn annehmen, damit Sie nicht falsch geschworen haben sollen.

Der

Der Lieutenant. Darf ich aber nicht auch probiren, ob ich Sie auch zu etwas machen kann. Par exemple. Ich will ihn zum Soldaten machen.

Montanus. Ey das ist ganz leicht. Alle Studenten sind geistliche Soldaten.

Der Lieutenant. Nein. Ich will beweisen, daß er auch ein leiblicher Soldat ist: Wer Geld auf die Hand genommen hat, ist ein geworbener Soldat. Er hat Geld auf die Hand genommen, ergo: . . .

Montanus. Nego minorem.

Der Lieutenant. Et ego probo minorem, von dem Ducaten, den er als Handgeld kriegte.

Montanus. Distinguendum est inter nummos.

Der Lieutenant. Keine Distinction. Ihr seyd Soldat.

Montanus. Distinguendum est inter τὸ simpliciter & relative accipere.

Der Lieutenant. Nicht viel Plauderns! Der Contract ist geschlossen. Ihr habt euer Handgeld.

Montanus. Distinguendum est inter Contractum verum & apparentem.

Der Lieutenant. Könnt ihr läugnen, daß ihr einen Ducaten von mir gekriegt habt?

Montanus. Distinguendum est inter rem & modum rei.

Der Lieutenant. Komm Cammerad, gleich mit mir. Nun sollt du deine Montur kriegen.

Montanus. Hier haben Sie Ihren Ducaten wieder zurück. Sie haben zudem auch keine Zeugen, daß ich das Geld bekommen habe.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen. Caspar und ein Corporal.

Caspar. Ich bin Zeuge, und ich sahe wie ihm der Herr Lieutenant das Geld gabe.

Der Corporal. Ich desgleichen.

Montanus. Aus welcher Ursach aber, nahm ich das Geld? Distinguendum est inter - - -

Der Lieutenant. Ich will ietzt kein weiteres Geschwätz anhören. Corporal! bleibt hier, bis ich ihm die Montur heraus hole.

Montanus. Holla! Gewalt! Gewalt!

Der Corporal. Schweigst du nicht, du Hund! so stoß ich dir das Bajonett in die Rippen: Ist er nicht geworben? Herr Untervogt!

Caspar. Ey freylich, da ist kein Widerspruch.

Der Lieutenant. Fort! Den schwarzen Rock herunter, und die Montur angezogen.

Montanus weint, als man ihm die Montur anzieht.

Der Lieutenant. Ey pfui Teufel! Das ist garstig für einen Soldaten, zu weinen. Nun siehst

siehst du ja besser aus als vorhin. Corporal! exercirt ihn nur brav. Er ist ein gelehrter Kerl, aber noch roh in den Exercitien.

Der Corporal fängt an ihn zu exerciren und prügelt ihn dazwischen.

(Caspar geht.)

Der vierte Auftritt.

Der Lieutenant. Der Corporal und Montanus.

Der Lieutenant. Nun Corporal! begreifft er die Exercitia?

Der Corporal. Er wird sie schon lernen, er ist aber ein fauler Hund, ich muß ihm alle Augenblick einen Streich geben.

Montanus weinend. Ach gnädiger Herr! Seyn Sie doch barmherzig gegen mich. Ich bin von schwacher Gesundheit, und kann dergleichen Tractament nicht ausstehen.

Der Lieutenant. Das fällt nur im Anfang hart. Wenn aber dein Rücken recht abgepläuet ist, wird es dir hernach nicht so weh thun.

Montanus weinend. Ach hätte ich niemals studirt, so wäre ich nicht in dieses Unglück gerathen.

Der Lieutenant. Ey, das ist nur der Anfang, wenn du etlichemal auf dem Esel gesessen, oder auf den Pfählen gestanden bist, so achtest du dergleichen für Baggatell.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen, Jeronimus, Magdelone, Elisabeth, Hans, Nille.

Jeronimus. Wißt ihr es ganz gewiß?

Hans. Ja. Der Untervogt sagte mir es erst kürzlich. Ach! Ach! Nun ist mein Zorn in ein Mitleiden verwandelt.

Jeronimus. Könnten wir ihn nur wieder zum rechten Glauben bringen, ich wollte ihn gerne lösen.

Elisabeth. Ach ich elendes Mägdchen!

Jeronimus. Mach mir keinen Lärmen, Elisabeth! Du gewinnst nichts damit.

Elisabeth. Ach Vater! Wäret ihr so verliebt, wie ich, ihr würdet mich nicht schweigen heissen.

Jeronimus. Pfui! pfui! das ist nicht schön, für ein Mägdchen, daß sie sich dergleichen ansehen läßt. Hier steht er aber, glaube ich. Hört Rasmus Berg! Wie geht das zu?

Montanus. Ach lieber Herr Jeronimus! Ich bin Soldat worden.

Jeronimus. Jetzt kriegt er etwas anders zu thun, als die Menschen zu Stiere und den Küster zum Hahnen zu machen.

Montanus. Ach! Ich bereue meine vorige Thorheit. Aber allzu spät.

Jeronimus. Hört mein Freund! Wollt ihr von eurer vorigen Narrheit ablassen, und das Land nicht

nicht mit Zwiespalten und Disputationen anfüllen, so will ich alle mein Vermögen nicht ansehen und euch lösen.

Montanus. Ach! Ich habe nichts bessers verdient, weil ich meinen Eltern mit Schlägen gedroht habe. Wollt ihr euch aber über mich erbarmen, und mich zu befreyen trachten, so schwör ich euch, daß ich ins künftige ein ander Leben führen, und eine Handthierung für mich nehmen, und niemand mehr mit meinem Disputiren beschwerlich seyn will.

Jeronimus. Geduldet euch, ich will mit dem Herrn Lieutenant sprechen. Ach Herr Lieutenant! Sie sind stets ein guter Freund von unserm Haus gewesen. Dieser Mensch, den Sie zum Soldaten geworben haben, ist mit meiner einigen Tochter verlobt, und sie trägt eine heftige Liebe zu ihm. Lassen Sie ihn frey. Ich will Ihnen 100 Thaler dafür verehren. Ich bekenne, daß ich im Anfang, als ich es hörte, mich selbst freute, daß er so gezogen worden, denn seine seltsame Aufführung hätte mich und alle brave Leute hier im Dorf gegen ihn aufgewiegelt. Da ich ihn aber in dieser Positur sehe, und höre, daß ihn seine vorige Wahnwitzigkeit von Herzen reuet, so blutet fast mein Herz aus Mitleiden.

Der Lieutenant. Hör er, lieber Herr Jeronimus! Was ich gethan habe, thate ich ihm zum Besten. Ich weis, daß er mit seiner Tochter versprochen ist, und deswegen allein, hab ich ihn, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, in diesen Zustand gesetzt, und deswegen tractirte ich ihn auch mit solcher Schärfe, damit er zu seiner Sünden Erkänntniß

kom-

komme. Ich will aber Ihrent willen das Geld den Armen geben, weil ich höre, daß er sich verändert.

Zu Montano. Hört mein Freund! Eure Eltern haben vieles Geld an euch gewandt, in Hoffnung, daß ihr ihnen eine Ehre und Trost in ihrem Alter seyn würdet. Ihr reistet auch ganz klug fort, kamet aber ganz verwirrt zurück, empöret das ganze Dorf, hegt seltsame Meynungen, und behauptet sie noch mit Hartnäckigkeit. Sollen das die Früchte eures Studirens heissen, so könnte man wünschen, daß keine Bücher wären. Mich dünkt, daß das vornehmste, so man in den Schulen lernen sollte, alles eurer Aufführung entgegen ist, und daß ein gelehrter Mensch vor allen Dingen sich so erweisen sollte, daß man kennen könnte, er seye temperirter, bescheidener und artiger in seinen Reden als ein Ungelehrter. Denn die gesunde Philosophie lehret uns, daß wir dämpfen und stillen sollen die Zwistigkeiten, daß wir sollen abstehen von unsern Meynungen, so bald wir von dem geringsten unsers Irrthums überwiesen werden. Der erste Satz in der Philosophie ist: Wir sollen uns selbst kennen, und je mehr einer dieses erwäget, je weniger dünkt er sich für gut, ja, je mehr dünkt ihn, wie viel er noch zu lernen habe. Ihr macht aber eure Philosophie zu einer Fechtkunst, und haltet den für einen Philosophum, der mit subtilen Distinctionen die Wahrheit verdreht, und sich aus allen Meynungen heraus wickelt. Durch dergleichen macht ihr euch bey den Leuten verhaßt, und bringt die Gelehrsamkeit in Verachtung, weil man sich gleich einbildet, daß solche wunderliche

derliche Laster die Früchte des Studirens seyen. Der beste Rath, den ich euch geben kann, ist, daß ihr etwas arbeitet, und dadurch aus dem Kopf räumet und vergesset alles, was ihr bey so vielem Nachtwachen gelernet habt. Nehmt eine Handthierung für, wodurch ihr in der Welt fortkommen könnet. Wollt ihr aber bey euren Studiis bleiben, so richtet sie auf eine gute Art ein.

Montanus. Ach gnädiger Herr! Ich will Ihrem Rath folgen, und mich befleißigen künftighin ein anderer Mensch zu seyn.

Der Lieutenant. Gut! So mache ich euch wieder frey, so bald ihr dieß euren Eltern und Schwiegereltern versprochen, und sie beyderseits um Verzeihung gebeten habt.

Montanus. Ach! Ich bitte euch alle demüthig um Veezeihung, und verspreche euch, hinführo ein anderes Leben zu führen. Ich verwerfe mein voriges Wesen, von welchem ich nicht durch den Zustand, worein ich gerathen bin, sondern durch dieses rechtschaffenen Officiers gründliche Zusprüche und Lehren abgehalten werde, dahero will ich auch nächst meinen Eltern und Schwiegereltern den Herrn Lieutenant vor allen andern stets hochachten.

Jeronimus. So haltet ihr nicht mehr dafür, mein lieber Tochtermann! daß die Welt rund ist? Dieß liegt mir am meisten im Gemüthe.

Montanus. Mein lieber Schwiegervater! Ich will nicht mehr davon disputiren. Nur das allein will ich sagen, daß nun zu dieser Zeit alle Gelehrte der Meynung sind, daß die Erde rund seye.

Jero-

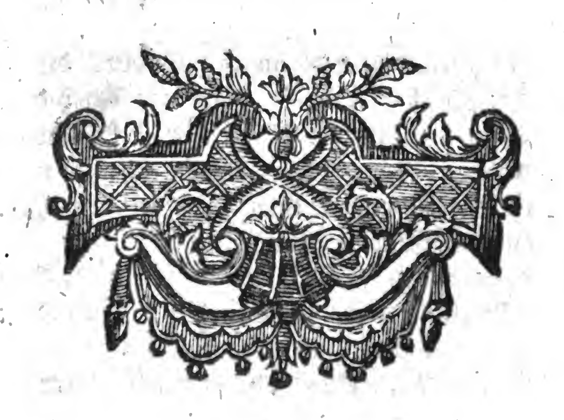
Jeronimus. A ... Herr Lieutenant! Lassen Sie ihn wieder Soldat seyn, bis die Erde flach wird.

Montanus. Mein lieber Schwiegervater! die Erde ist so flach wie eine Hand. Ist er nun zu frieden.

Jeronimus. So. So. Nun sind wir wieder gute Freunde. Nun soll er meine Tochter kriegen. Kommt nun alle mit mir nach Hause, so wollen wir eins auf den Vergleich trinken. Der Herr Lieutenant wird uns auch wohl die Ehre erweisen und mitkommen.

(Sie gehen alle.)

Ende dieses Lustspiels.



Der

Der geschwätzige Barbierer.

Ein Lustspiel in einer Abhandlung.

Opitz.

Viel plaudern kann man fast gar selten ohne Lügen,
Zum mindsten ist doch was von Eitelkeit dabey:
Es ist der Wahrheit Art, daß sie nicht schwätzig sey,
Und jenes das besteht aus Fabeln, Traum und Triegen.

Die Personen dieses Lustspiels sind:

Gert Westphaler, ein Barbierer.

Gunilde, dessen Mutter.

Gilbert, ein Apotheker.

Gotthard, sein Bruder.

Leonora, des Gilberts Tochter, Liebste des Gert Westphalers.

Leonard, ein Distillirer, in Leonoren verliebt.

Pernille, des Gilberts Magd.

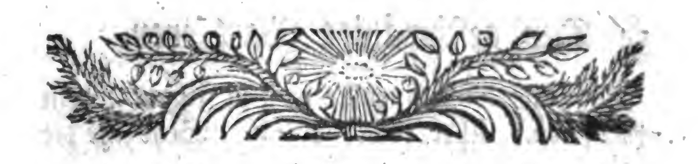
Heinrich, Diener des Leonards.

Ein Procurator.

Ein Notarius.

Ein Apothekergesell.

Ein Apothekerjunge.



Der geschwätzige Barbierer.

Ein Lustspiel in einer Abhandlung.

Der erste Auftritt.

Heinrich und Pernille.

Heinrich. Guten Morgen Jungfer! Sie kömmt hier aus der Apothek, sehe ich wohl, giebts darinnen auch Mägdchen?

Pernille. Nein, Cammerad! ihr irret, ich bin kein Mägdchen. Ich bin nur eine Apothekerbüchse. Welche närrische Frage!

Heinrich. Wäret ihr nur eine Apothekerbüchse?

Pernille. Warum? Wolltet ihr euch damit schmieren?

Heinrich. Ich wollte meinen Finger darein practiciren. Aber, recht ernstlich. Seyd ihr die Magd oder etwas anderes hier im Haus?

Pernille. Zu dienen. Ich bin etwas anderes.

Heinrich. Ihr seyd vielleicht ein Recept?

Pernille. Ja. Nein. Ja. Ich bin ein Clystier. Ich glaube, ihr seyd närrisch?

Heinrich. Um Verzeihung, daß ich scherze. Ich sollte sonsten hieher und für meinen Herrn etwas feyl machen.

Pernille. Wer ist euer Herr?

Heinrich. Der Herr Leonard, der Distillirer, der gleich hier gegen über wohnt.

Pernille. Den kenne ich schon. Er ist ein schöner junger Mensch. Ist er nicht recht gesund?

Heinrich. Nein, er hat einen Schaden gekriegt, und da ist nichts, das ihn curiren kann, als ein Recept aus eurer Apotheke.

Pernille. Habt ihr die Aufschrift auf dem Recept?

Heinrich. O ja.

Pernille. Welcher Doctor hat es geschrieben?

Heinrich. Doctor Cupido.

Pernille. Das ist erlogen. Doctor Cupido ist schon vor vielen Jahren von hier weggereist.

Heinrich. Ich sage euch aber für gewiß, daß er noch hier ist.

Pernille. Ist es nicht, wie ich sage? Ihr seyd närrisch! Laßt mich das Recept sehen.

Heinrich. Das Recept heißt; Jungfer Leonora, des Apothekers Tochter. Könnt ihr nun errathen, wohin ich ziele?

Pernille. Ha. Ha. Euer Herr ist vielleicht in unsre Jungfer verliebt?

Heinrich. Ja. Ja. Ungefähr.

Pernille. Da bedaure ich ihn. Denn dieses einige Recept, das ihn curiren kann, ist schon für einen andern bestellt, wie euer Herr vielleicht selbsten schon gehört hat.

Heinrich. Das weis ich wohl. Sie ist dem hiesigen Chirurgo, Gert Westphaler versprochen.

Pernille. Warum aber, ist euer Herr nicht früher gekommen? Er hätte sie mit leichter Mühe gekriegt. Denn er ist ein rechtschaffner braver Mensch.

Heinrich. Er hat sich nicht eingebildet, daß euer Herr seine Tochter so frühzeitig verheyrathen würde. Er hat schon längst ein Auge auf sie gehabt, er wollte sich aber noch nichts merken lassen, weil sie noch jung ist.

Pernille. Wo ist euer Herr gebohren?

Heinrich. Hier in der Stadt.

Pernille. Ey. Ey. Das kann nicht seyn.

Heinrich. Woher nicht?

Pernille. Weil ihm die Art unsres hiesigen Frauenzimmers so unbekannt ist, und er nicht weis, daß sie ihre Jungferschaft nicht länger zu tragen sich entschliessen, als bis in ihr funfzehentes Jahr. Das muß ich verstehen.

Heinrich. Ist aber die Heyrath wirklich geschlossen?

Pernille. Zwischen den Eltern nur, aber zwischen den Brautleuten noch nicht völlig.

Heinrich. Seit wenn?

Pernille. Die Eltern schlossen die Heyrath etwan vor einem Monat lang. Der Herr Gert Westphaler aber hat noch nicht mit der Jungfer selbst deswegen gesprochen, welches auch die Eltern beyderseits sehr verdrießt.

Heinrich. Schlossen sie diese Parthie wider seinen Willen?

Pernille. Keineswegs. Er schickte selbsten seine Mutter her, um für ihn um die Jungfer anzuhalten.

Heinrich. Das begreife ich nicht. Denn ich sehe ihn für keinen Menschenscheu an.

Pernille. Er ist weniger als das. Er ist eher nasenweis.

Heinrich. Was soll das seyn? Er ist verliebt, er ist keck, und er hat noch nicht mit seiner Liebsten gesprochen. Vielleicht ist sie gegen ihn kaltsinnig, und will ihm kein Gehör geben?

Pernille. Nein. Das gar nicht. Sie ist mit ihres Vaters Willen zufrieden, und sie wartet jeden Tag darauf, daß er selbst den Vorschlag thue.

Heinrich. Ich merke, ihr seyd zornig worden, weil ich im Anfang mit euch scherzte, und ietzo wollt ihr mich also mit gleicher Münze bezahlen.

Per-

Pernille. Nein. Ich bin nicht so rachgierig. Ich will es euch recht erklären, wie es an sich selbsten ist. Ein jeder Mensch hat seinen Wurm. Des Gert Westphalers Wurm nun besteht darinnen, daß er die Leute mit unnöthiger Plauderey aufhält.

Heinrich. Wie kann er so viel plaudern? Weis er so vielerley Dinge?

Pernille. Es ist drey oder viererley, wovon er immer schwatzt. Das erste ist von einem alten Bischoff in Jüttland, der Arius heißt, und wegen eines gewissen Buchs, das er ausgehen liesse, verfolget wurde. Das andere ist von den Creis-Grafen oder Pfaltz-Fürsten in Deutschland. Das dritte vom Türken. Und das vierte von einer Reise, die er von Hadersleben nach Kiel gethan hat. Wenn man denn nun mit ihm zu reden anfängt, so weis man nichts, bis man mitten in der Türkey oder Deutschland ist.

Heinrich. Das ist ein wunderlicher Wurm.

Pernille. Als zum Exempel: Wenn einer nur sagen wollte: Heut ist es schön Wetter, so antwortet er gleich: Ein solches Wetter hatte ich auch einmal, als ich von Hadersleben abreiste, und darauf plappert er von der ganzen Scheißreise, bis er heischer wird, dergestalt, daß wenn man ihn auch bey den Haaren zum Hause hinaus ziehen würde, so hörte er doch nicht auf, von seiner Reise zu schwatzen, bis er endlich nach Kiel gekommen. Auf diese Art verfällt er ins Plaudern, so oft er mit der Jungfer reden soll. Mein Herr

Herr hatte deshalben manchmal schon im Sinn, ihm auf eine höfliche Art die Treppe zu weisen, seine Mutter vermittelt es aber gleich wieder zum Guten.

Heinrich. Wie gefällt aber dergleichen eurer Jungfer? Denn die Leute, die gerne so viel schwatzen, sind selten in andern Dingen zu gebrauchen.

Pernille. Sie ist geduldig, und will ihrem Vater nicht ungehorsam seyn. Sonsten ist er wohl ein guter Mensch und fleißig in seiner Profeßion.

Heinrich. Das ist Schade, daß die Jungfer so geduldig ist, und nicht einmal recht mit ihm anbindet. Dadurch geschähe meinem Herrn ein großer Dienst, denn ich kann euch versichern, er war, als ausser sich selbst, da er hörte, daß sie versprochen worden. Hier kömmt er aber eben selbst.

Der andere Auftritt.

Leonard und die Vorigen.

Leonard. Heinrich! Mit wem sprichst du?

Heinrich. Diese ist des Apothekers Magd.

Leonard. Ey, liebe Tochter! Ist es die Wahrheit, daß eure Jungfer versprochen ist?

Pernille. Ja, Herr Leonard! Es ist gewiß.

Leonard. Ich hatte schon seit einem ganzen Jahr meine Gedanken auf sie gerichtet. Und eben in diesen Tagen hatte ich den Vorsatz, sie zu begehren, wie ich mich aber just dazu anschicken

woll-

wollte, hörte ich so hin und wieder, daß sie dem Gert Westphaler versprochen wurde. Dieses schmerzt mich eines theils ihrent wegen sehr, weil sie sich an einen solchen verdrießlichen Kerl verheyrathen soll, den auch jedermann vermöge seines Plauderns verabscheuet, theils auch meinet wegen selbst, weil ich mich so ohne Vermuthen, dessen beraubt zu werden, sehen muß, wohin ich schon lange Zeit mein Augenmerk hatte. Heinrich! Du weist, wie oft ich von ihr sprach?

Heinrich. Das weis ich sehr wohl, ich habe auch oft schon gesagt: Herr! greifen Sie bey Zeiten an, Sie wissen nicht, wenn einer eher kömmt.

Leonard. Ich dachte, weil sie so jung ist.

Heinrich. Ey, Herr! sie ist ja funfzehen Jahr alt. Fragen Sie nur diese Magd, welchen Respect schon heutiges Tages funfzehen Jahre haben.

Pernille. Mir ist es recht Leid, so wohl des Herrn Leonards als meiner Jungfer wegen, denn ich zweifle gar nicht, daß unsre Jungfer bey dem Herrn Leonard besser gehalten würde. Hier sehe ich sie aber kommen.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen und Leonora.

Leonora. Pernille! Du sollt hinein zu meinem Vater kommen. Wer sind aber diese Leute mit denen du redest? Ey sieh, das ist der Herr Leonard!

Leonard. Ach werthe Jungfer! Ich kann Sie ohne Alteration nicht ansehen.

Leonora. Warum? sehe ich so ungestalt aus?

Leonard. Ey, das Gegentheil. Ich wünschte, daß Sie mir recht heßlich fürkämen.

Leonora. Das ist ein besonderer Wunsch. Ich möchte doch gerne die Ursach davon wissen.

Leonard. Die Ursach davon ist diese. Aber ach! was nützt mich es, wenn ich Ihnen die Ursach entdecke. Adieu schöne Jungfer! Leben Sie allezeit vergnügt.

Leonard und Heinrich gehen.

Der vierte Auftritt.

Leonora und Pernille.

Leonora. Was bedeuten diese Reden? Pernille!

Pernille. Das bedeutet so viel: Wär Gert Westphaler auf dem Blocksberg!

Leonora. Ey. Schämst du dich nicht, meinem Liebsten dergleichen Uebel in meiner Gegenwart anzuwünschen?

Pernille. Ich weis nicht, was das für ein Liebster ist? an statt daß er von Liebe mit Ihnen sprechen soll, steht er da und prediget einer jungen Jungfer von Staatssachen her. Wenn man diesen Weg gehen soll, so gehören andere Reden dazu, als solche Plaudereyen.

Leonora. Diese Plaudersucht wird ihm schon noch vergehen.

Pernille. Ey. Ey. Reden Sie nicht so. Ich glaube, wenn man ihm seinen Mund auch zunähen würde, so bestrebte er sich endlich durch die Nasenlöcher zu reden.

Leonora. Halte ietzo mit diesem Geschwätz inne, und sag mir dafür, wohin des Herrn Leonards Reden zielten?

Pernille. Als er hörte, daß Sie sich verheyrathen sollen, wurde er ganz desperat. Denn er war schon seit einem ganzen Jahr in Sie verliebt.

Leonora. Ich verwundere mich nicht wenig, das er sich unterstehen darf, mit dergleichen Geschwätz vorzukommen. Sie seufzet.

Pernille. Warum aber seufzen Sie so tief?

Leonora. Du lügst. Ich seufzete gar nicht.
Sie seufzet wieder.

Pernille. Hören Sie, nun seufzen Sie ja schon wieder.

Leonora. Pernille! Laß mich mit Frieden.
Sie geht und hält das Schnupftuch für die Augen.

Pernille. Die Zähren stehen ihr warlich in den Augen. Ich merke schon, wenn es an ihr läge, so nähm sie diesen lieber als den andern. Nun ruft aber mein Herr, ich muß hinein.

(Sie geht.)

Der fünfte Auftritt.

Gunilde allein.

Das ist doch erschrecklich mit meinem Sohn. Nun ist es schon ein ganzer Monat, seit dem er mir versprochen, alles klar zu machen. Er ist über zehen mal in des Apothekers Haus gewesen, und hat die schönste Gelegenheiten, die je einer haben kann, gehabt, um von dieser Sache ernstlich zu sprechen und die Tochter zu begehren. Zu dem hat der Apotheker selbst seine Tochter zu ihm in die Stube geführt; So oft er aber zurück nach Hause kömmt, und ich frage ihn, ob die Mariage richtig seye? so heißt allezeit seine Antwort: Morgen will ich sie in Ordnung richten, denn heute kam ich mit andern Leuten, die in der Apothek waren, in ein solches weitläuftiges Gespräch, daß ich nicht Zeit hatte mein Gewerbe abzulegen. Der Apotheker wird darüber auch zornig, und fragt mich, ob ihn mein Sohn vexiren wollte. Die Heyrath ist zwischen uns Eltern schon ausgemacht, es fehlte nichts weiter, als daß er auch ein Paar Worte mit der Jungfer selbsten spricht? Heute hat er mich doch eidlich vertröstet, er wollte davon ein Ende machen. Deswegen will ich vorher zum Apotheker gehen, und ihn erst zu besänftigen suchen. Hier kömmt er aber selbsten.

Der sechste Auftritt.

Gilbert und Gunilde.

Gilbert gegen das Ort wo er heraus kömmt. Hört ihrs, ihr Gesellen! gebt wohl Acht, daß alles richtig ist, bis die Doctores kommen. Die Apothek soll heute Nachmittag visitirt werden. Ich meyne doch, wenn das Goldwasser und die Aquaviten gut sind, so fragen sie nicht viel nach dem andern. Der Doctor Herrmann hat meine Apothek seit zehen Jahr auf diese Art besichtiget. Das einige, wornach er mich fragt, ist das: Haben sie ietzo ein gutes Sal volatile, das müssen wir probiren, ihr Herren Collegæ! Wenn hernach sieben oder acht Bouteillen Frontignacwein ausgeleert sind, ist die Visitation gut. Er wendet sich um und sieht die Gunilde. Ey, ey, Ihr Diener, Frau Gunilde!

Gunilde. Das ist mir lieb, daß ich Sie antreffe. Ich wollte gerne wegen des andern mit Ihnen sprechen.

Gilbert. Wollen Sie etwas anders, so ist nichts bessers, als daß Sie Seenensblätter einnehmen. Uebrigens weis ich allbereit, was Sie eigentlich wollen. Ich habe auch schon zehen und noch zehen mal gesagt, daß mir die Freundschaftsvereinigung ansteht. Sie versprechen mir auch immer, daß Ihr Sohn kommen soll, und dem Ding ein Ende machen. Er kömmt auch, es ist wahr,

wahr, er plaudert aber allezeit von andern Sachen, bis in die späte Nacht hinein. Ich habe noch nie einen solchen Freyer gesehen. Ich lasse mich, bey meiner Ehre, auch nicht mehr, länger vexiren. Will Ihr Sohn meine Tochter haben, so mache er ein Ende, daß die Sachen einmal in Richtigkeit kommen.

Gunilde. Seine Verschwiegenheit in diesem Stücke ist keine Kaltsinnigkeit, Herr Gilbert! Er ist so verliebt, als jemand seyn kann.

Gilbert. Weswegen hält er denn nicht um sie an, anstatt daß er uns immer allerhand Possen fürprediget? Er zwingt mich zu wissen, wer Doctor Arius war. Was ficht mich das an; Ich habe mit denen Doctoren und Barbierern, die wir nun hier haben, ohnehin genug zu thun. Der Doctor Arius ist ja ein Mann, der schon vor, ich weis nicht, wie vielen Jahren gestorben ist, und fast in Bereitschaft steht, wieder aufzuwachen. Was liegt mir auch daran, wenn ich weis, wie viel Päbste und Churfürsten heut zu Tage sind? Meine Apothek wird doch stehen, wenn auch alle diese nicht in der Welt wären.

Gunilde. Heut schwur er mir, er wolle die Mariage zu Stand bringen.

Gilbert. Wohlan denn, so soll meine Tochter zu Hause bleiben. Er darf nur nach ihr fragen. Denn ich selbst werde wegen einer Visitation, die heute in meiner Apothek geschieht, nicht Gelegenheit haben mit ihm zu sprechen. Adieu! Lassen Sie ihn nur gleich kommen.

Gunilde. Nein. Ich habe nicht Zeit mit ihm zu reden. Sagen Sie ihm nur was ich gesagt habe.

(Gilbert geht.)

Der siebente Auftritt.

Gunilde und Gert Westphaler.

Gert. Ey, Mutter! Warum ging der Apotheker so geschwind fort?

Gunilde. Höre, mein Sohn! Diesesmal habe ich ihn, wiewohl nicht ohne große Mühe, wieder zufrieden gestellt. Der gute Mann meynt, man wolle ihn vexiren. Er hat auch nicht so groß Unrecht hierinnen. Es sind ja schon über zwey Monate, daß die Mariage zwischen uns geschlossen worden, und es ist nichts zurück, als daß du selbst mit der Jungfer Leonora reden sollst. Es geht aber mit deiner verfluchten Plauderey, die doch nicht zwey Kreutzer werth ist, ein Tag nach dem andern fruchtlos hin. Meynst du, daß die Leute wissen müssen, was du auf deiner Reise von Hadersleben nach Kiel zu thun hattest, oder in wie viel Wirtshäusern du unterweges einkehrtest, und wie vielen Mägdchen du in denselben an die Knie griffest, oder wie viele Pfeiffen Taback du unterwegens rauchtest? Es sind ja Leute hier, die viel weiter in der Welt herum gewesen sind. Andreas Tyroller ist ja drey- oder viermal in Lion und

Erbsen verlangen kann, nicht mehr als einen Lübischen Schilling.

Der Gesell. Ey. Ey. Diese Erzählung wird zu weitläuftig.

Gert. Für das andere: Für ein Pfund Rindfleisch nicht mehr als einen Sechsling.

Der Gesell. Ey. Das geht ja die Reise nichts an.

Gert. Für das dritte: Für eine halbe Tonne Butter nicht mehr als 4 Reichsthaler.

Der Gesell. Ey Landsmann! Ich sag ihm frey heraus, ich habe die Geduld nicht, alle diese Possen anzuhören.

Gert. Für das vierte: Für ein Dutzend Eyer nicht mehr als einen Lübischen Schilling.

Der Gesell. Ey, was hab ich mit seiner Butter, Speck und Eyern zu thun?

Gert. Für das fünfte: Für einen Pott Brannteweln nicht mehr als . . . Ey, ey. Hab er nur ein wenig Geduld, nun will ich dieses vorbey gehen und von der Reise erzählen. Im ersten Wirtshaus auf dem Weg fanden wir einen Mann, der sahe ziemlich gut aus, er hatte silberne Knöpfe an seinem Rock, und schwarze sammetne Hosen. Dieser Mann redte uns sehr freundlich an, und sagte: Ihr Herren! wollen wir nicht mit einander trinken? Wir dankten ihm für die Ehre, die er uns erweisen wollte, und tranken mit ihm einen Krug nach dem andern in bona charitate aus, bis wir, salva venia, alle halb voll waren, darauf erbothe er sich mit uns auf Duz trinken zu wollen,

len, wir bückten und krümmeten uns, und tranken mit ihm auf Duz Unser Fuhrmann saß inzwischen in einem Winkel und lächelte immer. Wir fragten ihn etliche mal: Schwager! Warum lacht ihr? Er antwortete aber allezeit: Um nichts. Endlich, als unser neuer Duzbruder fortgegangen war, hörten wir, daß es der Henker von Schleßwig war. Nun will ihm, mein lieber Monsieur, zu bedenken geben, ob uns die Leute mit Billigkeit deswegen blamiren können? Denn erstlich . . . Mit Permißion, ich habe so einen starken Husten, ich muß mich ein wenig auf die andere Seite kehren. Da sich Gert umwendet, schleicht der Apothekergesell fort. Erstlich sage ich, wußten wir ja nicht, er hustet, daß es der Henker von Schleßwig war, er hustet, und posito: er hustet, wir hätten es gewußt, er hustet, so waren wir ja deswegen so gut als vorhin. Denn, wenn wir recht nachdenken, was ein Scharfrichter ist, er hustet und wendet sich wieder um. so ist er nichts anders als der Obrigkeit ihr Gevollmächtigter. Wo ist der Mensch aber hin? Wo hat der Teufel den Hadersleber? Holla, Monsieur Hadersleber! Hei, Landsmann Hadersleber! Ist das nicht unverschämt, von eines ehrlichen Mannes Gespräch also fortzulaufen? Ich will es wahrhaftig dem Apotheker sagen, was er für höfliche Gesellen habe. Dieser Kerl muß wirklich einer von den Haderslebischen Nobili Veneziani seyn, weil er so Muth hat. Ich weis nicht, woher es kömmt, daß ich ein so schlechtes Glück in

Leonard. Ach werthe Jungfer! Ich kann Sie ohne Alteration nicht ansehen.

Leonora. Warum? sehe ich so ungestalt aus?

Leonard. Ey, das Gegentheil. Ich wünschte, daß Sie mir recht heßlich fürkämen.

Leonora. Das ist ein besonderer Wunsch. Ich möchte doch gerne die Ursach davon wissen.

Leonard. Die Ursach davon ist diese. Aber ach! was nützt mich es, wenn ich Ihnen die Ursach entdecke. Adieu schöne Jungfer! Leben Sie allezeit vergnügt.

Leonard und Heinrich gehen.

Der vierte Auftritt.

Leonora und Pernille.

Leonora. Was bedeuten diese Reden? Pernille!

Pernille. Das bedeutet so viel: Wär Gert Westphaler auf dem Blocksberg!

Leonora. Ey. Schämst du dich nicht, meinem Liebsten dergleichen Uebel in meiner Gegenwart anzuwünschen?

Pernille. Ich weis nicht, was das für ein Liebster ist? an statt daß er von Liebe mit Ihnen sprechen soll, steht er da und prediget einer jungen Jungfer von Staatssachen her. Wenn man diesen Weg gehen soll, so gehören andere Reden dazu, als solche Plaudereyen.

Leo-

Leonora. Diese Plaudersucht wird ihm schon noch vergehen.

Pernille. Ey. Ey. Reden Sie nicht so. Ich glaube, wenn man ihm seinen Mund auch zunähen würde, so bestrebte er sich endlich durch die Näsenlöcher zu reden.

Leonora. Halte ietzo mit diesem Geschwätz inne, und sag mir dafür, wohin des Herrn Leonards Reden zielten?

Pernille. Als er hörte, daß Sie sich verheyrathen sollen, wurde er ganz desperat. Denn er war schon seit einem ganzen Jahr in Sie verliebt.

Leonora. Ich verwundere mich nicht wenig, das er sich unterstehen darf, mit dergleichen Geschwätz vorzukommen. Sie seufzet.

Pernille. Warum aber seufzen Sie so tief?

Leonora. Du lügst. Ich seufzete gar nicht.
Sie seufzet wieder.

Pernille. Hören Sie, nun seufzen Sie ja schon wieder.

Leonora. Pernille! Laß mich mit Frieden.
Sie geht und hält das Schnupftuch für die Augen.

Pernille. Die Zähren stehen ihr warlich in den Augen. Ich merke schon, wenn es an ihr läge, so nähm sie diesen lieber als den andern. Nun ruft aber mein Herr, ich muß hinein.

(Sie geht.)

Der fünfte Auftritt.

Gunilde allein.

Das ist doch erschrecklich mit meinem Sohn. Nun ist es schon ein ganzer Monat, seit dem er mir versprochen, alles klar zu machen. Er ist über zehen mal in des Apothekers Haus gewesen, und hat die schönste Gelegenheiten, die je einer haben kann, gehabt, um von dieser Sache ernstlich zu sprechen und die Tochter zu begehren. Zu dem hat der Apotheker selbst seine Tochter zu ihm in die Stube geführt; So oft er aber zurück nach Hause kömmt, und ich frage ihn, ob die Mariage richtig seye? so heißt allezeit seine Antwort: Morgen will ich sie in Ordnung richten, denn heute kam ich mit andern Leuten, die in der Apothek waren, in ein solches weitläuftiges Gespräch, daß ich nicht Zeit hatte mein Gewerbe abzulegen. Der Apotheker wird darüber auch zornig, und fragt mich, ob ihn mein Sohn vexiren wollte. Die Heyrath ist zwischen uns Eltern schon ausgemacht, es fehlte nichts weiter, als daß er auch ein Paar Worte mit der Jungfer selbsten spricht? Heute hat er mich doch eidlich vertröstet, er wollte davon ein Ende machen. Deswegen will ich vorher zum Apotheker gehen, und ihn erst zu besänftigen suchen. Hier kömmt er aber selbsten.

Der sechste Auftritt.

Gilbert und Gunilde.

Gilbert gegen das Ort wo er heraus kömmt. Hört ihrs, ihr Gesellen! gebt wohl Acht, daß alles richtig ist, bis die Doctores kommen. Die Apothek soll heute Nachmittag visitirt werden. Ich meyne doch, wenn das Goldwasser und die Aquaviten gut sind, so fragen sie nicht viel nach dem andern. Der Doctor Herrmann hat meine Apothek seit zehen Jahr auf diese Art besichtiget. Das einige, wornach er mich fragt, ist das: Haben sie ietzo ein gutes Sal volatile, das müssen wir probiren, ihr Herren Collegæ! Wenn hernach sieben oder acht Bouteillen Frontignacwein ausgeleert sind, ist die Visitation gut. Er wendet sich um und sieht die Gunilde. Ey, ey, Ihr Diener, Frau Gunilde!

Gunilde. Das ist mir lieb, daß ich Sie antreffe. Ich wollte gerne wegen des andern mit Ihnen sprechen.

Gilbert. Wollen Sie etwas anders, so ist nichts bessers, als daß Sie Seenensblätter einnehmen. Uebrigens weis ich allbereit, was Sie eigentlich wollen. Ich habe auch schon zehen und noch zehen mal gesagt, daß mir die Freundschaftsvereinigung ansteht. Sie versprechen mir auch immer, daß Ihr Sohn kommen soll, und dem Ding ein Ende machen. Er kömmt auch, es ist

wahr,

wahr, er plaudert aber allezeit von andern Sachen, bis in die späte Nacht hinein. Ich habe noch nie einen solchen Freyer gesehen. Ich lasse mich, bey meiner Ehre, auch nicht mehr, länger vexiren. Will Ihr Sohn meine Tochter haben, so mache er ein Ende, daß die Sachen einmal in Richtigkeit kommen.

Gunilde. Seine Verschwiegenheit in diesem Stücke ist keine Kaltsinnigkeit, Herr Gilbert! Er ist so verliebt, als jemand seyn kann.

Gilbert. Weswegen hält er denn nicht um sie an, anstatt daß er uns immer allerhand Possen fürprediget? Er zwingt mich zu wissen, wer Doctor Arius war. Was ficht mich das an; Ich habe mit denen Doctoren und Barbierern, die wir nun hier haben, ohnehin genug zu thun. Der Doctor Arius ist ja ein Mann, der schon vor, ich weis nicht, wie vielen Jahren gestorben ist, und fast in Bereitschaft steht, wieder aufzuwachen. Was liegt mir auch daran, wenn ich weis, wie viel Päbste und Churfürsten heut zu Tage sind? Meine Apothek wird doch stehen, wenn auch alle diese nicht in der Welt wären.

Gunilde. Heut schwur er mir, er wolle die Mariage zu Stand bringen.

Gilbert. Wohlan denn, so soll meine Tochter zu Hause bleiben. Er darf nur nach ihr fragen. Denn ich selbst werde wegen einer Visitation, die heute in meiner Apothek geschieht, nicht Gelegenheit haben mit ihm zu sprechen. Adieu! Lassen Sie ihn nur gleich kommen.

Gunilde. Nein. Ich habe nicht Zeit mit ihm zu reden. Sagen Sie ihm nur was ich gesagt habe.

(Gilbert geht.)

Der siebente Auftritt.

Gunilde und Gert Westphaler.

Gert. Ey, Mutter! Warum ging der Apotheker so geschwind fort?

Gunilde. Höre, mein Sohn! Diesesmal habe ich ihn, wiewohl nicht ohne große Mühe, wieder zufrieden gestellt. Der gute Mann meynt, man wolle ihn vexiren. Er hat auch nicht so groß Unrecht hierinnen. Es sind ja schon über zwey Monate, daß die Mariage zwischen uns geschlossen worden, und es ist nichts zurück, als daß du selbst mit der Jungfer Leonora reden sollst. Es geht aber mit deiner verfluchten Plauderey, die doch nicht zwey Kreutzer werth ist, ein Tag nach dem andern fruchtlos hin. Meynst du, daß die Leute wissen müssen, was du auf deiner Reise von Hadersleben nach Kiel zu thun hattest, oder in wie viel Wirtshäusern du unterweges einkehrtest, und wie vielen Mägdchen du in denselben an die Knie griffest, oder wie viele Pfeiffen Taback du unterwegens rauchtest? Es sind ja Leute hier, die viel weiter in der Welt herum gewesen sind. Andreas Tyroller ist ja drey- oder viermal in Lion

und

und Paris in Frankreich gewesen, ja was sage ich, gar in Trapezund oder Cattesund, und er erzählt doch nicht so viel von seinen Reisen, als wie du?

Gert. Das ist wirklich auch kein Baggatell, daß ich von meiner Kielischen Reise erzähle; wie viel Krüge Bier ich trank, und wie viel Pfeiffen Taback ich rauchte, sag ich nicht, sondern anderley, das hörenswürdig ist. Wenn die Mutter ein wenig aufmerken will, so will ich die ganze Reise kürzlich repetiren; ob das Baggatellen sind?

Gunilde. Ey, halt inne mit deinem verfluchten Geschwätz! Geh hin, und verrichte, was du zu thun hast, oder sag frey heraus, daß du keine Lust dazu habest, so weis man, woran man ist. Geschwind geh hin, den Augenblick!

(Gunilde geht.)

Der achte Auftritt.

Gert Westphaler, und ein Apothekergeselle.

Gert. Ich muß endlich auch einmal hinein, und dieser Sache ein Ende machen. Hier ist aber einer von des Apothekers Gesellen. Zum Gesellen. Serviteur, Monsieur! Ein Wort.

Der Gesell. Sein Diener. Er will gewiß zu uns?

Gert. Ja. Ich sollte mit der Jungfer sprechen. Ist er nicht ein Gesell aus der Apotheke?

Der Gesell. Ja. Der bin ich.

Gert.

Gert. Ich habe ihn doch nicht lange im Hause hier gesehen.

Der Gesell. Das glaub ich auch. Ich bin erst 8 Tage hier im Dienst. Ich habe aber bey neun Jahren in einer Apothek zu Hadersleben gedient.

Gert. Ey. Ist das möglich? Hat er dorten gedient?

Der Gesell. Ja. Das ist also, wie ich sage. Ist er vielleicht auch allda bekannt?

Gert. Freylich bin ich in Hadersleben bekannt. Ich reiste einmal von dorthin nach Kiel, diese Reise werde ich nicht vergessen. Unter andern, die in unserer Reisegesellschaft waren, war ein Huthmachergesell, ein großer starker Kerl, der noch in Kiel wohnt, und für den besten Meister allda gehalten wird, (alle Hüthe, die ich seither gebraucht habe, sind von seiner Arbeit gewesen, denn er macht sie so ehrlich und fest, als einer in Jüttland) Summa summarum, wir reisten mit einander nach Kiel, jeder auf seiner Profeßion, um dort unser Heil zu versuchen, denn Kiel ist für die Handwerksleute ein guter Ort. Ich weis, daß viele von meinen Profeßionsverwandten mit leeren Beutel dahin kamen, einige Jahre drauf aber ziemlich wohlhabend waren. Die Ursach davon ist diese: Es sind wenige Arbeitsleute allda, und die Stadtleute sind vermöglich und bezahlen wohl, über das ist sonst alles andere wohlfeil. Ich will ihm kürzlich erzählen, wie zu meiner Zeit die Eßwaaren gekauft wurden. Erstlich gab man für das beste Pfund Speck, das ja ein ehrlicher Mann zu seinen

Erb-

Erbsen verlangen kann, nicht mehr als einen Lübischen Schilling.

Der Gesell. Ey. Ey. Diese Erzählung wird zu weitläuftig.

Gert. Für das andere: Für ein Pfund Rindfleisch nicht mehr als einen Sechsling.

Der Gesell. Ey. Das geht ja die Reise nichts an.

Gert. Für das dritte: Für eine halbe Tonne Butter nicht mehr als 4 Reichsthaler.

Der Gesell. Ey Landsmann! Ich sag ihm frey heraus, ich habe die Geduld nicht, alle diese Possen anzuhören.

Gert. Für das vierte: Für ein Dutzend Eyer nicht mehr als einen Lübischen Schilling.

Der Gesell. Ey, was hab ich mit seiner Butter, Speck und Eyern zu thun?

Gert. Für das fünfte: Für einen Pott Brannteweinn nicht mehr als . . . Ey, ey. Hab er nur ein wenig Geduld, nun will ich dieses vorbey gehen und von der Reise erzählen. Im ersten Wirtshaus auf dem Weg fanden wir einen Mann, der sahe ziemlich gut aus, er hatte silberne Knöpfe an seinem Rock, und schwarze sammetne Hosen. Dieser Mann redte uns sehr freundlich an, und sagte: Ihr Herren! wollen wir nicht mit einander trinken? Wir dankten ihm für die Ehre, die er uns erweisen wollte, und tranken mit ihm einen Krug nach dem andern in bona charitate aus, bis wir, salva venia, alle halb voll waren, darauf erbothe er sich mit uns auf Duz trinken zu wollen,

len, wir bückten und krümmeten uns, und tranken mit ihm auf Duz Unser Fuhrmann saß inzwischen in einem Winkel und lächelte immer. Wir fragten ihn etliche mal: Schwager! Warum lacht ihr? Er antwortete aber allezeit: Um nichts. Endlich, als unser neuer Duzbruder fortgegangen war, hörten wir, daß es der Henker von Schleßwig war. Nun will ihm, mein lieber Monsieur, zu bedenken geben, ob uns die Leute mit Billigkeit deswegen blamiren können? Denn erstlich . . . Mit Permißion, ich habe so einen starken Husten, ich muß mich ein wenig auf die andere Seite kehren. Da sich Gert umwendet, schleicht der Apothekergesell fort. Erstlich sage ich, wußten wir ja nicht, er hustet, daß es der Henker von Schleßwig war, er hustet, und posito: er hustet, wir hätten es gewußt, er hustet, so waren wir ja deswegen so gut als vorhin. Denn, wenn wir recht nachdenken, was ein Scharfrichter ist, er hustet und wendet sich wieder um. so ist er nichts anders als der Obrigkeit ihr Gevollmächtigter. Wo ist der Mensch aber hin? Wo hat der Teufel den Hadersleber? Holla, Monsieur Hadersleber! Hei, Landsmann Hadersleber! Ist das nicht unverschämt, von eines ehrlichen Mannes Gespräch also fortzulaufen? Ich will es wahrhaftig dem Apotheker sagen, was er für höfliche Gesellen habe. Dieser Kerl muß wirklich einer von den Haderslebischen Nobili Veneriani seyn, weil er so Muth hat. Ich weis nicht, woher es kömmt, daß ich ein so schlechtes Glück in

dieser Stadt habe. Wohnte ich anderswo, so könnte ich mit meinem gesprächigseyn Geld verdienen. Ich zweifle, ob ein Mensch, auch nicht einmal meine Feinde, mir nachsagen können, daß ich je ein Geschwätz auf die Bahn gebracht und vom Wetter, von Hochzeiten oder Wochenstuben geredt habe. Ich führe lauter politische und ausländische Discourse, die man in vielen Büchern nicht findet, und deren Werth man nicht mit dem rothen Gold abwägen kann. Wollte aber einer einwenden: Warum wirfst du die Perle für die Schweine? Warum verschwendest du unnöthiger Weise deine kostbare Worte vor den Leuten, die Eselsohren haben? So antworte ich darauf: Wenn ich einen Discours einmal angefangen habe, so muß ich ihn auch endigen. Das ist so meine Natur. Denn ich kann mich über nichts mehr ärgern, als wenn einer den Anfang meiner Rede angehört, und das Ende nicht erwarten will. Aber Potz tausend! Ich versäume meine Verrichtung. Ich muß anklopffen.

Der neunte Auftritt.

Ein Apothekersjunge, und Gert Westphaler.

Gert. Serviteur, Caspar! Ist sein Herr zu Hause?

Der Junge. Ja. Er ist wohl zu Hause, ietzo aber

aber kann er mit niemand sprechen. Das ganze Doctor - Grad ist heute bey uns.

Gert. Was haben diese hier zu thun?

Der Junge. Sie halten Visitation. Mein Herr sagte mir aber, wenn Sie kämen, so sollte ich der Jungfer rufen.

Gert. Das ist gut, so sag er ihr denn, ich wäre hier, meine Aufwartung zu machen.

(Der Junge geht.)

Der zehente Auftritt.

Leonora und Gert Westphaler.

Leonora. Ihre Dienerinn, Herr Gert!

Gert. Schuldigster Diener, meine werthe Jungfer! Ich fürchte, daß ich etwan zu ungelegener Zeit komme.

Leonora. Warum?

Gert. Ich höre, daß Sie heute Visitation halten.

Leonora. Das betrifft mich nicht. Wenn bey meiner Mamma Visite ist, alsdenn habe ich zu thun. Diese aber geht nur die Mannsleute an.

Gert. Ich hörte, daß ein solch Geräusch und Lärmen in der grossen Stuben war, als ob man einen Reichs- oder Creistag hielte.

Leonora. Was ist das: ein Creistag?

Gert. Das ist mir lieb, daß Sie darnach fragen.

Leonora. Ich will Sie doch dießmal mit der Erzählung nicht bemühen.

Gert. Denn davon weis ich so guten Bescheid, als jemand hier in der Stadt.

Leonora. Daran zweifle ich nicht. Ich hätte aber doch gerne, daß es auf eine andere Zeit verschoben würde.

Gert. Meine liebe Jungfer! Man muß einen Unterscheid machen; zwischen einem Reichstage und zwischen einem Creistage.

Leonora. Das glaube ich wohl, es ist auch ein Unterscheid zwischen einem Reich und einem Creis.

Gert. Nein. Das kömmt nicht daher. Ich will Ihnen zu erst erzählen, was ein Reichstag ist. Ein Reichstag wird von sieben Churfürsten zusammen berufen.

Leonora. Das kann seyn. Ich habe aber nicht die Ehre, einen nur von diesen guten Herren zu kennen.

Gert. Da sind in allem sieben Churfürsten.

Leonora. Das höre ich.

Gert. Drey geistliche und vier weltliche, denn der weltlichen ist einer mehr.

Leonora. Ich bedaure die Geistliche. Aber hab ich die Schuld?

Gert. Der erste ist der Erzbischoff von Trier.

Leonora. So?

Gert.

Gert. Drauf folgt der Erzbischoff von Cölln

Leonora. Aber, Herr Gert . . . .

Gert. Der dritte ist der Erzbischoff von Maynz.

Leonora. Ist das möglich?

Gert. Das ist so wahr als ich hier vor Ihnen stehe. Welchen Nutzen hätte ich von Lügen?

Leonora. Sie haben von keinerley Nutzen, Sie mögen mir gleich etwas herlügen oder die Wahrheit von dergleichen Dingen sagen.

Sie will gehen, Gert hält sie.

Gert. Diese sieben Churfürsten, regieren die vierte Monarchie, denn vorhin waren ihrer nur dreye, nämlich die Phrygische, Elamitische und Mesopotamische, und diese ist die letzte. Wenn die Churfürsten zu Grunde gehen, so soll auch nach Sybillä Weissagung die Welt untergehen, deswegen giebt man so genau Acht, daß, so bald einer von den Churfürsten entseelt, erwählt man plötzlich einen andern an seine Statt, damit die Welt nicht untergehen soll, und dieses ist jederzeit so gehalten worden, seit des Kaysers Augusti Zeiten, welcher rühmlicher Kayser die vierte und letzte Monarchie nach der Sybillä Begehren stifftete, als welche ihm riethe, diese Monarchie auf sieben Säulen zu gründen, worauf der bemeldte Kayser, zwey herrliche Thaten in das Werk setzte. Erstlich, daß er eine Schatzung über die ganze Welt ausschrieb, und zweytens, daß er die sieben Churfürsten entsetzte. Der Pabst war zwar darwider und sagte: Ihro

Kayserliche Majestät! warum so viele weltliche Fürsten auf einmal zu machen? Der Kayser Augustus aber, der ein Herr war, der sich nicht viel fürpredigen ließ, wurde zornig und antwortete: Ihro Päbstliche Excellenz! Ich will es so haben. Worauf der Pabst plötzlich zu Fuß fiel und um Gnade bat, durch welche Demuth er so viel auswirkte, daß ihm der Kayser sechzehen Cardinäle auf einmal zu machen, erlaubte. Diese Cardinäle sind als wie geistliche Grafen und Baronen, denn die Cardinalschaft fällt allein auf den ältesten Sohn, aber niemalen auf eine Tochter. Denn so ein Cardinal stirbt und hinterläßt nur Töchter, so fällt die Cardinalschaft dem Pabst anheim.

Leonora. Ey, Herr Gert! ich habe keine Zeit weiter zuzuhören. Wollen Sie so gut seyn und uns öfter besuchen, so soll es uns lieb seyn, insonderheit, wenn Sie zu der Zeit kommen, da ich nicht zu Hause bin, sonsten bitte ich Sie, daß Sie den Ueberrest von Ihrer Historie meiner Katze erzählen, denn die versteht so viel als ich davon. Adieu!

(Sie geht.)

Gert. Das war, meiner Treu, gar nicht verblümt. Ich sehe wohl, daß ich mich in dieser Stadt durch mein Gespräch verhaßt mache, ich will verschwören, meinen Mund nicht weiter aufzuthun, die hiesigen Leute sind es nicht werth. Man wird just um deswegen verhaßt, um welches man einen desto mehr lieben und ehren soll. Ich muß nach

Hau-

Hause, und meiner Mutter sagen, wie verächtlich ich tractirt wurde.

(Er geht.)

Der eilfte Auftritt.

Gunilde allein.

Nun will ich zum Herrn Gilbert, und hören wie mein Sohn seine Verrichtung abgelegt hat. Das ist wunderlich mit dem Menschen. Die Freundschaft gefällt ihm. Er ist in die Jungfer verliebt. Er steht ihr auch an. Beyderseits Eltern bahnen den Weg dazu. Er war schon so oft unterwegens um wegen ihrer anzuhalten, jedoch kam er stets unverrichteter Sache zurück. Ich will nicht hoffen, daß es diesesmal eben also zugegangen seye. Hier sehe ich aber die Jungfer kömmt.

Der zwölfte Auftritt.

Gunilde und Leonora.

Gunilde. Ihre Dienerinn, Jungfer Leonora, meine liebe künftige Sohnsfrau!

Leonora. Dieser letzte Tittel schickt sich keinesweges für mich. Sie belieben nur mit Ihrer Dienerinn zu scherzen.

Gunilde. Wie so? Mein Sohn ist heute nach Verlangen bey Ihnen gewesen.

Leonora. Das ist wohl wahr.

Gunilde. Und hat, wie ich hoffe, seine Verrichtung abgelegt?

Leonora. Das kann ich auch nicht läugnen. Er hatte den Vorsatz, hieher zu kommen, und mich von Teutschlands Staaten zu unterrichten, und zu weisen, auf welchem Fuß das Regiment in Teutschland stehe. Dieses verrichtete er auch so wohl, daß ich gar nichts darüber zu klagen finde, als daß der Discours zu lang daurte.

Gunilde. Sprach er denn nichts von seiner Liebe?

Leonora. Nicht das geringste! So lang er mit mir sprach, war er auf der andern Seite des Rheinstrohms, und ging immer tiefer und tiefer in Teutschland hinein, daß ich darüber, aus Furcht gar nach der Türkey zu kommen, die Flucht nahm, und ihn bat, er sollte den Rest meiner Katze erzählen. Hier kömmt aber mein Vater, nun können Sie sein Bedenken darüber selbst hören.

Der dreyzehente Auftritt.

Gilbert, Gunilde und Leonora.

Gilbert. Madame! Verzeihen Sie mir, wenn ich ein wenig plump heraus rede. Ich will ins künftige, weder Ihres noch Ihres Sohnes Umgang, in meinem Hause, weiter haben, wir haben nicht im Sinn, uns öfter bey der Nase herum ziehen

ziehen zu lassen, und zu leiden, daß unser Haus zu einem Fabelhaus werde.

Gunilde weinend. Ach, Herr Gilbert! Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr mir meines Sohnes wunderliches Bezeigen zu Herzen gehe. Ich gestehe gerne, daß mein Sohn den Fehler an sich hat, daß er, so bald er auf seine alte Plaudereyen kömmt, alles andere, was er thun soll, vergißt. Wenn man aber diese Schwachheit ausnimmt, so ist doch mehr Gutes als Böses an ihm. Er ist fromm, ein guter Haushalter, er trinkt das ganze Jahr durch keinen Rausch, er spielt nicht, und ist fleißig in seiner Profeßion.

Gilbert. Das lasse ich alles gelten. Deswegen will ich ihm auch den Umgang mit meinen Gesellen erlauben, denen kann er ein Collegium oder Lection halten. Meine Tochter aber soll er zu frieden lassen, denn ihr steht es nicht an, in die Lection zu gehen.

Gunilde fällt in Ohnmacht. Ach! Ach!

Gilbert. Ey, ey! Der Frauen wird übel. Lauf hinein, Leonora, und bring die Flasche No. 3. die auf den vierten Absatz steht, heraus. Leonora geht und kömmt gleich wieder mit einer Flasche, wovon sie ihr vor die Nase halten.

Gilbert. Madame! Nehmen Sie sich dieses nicht so zu Herzen. Was hat es zu bedeuten, wenn Ihr Sohn nicht meine Tochter kriegt? Er kann ja allezeit eben so gut verheyrathet werden.

Gunilde. Ach Herr Gilbert! thun Sie mir doch den Gefallen, und haben nur noch einmal

Geduld der Leute ihrer Nachrede halber. Glauben Sie mir, er soll Sie nicht öfter hintergehen.

Gilbert. Nun denn, geben Sie sich nur zufrieden, und lassen Sie ihn noch einmal kommen; daß es ihm aber Ernst seye.

Gunilde. Ach! Ich danke Ihnen, Herr Gilbert! Verirt mein Sohn Sie dießmal wieder, so will ich ihn nicht mehr für meinen Sohn erkennen.

Gilbert. Gut. Gut. Leben Sie wohl inzwischen!

Gilbert und Leonora gehen.

Der vierzehente Auftritt.

Gunilde und Gert Westphaler.

Gunilde. Ach ich elende Frau! Dieser Sohn bringt mich noch ins Grab; aber hier kömmt er selbst. Höre du liederlicher, unartiger Mensch! Unterstehst du dich noch, dich vor mir sehen zu lassen? Jedoch ich habe Unrecht, wofern ich mir dergleichen zu Herzen nehme, denn ich hätte schon vor langer Zeit, meine Hand von dir abziehen sollen. Wie hast du auch diesesmal deine Verichtung beym Apotheker abgelegt?

Gert. Ganz gut, Mutter! Die Jungfer war nur ein wenig zu geschwind.

Gunilde. Das heißt; sie wollte nicht ganze Stunden hinsitzen und auf dein verfluchtes Geschwätz Acht haben? Du Bärenhäuter! Sie giebt ihm

ihm eine Ohrfeige, sag mir, sie giebt noch eine auf die andere Seite, weswegen gingest du zum Apotheker hin? War es darum, daß du von Staatssachen plaudern solltest?

Gert. Die Jungfer Leonora fragte mich, was ein Creis- oder Reichstag in Teutschland seye? dahero mußte ich ihrs ja belehren, und dieses konnte nicht seyn, ohne ich mußte ihr die Churfürsten beschreiben, und zeigen daß deren sieben sind, nämlich drey Geistliche und vier Weltliche. Als zum Exempel. Die Geistliche sind: Der Churfürst von Cölln. . . .

Gunilde giebt ihm wieder eine Ohrfeige. Sieh, hier hast du ein Paar von dem geistlichen und hochgelehrten nach Cöllner Gewicht. Willt du einmal schweigen?

Gert. Ach Mutter! Werde Sie doch nicht so zornig über mich. Befriedige Sie den Apotheker nur noch einmal. Ich will warlich die Jungfer mit meinem Gespräch nicht ferner aufhalten, sondern gleich zum Zweck schreiten, so, daß sie soll mit mir zu frieden seyn.

Gunilde. Höre Sohn! Der Zorn, den ich dich hier sehen lasse, ist aus lauter Liebe. Ich habe, unwissend deiner, den Apotheker noch einmal besänftiget, deswegen gehe augenblicklich dahin, wisse aber dabey, daß wofern du dich diesesmal, wie vorhin allezeit, aufführst, so erkenne ich dich nicht mehr für meinen Sohn.

(Sie geht fort.)

Gert.

Gert geht gleich hin und klopft an. Leonora kömmt selbsten heraus.

Der funfzehente Auftritt.

Gert Westphaler und Leonora.

Leonora. Willkommen, zurück, mein lieber Herr Gert!

Gert. Ergebenster Diener meine liebe Jungfer! Ich bitte tausendmal um Verzeihung, weil ich Sie mit meinem letztern langen Gespräch erzürnet habe.

Leonora. Das ist Ihnen schon verziehen.

Gert. Ich bitte, daß Sie mirs nicht zum üblen deuten.

Leonora. Keineswegs. Ihre Frau Mutter hat meinen Vater und mich wieder besänftiget.

Gert. Ich bekenne, daß ich zu Zeiten ein wenig viel rede.

Leonora. Ja, das hab ich gemerkt.

Gert. Viele legen mirs als ein Laster aus, und doch giebts unterschiedliche brave Leute die sich daran ergetzen.

Leonora. Das hat nichts zu sagen, wenn man nur nicht so viel zur Unzeit schwatzt.

Gert. Haben Sie mir aber mein Versehen, von Herzengrund verziehen?

Leonora. Ja, von Grund meines Herzens.

Gert küßt ihr die Hand. Lassen Sie sich dienen, meine liebe Jungfer! Wir, die wir gereiste Leute

Leute sind, haben so eine Sucht oder Wurm, wie man es nennen kann, daß wir gerne erzählen, was wir an fremden Orten gesehen und gehöret haben, um zu zeigen, daß wir keine Ofenzierer sind.

Leonora. Sind Sie gereist? Das wußte ich in der That noch nicht einmal

Gert. Ey freylich bin ich gereist. Ich reisete einmal von Hadersleben nach Kiel; diese Reise werde ich nicht vergessen. rc. rc.

Leonora will gehen, Gert hält sie.

Leonora. Monsieur, läßt er mich nicht los, so kriegt er ein Paar Ohrfeigen.

(Sie geht.)

Der sechzehente Auftritt.

Gert Westphaler allein.

Ich gestehe gern, daß ich viel spreche, und dieses hab ich nach meinem Vater. Er plauderte aber nicht, und ich auch nicht. Diese guten Leute hier würden mich gerne, wenn ich schon todt bin, noch einmal aus dem Grabe kratzen wollen, und sagen: Der Teufel hol den Gert Westphaler, er war doch ein besserer Mensch als wir von ihm glaubten, denn seit dem er gestorben ist, findet sich keiner hier, der so gut von ausländischen Sachen sprechen kann. So lang die Leute leben, achtet man sie nicht, sie sind aber kaum gestorben, so möchte

möchte man sie wieder haben. Der Neid ist vielleicht am meisten Ursach davon. Man sieht, daß ich in den Gesellschaften das Wort allein führe, andere aber wollten gerne mitreden, können aber nicht dazu kommen, und deswegen hören sie mich nicht gern an. Warum haßt mich der Huthmacher Strützelfuß so sehr? just weil er überall gerne auch ein Wort drein reden möchte, er darf aber in meiner Gegenwart keinen politischen Discours führen, denn er weis, daß ich ihn gleich abweise, dieweil ich meine Politica besser als er verstehe. Ich hab es schon gemerkt, daß, so oft ich in seine Gesellschaft komme, so stellt er sich mäusestill an, und will dadurch den Leuten fürmahlen, als ob er einer von den Klugen wäre, die da wenig sprechen und desto mehr aussinnen. Das ist so ein alter Streich von gewissen Tölpeln, die nichts wissen, und doch eine Catonische Mine machen und schweigen, wenn ich oder andere Gelehrte zugegen sind, da sie doch mit aller ihrer Bedenklichkeit nicht mehr denken als ein Pferd oder Schaaf. Soll ich mir denn deswegen meinen Mund binden lassen? Nein, ich will lieber beneidet als verachtet seyn. Ich will lieber, daß die Leute sagen: Es sitzt eine canailleuse Zunge in dem Kerl, als das sie sagen: Der Kerl sitzt da wie ein stummer Fisch oder ein dummes Rind, hat weder Maul noch Rede. Was soll ich aber bey diesen Sachen anfangen? Ich bekenne freylich, daß ich mich mit der Jungfer Leonora im Geschwätz vertieffet. Konnte sie aber das Ende meiner

ner

ner Erzählung nicht ausharren? Sollte sie mir deswegen mit Ohrfeigen drohen? Ich bin versichert, daß ihr Vater nun die Heyrath aufheben wird. Er soll mir aber sagen warum? Ich will die Landesgesetze und deren Recht zum Beystand nehmen.

(Er geht fort.)

Der siebenzehente Auftritt.

Gunilde allein.

Ich kann für ietzo nicht anders glauben, als daß mein Sohn meinen Vermahnungen nachgekommen ist, und einmal seiner Heyrath wegen mit Ernst gesprochen hat, als welches mir so sehr am Herzen liegt. Hier sehe ich aber den Apotheker mit seiner Tochter kommen. Ach! mein ganzer Leib zittert schon aus Angst . . ich fürchte . . .

Der achtzehente Auftritt.

Gunilde, Gilbert, Leonora und Pernille.

Gunilde. Ihre Dienerinn, Herr Gilbert! Wo ist mein Sohn?

Gilbert. Hören Sie, Madame! Ich will Sie nicht so schnell anfahren. Sie sind eine brave Frau, und in diesem Stück unschuldig.

Gunilde. Ey. Ey. Was ist es schon wieder?

Gil-

Gilbert. Ihr Sohn hat dießmal seine Verrichtung wie allezeit vorhin abgestattet. Er hat nicht ein einig Wort, der Mariage halber reden können, aus Ursach seines andern verfluchten Geschwätzes von Zeitungen und Staatssachen.

Gunilde. Ey! Ich erbarmenswürdige Frau!

Gilbert. Geben Sie sich nur zu frieden, Madame!

Gunilde. Wollen Sie ihm es denn dieses mal verzeihen?

Gilbert. Nein. Das eben nicht. Wir können aber jedennoch gute Freunde bleiben. Meine Tochter kann auch ohne ihn einen Mann kriegen. Der Distillirer hier in der Nachbarschaft, der Herr Leonard, hegt zu ihr große Liebe. Ich habe nicht nöthig meine Tochter jemand aufzudringen.

Gunilde. Daran zweifle ich gar nicht. Jedoch mein werther Herr Gilbert! . . .

Gilbert. Jedoch meine werthe Frau Gunilde! Sie werden die Gütigkeit haben, und mich ins künftige mit frieden lassen.

Gunilde. Ich gräme mich warlich meines Sohns wegen noch zu todt. Ach! Ach!

Gilbert. Das thut mir Ihrent wegen sehr leid.

Gunilde. Das ist aber ein kleiner Fehler, mein Herr Gilbert! der ihm mit der Zeit vergehen wird. Er ist ja sonsten wacker genug, daß niemand über ihn klagen kann.

Gil-

Gilbert. Er mag so wacker seyn als er will. Ich lasse mich wenigstens nicht öfter vexiren.

Gunilde. Ach Herr Gilbert! Ich bitte Sie mit nassen Augen, verzeihen Sie ihm diesesmal auch noch. Ich betheure Ihnen hoch, daß ich nicht öfter für ihn bitten will. Thun Sie es doch um der unter uns stets gewesenen Freundschaft willen.

Gilbert. Madame! Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie also betrübt zu sehen. Wohlan! Ich pardonnire ihm auch diesesmal. Aber einmal für allemal.

Gunilde. Ich will wirklich hernach meinen Mund seinet wegen nicht ferner aufthun.

Gilbert. So lassen Sie ihn heute Abend um fünf Uhr hieher kommen, so soll der Notarius auch schon hier seyn, damit, so bald Ihr Sohn seinen Liebesantrag gemacht hat, wir den Ehecontract also gleich schließen können. So ist es einmal ein Ende.

Gunilde. Nun will ich geschwind nach Hause, und meinem Sohn eine solche Predigt machen, daß es darauf donnern soll.

(Sie geht.)

Der neunzehente Auftritt.

Gilbert, Leonora und Pernille.

Gilbert. Nun Leonora! Will er dich noch vexiren, so ist es diesesmal das letzte mal.

Leonora. Das ist wohl wahr.

Gunilde. Und hat, wie ich hoffe, seine Verrichtung abgelegt?

Leonora. Das kann ich auch nicht läugnen. Er hatte den Vorsatz, hieher zu kommen, und mich von Teutschlands Staaten zu unterrichten, und zu weisen, auf welchem Fuß das Regiment in Teutschland stehe. Dieses verrichtete er auch so wohl, daß ich gar nichts darüber zu klagen finde, als daß der Discours zu lang daurte.

Gunilde. Sprach er denn nichts von seiner Liebe?

Leonora. Nicht das geringste! So lang er mit mir sprach, war er auf der andern Seite des Rheinstrohms, und ging immer tiefer und tiefer in Teutschland hinein, daß ich darüber, aus Furcht gar nach der Türkey zu kommen, die Flucht nahm, und ihn bat, er sollte den Rest meiner Katze erzählen. Hier kömmt aber mein Vater, nun können Sie sein Bedenken darüber selbst hören.

Der dreyzehente Auftritt.

Gilbert, Gunilde und Leonora.

Gilbert. Madame! Verzeihen Sie mir, wenn ich ein wenig plump heraus rede. Ich will ins künftige, weder Ihres noch Ihres Sohnes Umgang, in meinem Hause, weiter haben, wir haben nicht im Sinn, uns öfter bey der Nase herum ziehen

ziehen zu lassen, und zu leiden, daß unser Haus zu einem Fabelhaus werde.

Gunilde weinend. Ach, Herr Gilbert! Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr mir meines Sohnes wunderliches Bezeigen zu Herzen gehe. Ich gestehe gerne, daß mein Sohn den Fehler an sich hat, daß er, so bald er auf seine alte Plaudereyen kömmt, alles andere, was er thun soll, vergißt. Wenn man aber diese Schwachheit ausnimmt, so ist doch mehr Gutes als Böses an ihm. Er ist fromm, ein guter Haushalter, er trinkt das ganze Jahr durch keinen Rausch, er spielt nicht, und ist fleißig in seiner Profeßion.

Gilbert. Das lasse ich alles gelten. Deswegen will ich ihm auch den Umgang mit meinen Gesellen erlauben, denen kann er ein Collegium oder Lection halten. Meine Tochter aber soll er zu frieden lassen, denn ihr steht es nicht an, in die Lection zu gehen.

Gunilde fällt in Ohnmacht. Ach! Ach!

Gilbert. Ey, ey! Der Frauen wird übel. Lauf hinein, Leonora, und bring die Flasche No. 3. die auf den vierten Absatz steht, heraus. Leonora geht und kömmt gleich wieder mit einer Flasche, wovon sie ihr vor die Nase halten.

Gilbert. Madame! Nehmen Sie sich dieses nicht so zu Herzen. Was hat es zu bedeuten, wenn Ihr Sohn nicht meine Tochter kriegt? Er kann ja allezeit eben so gut verheyrathet werden.

Gunilde. Ach Herr Gilbert! thun Sie mir doch den Gefallen, und haben nur noch einmal

Geduld der Leute ihrer Nachrede halber. Glauben Sie mir, er soll Sie nicht öfter hintergehen.

Gilbert. Nun denn, geben Sie sich nur zu frieden, und lassen Sie ihn noch einmal kommen; daß es ihm aber Ernst seye.

Gunilde. Ach! Ich danke Ihnen, Herr Gilbert! Verirt mein Sohn Sie dießmal wieder, so will ich ihn nicht mehr für meinen Sohn erkennen.

Gilbert. Gut. Gut. Leben Sie wohl inzwischen!

Gilbert und Leonora gehen.

Der vierzehente Auftritt.

Gunilde und Gert Westphaler.

Gunilde. Ach ich elende Frau! Dieser Sohn bringt mich noch ins Grab; aber hier kömmt er selbst. Höre du liederlicher, unartiger Mensch! Unterstehst du dich noch, dich vor mir sehen zu lassen? Jedoch ich habe Unrecht, wofern ich mir dergleichen zu Herzen nehme, denn ich hätte schon vor langer Zeit, meine Hand von dir abziehen sollen. Wie hast du auch dieses mal deine Verichtung beym Apotheker abgelegt?

Gert. Ganz gut, Mutter! Die Jungfer war nur ein wenig zu geschwind.

Gunilde. Das heißt; sie wollte nicht ganze Stunden hinsitzen und auf dein verfluchtes Geschwätz Acht haben? Du Bärenhäuter! Sie giebt ihm

ihm eine Ohrfeige, sag mir, sie giebt noch eine auf die andere Seite, weswegen gingest du zum Apotheker hin? War es darum, daß du von Staatssachen plaudern solltest?

Gert. Die Jungfer Leonora fragte mich, was ein Creis- oder Reichstag in Teutschland seye? dahero mußte ich ihrs ja belehren, und dieses konnte nicht seyn, ohne ich mußte ihr die Churfürsten beschreiben, und zeigen daß deren sieben sind, nämlich drey Geistliche und vier Weltliche. Als zum Exempel. Die Geistliche sind: Der Churfürst von Cölln. = = =

Gunilde giebt ihm wieder eine Ohrfeige. Sieh, hier hast du ein Paar von dem geistlichen und hochgelehrten nach Cöllner Gewicht. Willt du einmal schweigen?

Gert. Ach Mutter! Werde Sie doch nicht so zornig über mich. Befriedige Sie den Apotheker nur noch einmal. Ich will warlich die Jungfer mit meinem Gespräch nicht ferner aufhalten, sondern gleich zum Zweck schreiten, so, daß sie soll mit mir zu frieden seyn.

Gunilde. Höre Sohn! Der Zorn, den ich dich hier sehen lasse, ist aus lauter Liebe. Ich habe, unwissend deiner, den Apotheker noch einmal besänftiget, deswegen gehe augenblicklich dahin, wisse aber dabey, daß wofern du dich diesesmal, wie vorhin allezeit, aufführst, so erkenne ich dich nicht mehr für meinen Sohn.

(Sie geht fort.)

Gert.

Gert geht gleich hin und klopft an. Leonora kömmt selbsten heraus.

Der funfzehente Auftritt.

Gert Westphaler und Leonora.

Leonora. Willkommen, zurück, mein lieber Herr Gert!

Gert. Ergebenster Diener meine liebe Jungfer! Ich bitte tausendmal um Verzeihung, weil ich Sie mit meinem letztern langen Gespräch erzürnet habe.

Leonora. Das ist Ihnen schon verziehen.

Gert. Ich bitte, daß Sie mirs nicht zum üblen deuten.

Leonora. Keineswegs. Ihre Frau Mutter hat meinen Vater und mich wieder besänftiget.

Gert. Ich bekenne, daß ich zu Zeiten ein wenig viel rede.

Leonora. Ja, das hab ich gemerkt.

Gert. Viele legen mirs als ein Laster aus, und doch giebts unterschiedliche brave Leute die sich daran ergetzen.

Leonora. Das hat nichts zu sagen, wenn man nur nicht so viel zur Unzeit schwatzt.

Gert. Haben Sie mir aber mein Versehen, von Herzengrund verziehen?

Leonora. Ja, von Grund meines Herzens.

Gert küßt ihr die Hand Lassen Sie sich dienen, meine liebe Jungfer! Wir, die wir gereiste

Leute

Leute sind, haben so eine Sucht oder Wurm, wie man es nennen kann, daß wir gerne erzählen, was wir an fremden Orten gesehen und gehöret haben, um zu zeigen, daß wir keine Ofenzierer sind.

Leonora. Sind Sie gereist? Das wußte ich in der That noch nicht einmal

Gert. Ey freylich bin ich gereist. Ich reisete einmal von Hadersleben nach Kiel; diese Reise werde ich nicht vergessen. 2c. 2c.

Leonora will gehen, Gert hält sie.

Leonora. Monsieur, läßt er mich nicht los, so kriegt er ein Paar Ohrfeigen.

(Sie geht.)

Der sechzehente Auftritt.

Gert Westphaler allein.

Ich gestehe gern, daß ich viel spreche, und dieses hab ich nach meinem Vater. Er plauderte aber nicht, und ich auch nicht. Diese guten Leute hier würden mich gerne, wenn ich schon todt bin, noch einmal aus dem Grabe kratzen wollen, und sagen: Der Teufel hol den Gert Westphaler, er war doch ein besserer Mensch als wir von ihm glaubten, denn seit dem er gestorben ist, findet sich keiner hier, der so gut von ausländischen Sachen sprechen kann. So lang die Leute leben, achtet man sie nicht, sie sind aber kaum gestorben, so möchte

möchte man sie wieder haben. Der Neid ist vielleicht am meisten Ursach davon. Man sieht, daß ich in den Gesellschaften das Wort allein führe, andere aber wollten gerne mitreden, können aber nicht dazu kommen, und deswegen hören sie mich nicht gern an. Warum haßt mich der Huthmacher Strützelfuß so sehr? just weil er überall gerne auch ein Wort drein reden möchte, er darf aber in meiner Gegenwart keinen politischen Discours führen, denn er weis, daß ich ihn gleich abweise, dieweil ich meine Politica besser als er verstehe. Ich hab es schon gemerkt, daß, so oft ich in seine Gesellschaft komme, so stellt er sich mäusestill an, und will dadurch den Leuten fürmahlen, als ob er einer von den Klugen wäre, die da wenig sprechen und desto mehr aussinnen. Das ist so ein alter Streich von gewissen Tölpeln, die nichts wissen, und doch eine Catonische Mine machen und schweigen, wenn ich oder andere Gelehrte zugegen sind, da sie doch mit aller ihrer Bedenklichkeit nicht mehr denken als ein Pferd oder Schaaf. Soll ich mir denn deswegen meinen Mund binden lassen? Nein, ich will lieber beneidet als verachtet seyn. Ich will lieber, daß die Leute sagen: Es sitzt eine canailleuse Zunge in dem Kerl, als das sie sagen: Der Kerl sitzt da wie ein stummer Fisch oder ein dummes Rind, hat weder Maul noch Rede. Was soll ich aber bey diesen Sachen anfangen? Ich bekenne freylich, daß ich mich mit der Jungfer Leonora im Geschwätz vertieffet. Konnte sie aber das Ende meiner

ner Erzählung nicht ausharren? Sollte sie mir deswegen mit Ohrfeigen drohen? Ich bin versichert, daß ihr Vater nun die Heyrath aufheben wird. Er soll mir aber sagen warum? Ich will die Landesgesetze und deren Recht zum Beystand nehmen.

(Er geht fort.)

Der siebenzehente Auftritt.

Gunilde allein.

Ich kann für ietzo nicht anders glauben, als daß mein Sohn meinen Vermahnungen nachgekommen ist, und einmal seiner Heyrath wegen mit Ernst gesprochen hat, als welches mir so sehr am Herzen liegt. Hier sehe ich aber den Apotheker mit seiner Tochter kommen. Ach! mein ganzer Leib zittert schon aus Angst . . . ich fürchte . . .

Der achtzehente Auftritt.

Gunilde, Gilbert, Leonora und Pernille.

Gunilde. Ihre Dienerinn, Herr Gilbert! Wo ist mein Sohn?

Gilbert. Hören Sie, Madame! Ich will Sie nicht so schnell anfahren. Sie sind eine brave Frau, und in diesem Stück unschuldig.

Gunilde. Ey. Ey. Was ist es schon wieder?

Gil-

Gilbert. Ihr Sohn hat dießmal seine Verrichtung wie allezeit vorhin abgestattet. Er hat nicht ein einig Wort, der Mariage halber reden können, aus Ursach seines andern verfluchten Geschwätzes von Zeitungen und Staatssachen.

Gunilde. Ey! Ich erbarmenswürdige Frau!

Gilbert. Geben Sie sich nur zu frieden, Madame!

Gunilde. Wollen Sie ihm es denn dieses mal verzeihen?

Gilbert. Nein. Das eben nicht. Wir können aber jedennoch gute Freunde bleiben. Meine Tochter kann auch ohne ihn einen Mann kriegen. Der Distillirer hier in der Nachbarschaft, der Herr Leonard, hegt zu ihr große Liebe. Ich habe nicht nöthig meine Tochter jemand aufzudringen.

Gunilde. Daran zweifle ich gar nicht. Jedoch mein werther Herr Gilbert! . . .

Gilbert. Jedoch meine werthe Frau Gunilde! Sie werden die Gütigkeit haben, und mich ins künftige mit frieden lassen.

Gunilde. Ich gräme mich warlich meines Sohns wegen noch zu todt. Ach! Ach!

Gilbert. Das thut mir Ihrent wegen sehr leid.

Gunilde. Das ist aber ein kleiner Fehler, mein Herr Gilbert! der ihm mit der Zeit vergehen wird. Er ist ja sonsten wacker genug, daß niemand über ihn klagen kann.

Gil-

Gilbert. Er mag so wacker seyn als er will. Ich lasse mich wenigstens nicht öfter vexiren.

Gunilde. Ach Herr Gilbert! Ich bitte Sie mit nassen Augen, verzeihen Sie ihm diesesmal auch noch. Ich betheure Ihnen hoch, daß ich nicht öfter für ihn bitten will. Thun Sie es doch um der unter uns stets gewesenen Freundschaft willen.

Gilbert. Madame! Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie also betrübt zu sehen. Wohlan! Ich pardonnire ihm auch diesesmal. Aber einmal für allemal.

Gunilde. Ich will wirklich hernach meinen Mund seinet wegen nicht ferner aufthun.

Gilbert. So lassen Sie ihn heute Abend um fünf Uhr hieher kommen, so soll der Notarius auch schon hier seyn, damit, so bald Ihr Sohn seinen Liebesantrag gemacht hat, wir den Ehecontract also gleich schließen können. So ist es einmal ein Ende.

Gunilde. Nun will ich geschwind nach Hause, und meinem Sohn eine solche Predigt machen, daß es darauf donnern soll.

(Sie geht.)

Der neunzehente Auftritt.

Gilbert, Leonora und Pernille.

Gilbert. Nun Leonora! Will er dich noch vexiren, so ist es diesesmal das lezte mal.

Leonora seufftzet.

Gilbert. Warum seufftzest du?

Pernille. Ich seufftze, ohngeachtet ich es nicht bin, die ihn haben soll. Was sollte denn ihre Jungfer Tochter nicht thun? Wenn Sie zehn oder zwölf Töchter hätten, die Sie aus Armuth halber verheyrathen müßten, so könnte ich es eher begreiffen, aber . . . .

Gilbert. Schweig du, Pernille! Du hast mir nichts einzureden. Nun will ich es also haben. Man kann ja dem Menschen sonst nichts übels nachreden.

Pernille. Er ist warlich ein braver geschickter Mensch, wenn er nur kein solcher Narr wäre.

Gilbert. Was weist du sonsten von ihm, als daß er zu viel plaudert. Das ist ein allgemeiner Fehler bey den Barbierern.

Pernille. Das ist wahr genug. Dieser aber ist im Schwatzen fast Capitain aller Barbierer in der ganzen Welt. Ihre Jungfer Tochter muß heute wohl an statt daß sie mit ihm in das Brautbett springt, eine Lection anhören. Die Nächte wieder mit Erzählungen aus den Zeitungen durchbringen, und damit ist keiner jungen Jungfer gedienet. Ich glaube wirklich, daß er selbst in Zeit von einem Jahr zu einer Zeitung wird. Ich nähme ihn, bey meiner Treue, nicht, das ist alles, was ich sagen kann, es müßte nur seyn, daß ich schadhaft würde und meine Ohren verlöhre, so könnte er schwatzen ohne mich zu beunruhigen.

Gil-

Gilbert. Ja. Ja. Nun hilft kein raisonniren. Was ich seiner Mutter versprochen habe, muß ich auch halten.

(Sie gehen alle drey.)

Der zwanzigste Auftritt.

Gert Westphaler und ein Procurator.

Gert. So rathen Sie mir denn auf Ihr Gewissen, daß ich mit dem Apotheker proceßiren soll?

Der Procurator. Ich habe, mein lieber Herr, noch niemand je von einem Proceß abgerathen, widrigenfalls müßte ich meine Jura sehr schlecht verstehen. Gleichwie, der auch, ein schlechter Chirurgus seyn müßte, der den Leuten das Aderlassen widerrathen sollte.

Gert. Meynen Sie aber, daß ich gewinnen werde?

Der Procurator. Was? Wollen Sie den Proceß nur um zu gewinnen, führen? Was soll das seyn?

Gert. Weswegen sollte ich denn sonsten Proceß führen?

Der Procurator. Mein Herr! Sie können ein guter Chirurgus seyn, die Jura aber verstehen Sie blutschlecht. Muß ein Kranker, ohngeachtet er gewiß weis, daß er nicht curirt wird, nicht dennoch einen Medicum gebrauchen? Er muß,

damit ihm die Leute nicht zur Last legen können, er wäre als ein unvernünftiges Vieh ohne Doctor gestorben. So ist es auch, wenn einer einen Proceß fahren läßt. Die Leute sagen gleich: Der Gnicker, der Geizhals, er will sein Recht nicht behalten. Hingegen, wenn man seine Sache ehrlich verliehrt, kann man doch sagen: Ich hab ein gutes Gewissen. Ich habe gethan, alles, was ich konnte. Ueber das ist diese Ihre Sache von der Beschaffenheit, daß Sie nicht verliehren können.

Gert. Sie haben ja aber noch nicht gehört, worinn meine Sache besteht.

Der Procurator. Sie sagen ja, es seye gegen einen Apotheker.

Gert. Ja. Das ist es.

Der Procurator. Das ist genug. Hier haben Sie meine Hand, Sie sollen gewinnen. Das ist meine wenigste Kunst einen Apotheker abzufertigen. Und gesetzt, Sie verlöhren auch, so versichere ich, daß Sie mit Respect verliehren sollen. Worinnen bestehet sonsten Ihr Handel?

Gert. Meine Mutter und der Apotheker haben eine Heyrath zwischen mir und seiner Tochter geschlossen. Heute war ich bey ihr, um ihr meine Liebe zu entdecken. Ehe ich aber auf den Discours um sie zu fragen, kam, gerieth ich in ein andres Gespräch; welches mir auch vorher etliche mal wiederfahren ist, sie wurde darüber ungedultig und drohte mir mit Ohrfeigen.

Der Procurator. Wollen Sie das fahren lassen, so müßten Sie wohl ein Schlingel seyn. Verlassen Sie sich auf mich, als auf einen ehrlichen Mann. Ich wünschte, daß Sie aufs Leben säßen, und gehenkt werden sollten, damit ich Ihnen weisen könnte, mit welchem Eifer ich Ihre Sachen führen wollte.

Gert. Ey. Ey. Ich danke. Die Leute hier in der Stadt, bürden mir auf, daß ich zu viel rede. Es ist aber keine Plauderey und leeres Geschwätz was ich sage. Ich spreche von lauter Staatssachen und Zeitungen, wofür man mir Geld geben sollte, daß man sie anhören könnte, die Leute hier thun nichts als essen und trinken und spielen ein Mariage-Spiel. Nein, da lob ich mein Vaterland, Westphalen. Mein Vater erzählte mir, daß in jeder Straße eine Gesprächversammlung seye, von welcher man nicht fortkäme, ehe man heischer werde.

Der Procurator. Die Rede ist dasjenige, was uns von unvernünftigen Bestien unterscheidet. Es hat aber alles seine Zeit. Wenn man freyen soll, so muß man alles andere Geschwätz bey Seite setzen.

Gert. Das ist wahr genug. Ich komme wider meinen Willen oft in ein solch Gespräch. Die Jungfer veranlaßete mich auch halb dazu, denn einmal fragte sie mich, was ein Creistag in Deutschland seye, und ein andermal von meiner Reise nach Kiel, welches ich ihr aber nach ihrer Meynung zu weitläuftig erzählt haben sollte.

Erfordert was solches aber nicht Zeit? Herr Procurator!

Der Procurator. Von einer kleinen Reise nach Kiel kann man eben nicht viel sagen.

Gert. Nichts? Ja. Ja. Das war, meiner Treue, eine merkwürdige Reise. Vor drey Jahren den 20. Februarii, wo ich mich recht erinnere, reiste ich von Hadersleben ab.

Der Procurator. Ich verlange nichts davon zu wissen. Ich bin selbst etliche mal diesen Weg gewesen.

Gert. Nein. Wenn ich mich recht besinne so war es den 19ten Februarii.

Der Procurator. Nun ist keine Zeit davon zu reden. Jetzo wollen wir vom Proceß sprechen.

Gert. Unter andern, die mit waren, war ein Huthmachergesell.

Der Procurator. Sie müssen den Apotheker, noch ehe die Sonne untergeht citiren lassen.

Gert. Nein, hören Sie zuvor: Dieser Huthmacher war ein guter starker Kerl, ꝛc.

Der Procurator. Die Klage soll also aufgesetzt werden. Immittelst Gert seine Reise zu erzählen fortfährt, spricht der Advocat auch folgendes: Nachdem der Herr Gilbert, allhiesiger Apotheker, mit wohlbedachten Willen mir seine Tochter zur Ehe acceptiret; da nun aber eben diese seine Tochter mich höhnischer Weise aus ihrem Haus verwiesen, und die Heyrath ohne scheinbarliche Ursach aufheben will. Da nun in der ganzen Stadt schon bekannt war, daß ich mit ihr versprochen gewe-

gewesen, so erlaubet mir meine Reputation nicht, diesen Spott so leichterdings über mein Herz zu bringen, sondern ich gedenke mein Recht zu behaupten, und der Obrigkeit Beystand in dieser Sache zu begehren, denn wenn dergleichen in Gewohnheit gebracht würde, so könnte ja ins künftige ein jedes Weibsbild mit eines ehrlichen Mannes Reputation nach eigenen Willen schalten . . .

Gert will dem Advocaten den Mund zuhalten, der Advocat giebt ihm eine Ohrfeige. Sie schlugen sich, und Gert treibt den Advocaten hinaus.

Der ein und zwanzigste Auftritt.

Gunilde und Gert Westphaler.

Gunilde. Was ist hier für ein Lärmen? Ich dachte, ich würde dich antreffen, daß du deine Sünden beweintest, und ich finde dich hingegen in Schlägereyen?

Gert. Ey Mutter! Sie sollte mich bedauren, woferne Sie mein schlechtes Schicksal wüßte.

Gunilde. Dein schlechtes Schicksal? Nein, du mußt sagen deine schlechte Aufführung. Ich habe schon gehört, wie artig du es auch dieses letztere mal beym Apotheker gemacht hast.

Gert. Die Jungfer wieß mich mit Verachtung fort und drohte mir noch dazu mit Ohrfeigen.

Gunilde. Du hättest verdient, daß sie dich gar aus dem Hause weggeprügelt hätten.

Gert. Worauf ich diesen Advocaten zu Rath gezogen, um zu hören, wie ich mich in dieser Sache zu verhalten habe. Er stellte sich aber so närrisch an, daß ich nicht ein einig Wort vor ihm vorbringen konnte.

Gunilde. O du Schlingel! willt du mit braven Leuten, die du schon so oft vexirt hast, noch dazu Proceß führen?

Gert. Was soll ich sonsten denn thun? Ich bin ganz verzagt.

Gunilde. Du sollst mir aus den Augen gehen, du bist nicht werth, daß du mein Sohn seyest.

Gert. Ach! Sollte denn kein Mittel mehr übrig seyn, den Apotheker neuer Dingen zu besänftigen?

Gunilde. Nein. Laß dir diese Gedanken nur vergehen, weder ihn noch mich zu besänftigen.

Gert. Nun denn Mutter! Lebe sie wohl, sie soll mich nicht mehr zu sehen kriegen.

Gunilde bey Seite. Nun muß ich ihn nicht länger versuchen. Zu Gert. Wo willt du hin?

Gert. Ach! Ich bin ganz desperat.

Gunilde. Höre! Ich habe diesesmal auch noch den Apotheker, wiewohl mit grosser Mühe, gestillt.

Gert. Ach allerliebste Mutter! Ist es dem also?

Gu-

Gunilde. Ja. Sey aber versichert, daß es das letzte mal ist. Der Apotheker hat den Notarius um diese Zeit bestellt, damit, wenn du dich gebührlich aufführest, und das Jawort von der Jungfer Leonora selbst hast, der Ehecontract ohne weiteren Anstand kann geschlossen werden.

Gert. Ach liebe Mutter! Ich versichere sie, daß ich mich in Acht nehmen will.

Gunilde. Du magst thun, wie du willt. Ich will mich in dieser Sache nicht weiter bemühen. Komm inzwischen nur mit mir.

(Sie gehen.)

Der zwey und zwanzigste Auftritt.

Leonard und Heinrich.

Leonard. Das ist genug, daß du mit der Magd allein gesprochen hast, um zu hören, wie es endlich steht, und ob die Hochzeit für sich gehen soll?

Heinrich. Was kann es Ihnen aber nützen, wenn Sie das wissen?

Leonard. Ey, das ist ja natürlich, daß einer das gerne wissen will, woran all sein Glück hängt. Gehe ietzo in die Apotheke hinein, als ob du etwas zu thun hättest, und sieh, daß du sie zu mir heraus bringst.

(Heinrich geht.)

Leonard. Ach! Ach! Diesen Verdrießlichkeiten hätte ich vorbeugen können. Dergleichen gewinnt

gewinnt man von Zaudern. Hätte ich sie nur das erste mal, da ich die Liebe gegen sie verspührte, gleich frey ohne Anstand begehrt, so wäre sie ietzo in meinen Händen. Ich kann doch nimmermehr glauben, daß sie ihr Herz einem solchen Kerl verschenken kann. Was sie thun würde, thäte sie nur ihrem Vater zu Gefallen. Es mag aber seyn wie es will, so ist mein Unglück doch einerley, weil ich sie entbehren muß. Aber, hier kömmt Heinrich mit der Magd selbsten.

Der drey und zwanzigste Auftritt.

Leonard, Heinrich und Pernille.

Leonard. Ach liebe Pernille! Was habt ihr? Ist es etwas oder ist es nichts?

Pernille. Mein Herr! Ich kann Ihnen sagen, daß meiner Jungfer eben sowohl übel zu Muthe ist als Ihnen. Gert Westphaler ist nach dem hier gewesen, und durch seine verfluchte abgeschmackte Plauderey machte er die Jungfer so überdrüßig, daß sie vergehen möchte, wenn sie daran gedenkt, daß sie einen solchen zum Ehmann nehmen soll. Mein Herr selbsten wurde auch darüber so zornig, und wollte fast die Mariage zertrennen, insonderheit, da er hörte, daß Sie seine Tochter gerne haben möchten. Endlich ließ er sich aber doch durch des Gerts Mutter ihr Seufzen und Weinen überreden, es noch einmal mit ihm zu probiren, und bestellte den Gert mit dem Notarius um fünf Uhr

hie-

hieher, um, Falls er sich manierlich bezeigt, den Ehecontract zu schließen.

Leonard. Wird sich aber eure Jungfer dazu verstehen?

Pernille. Sie darf ihrem Vater nichts zuwider reden, denn er ist ein harter Mann; sie hat aber ihrem Vatersbruder dem Herrn Gotthard ihr Herz eröffnet, der beklagte sie, und versprach ihr, den Gert wieder in ein Staatsgespräch zu bringen. Und wenn nun dieses geschieht, so müssen Sie bey der Hand seyn, um die Jungfer Leonora also gleich zu begehren, so bald der Vater zornig wird.

Leonard. Ich befürchte aber, daß er sich diesesmal in Acht nimmt.

Pernille. Wo dieses ist, und meine Jungfer merkt, daß es nun Ernst wird, so stellt sie sich, als ob sie krank wäre, und giebt uns dadurch Zeit, auf einen andern Gegenrath zu denken. Ich lispelte meiner Jungfer in die Ohren, daß Sie hier wären, ich glaube auch, daß sie selbsten gleich heraus kömmt. Sieh! hier ist sie schon mit ihrem Vetter.

Der vier und zwanzigste Auftritt.

Die Vorigen, Leonora und Gotthard.

Leonard. Allerliebste Jungfer! Ihre Magd macht mir hier meinen Sinn etwas leichter, weil sie

sie mir sagte, daß Sie einen Abschen für Gert Westphaler haben?

Leonora. Das ist wahr, mein lieber Herr Leonard! Ich habe aber mit einem harten Vater zu thun.

Leonard. Ich hoffe aber doch, wenn Sie Stand halten, so wird Sie Ihr Herr Vater auch wohl nicht mit Gewalt zwingen.

Leonora. Ich will mich, ehe ich nicht versucht habe, ob sich die Sachen von selbsten aufheben, nicht meines Vaters Zorn unterwerfen. Wenn aber dieses nicht geschieht, so muß ich ungehorsam seyn.

Gotthard. Seyd nur still, meine lieben Leute! laßt den Gert nur kommen, und, Herr Leonard! seyn Sie nur um fünf Uhr hier, als welche Zeit bald da ist. Ich hoffe schon, daß ich den Barbierer wieder zu einem Geschwätz veranlasse, und verursache daß er seinen Credit gänzlich verspielt, und woferne dieses nicht angeht, so wollen wir auf andere Mittel bedacht seyn. Ich kann nicht läugnen, daß mir diese Heyrath niemals recht gefallen hat, und daß ich tausendmal lieber sehe, daß meine Base in des Herrn Leonards Armen seye. Mein Bruder wünschte es selbsten auch. Es hält ihn nichts auf, als daß er sein Versprechen nicht zernichten will. Gehen Sie inzwischen nur fort Herr Leonard! und verlassen Sie sich auf mich. Wir andere aber wollen hinein gehen.

(Sie gehen alle.)

Der

Der fünf und zwanzigste Auftritt.

Gert Westphaler allein.

Nun liegt es daran, Gert Westphaler! ob du eine Probe machen kannst, oder alle dein Lebtag ein Schlingel bleibst. Ich weis doch, daß ich mich eine Stunde von gelehrten Discoursen ja enthalten kann. Er schlägt sich auf den Mund. Hör Monsieur Mund! Du sollt aller Welt Unglück kriegen, wenn du heute Abend etwas anders als kürzlich von meiner Liebe sprichst. Wenn ich es auch eigentlich bedenke, so ist es doch erschrecklich, daß einer um deswegen, weil er von gelehrten Sachen discurirt, gehaßt werden soll. Ich muß es aber ietzo fahren lassen, denn all mein Glück dependirt davon. Ich hoffe auch, daß ich fest da stehen werde, es müßte mich denn jemand auf einen Discours bringen, denn ich muß bekennen, wenn mich jemand in solchen Dingen, wovon ich weis, etwas fragt, das allezeit mein größtes Vergnügen seye, wenn ich es ihm erkläre. Ich muß mich aber ietzo ein wenig vorher üben, damit ich dieser Versuchung desto eher entgegen stehen kann. Hier kömmt aber der Notarius. Nun ist es just Zeit.

Der

Der sechs und zwanzigste Auftritt.

Gert Westphaler und ein Notarius.

Der Notarius. Serviteur, Monsieur Gert! Ich bin heute Ihrent wegen hieher beruffen.

Gert. Das weis ich, Herr Notarius! Ich bin schon vorhin einige mal hier gewesen, aber allezeit wieder unverrichteter Sache fortgegangen.

Der Notarius. Warum?

Gert. Sie wissen, daß ich gerne curieuse Bücher lese, und in den Gesellschaften wieder gerne erzähle, was ich gelesen habe. Ich bin auch in diesem Hause unterschiedliche mal durch Anlaß auf solche Materien verfallen, da ich doch nur hätte von Heyrathssachen reden sollen. Ich will doch hoffen, daß ich mich dieses mal besser anstelle.

Der Notarius. Ich weis, daß Sie ja eine Stunde Ihren Mund zwingen können.

Gert. Herr Notarius! Wollen Sie nicht so gut seyn, und mich ein wenig exerciren? Thun Sie, als ob Sie die Jungfer Leonora wären, und fragen Sie mich von ein und andern curieusen Materien, um zu sehen, ob ich standhaft bin. Es kömmt mir so schwer an, mein Pfund zu vergraben, insonderheit wenn mir jemand Anlaß zum reden giebt.

Der Notarius. Herzlich gerne. Sehen Sie, nun bin ich die Jungfer.

Gert. Ergebenster Diener, meine liebe Jungfer!

Der

Der Notarius. Ihre Dienerinn, Herr Gert!

Gert. Dieſesmal erſcheine ich ganz zitternd.

Der Notarius. Warum das?

Gert. Weil ich Sie jüngſt mit meinem langen Geſpräch erzürnete.

Der Notarius. Ey das hat nichts zu bedeuten. Sie reden ja allezeit ſehr gut. Was giebt es aber guts neues? Herr Gert!

Gert. Nichts, meine liebe Jungfer!

Der Notarius. Haben Sie die Zeitungen nicht geleſen?

Gert. Ja. Ich hab ſie geleſen.

Der Notarius Iſt nichts neues darinnen?

Gert. Nichts, als daß . . . . Nein, das iſt wahr, ich hab bey meiner Treu, ſeit ich ausreiſete, keine Zeitung geleſen.

Der Notarius. Sind Sie gereiſt?

Gert. Ich reiſete einmal von Hadersleben nach Kiel, dieſe Reiſe werde ich nie vergeſſen. In unſerer Geſellſchaft war ein Huthmacher . . . . Er ſchlägt ſich auf den Mund. Willt du ſchweigen? du Bärenhäuter!

Der Notarius. Was wollen Sie ſagen vom Huthmacher?

Gert. Nichts, als daß er ein Limmel war, wovon nicht werth zu reden.

Der Notarius. So machen Sie es gut genug.

Gert. Ja. Ja. Ich glaube doch, daß ich ſtandhaft bleibe. Wollen Sie nun hinein gehen, Herr Notarius! und ſagen daß ich hier bin?

Der Notarius geht hinein.

Gert geht inzwischen hinein und redt mit sich selbst, sich auch zuweilen auf den Mund schlagend.

Der sieben und zwanzigste Auftritt.

Gert Westphaler, Gotthard, Leonora, Pernille und der Notarius.

Gert. Ergebenster Diener, meine schöne Jungfer!

Leonora. Ihre Dienerinn.

Gert. Dießmal erscheine ich ganz zitternd.

Leonora. Ja.

Gert. Ich bitte des letzteren mals wegen demüthig um Verzeihung.

Leonora. Wenn es Ihnen mein Vater verziehen hat, so muß ich es auch verzeihen.

Gert. Ich hoffe doch, daß Sie es mir selbsten auch von Herzensgrunde verzeihen?

Leonora. Ich bin gegen meinen Vater niemals widerspänstig.

Gert. So wohl Ihr lieber Herr Vater, als Sie selbsten haben billig Ursach gehabt über mich zornig gewesen zu seyn.

Leonora. Eines Theils ist es freylich wahr.

Gert. Das ist aber auch mein einiger Fehler, meine liebe Jungfer! Denn für das Uebrige so bin ich stets nüchtern, und warte meine Geschäfte auch emsig ab.

Leonora. Das ist die Wahrheit.

Gert.

Gert. Ich will also meine Aufführung gegen Sie nicht entschuldigen, und es gerne ein Versehen nennen, ohngeachtet dergleichen anderer Orten für etwas anständiges angesehen wird.

Leonora. Das kann wohl seyn.

Gotthard. Ihr guten Leute hier! seyd aber auch ein wenig allzu delicat. Ich wünschte, in der That, daß ich allezeit den Herrn Gert bey mir haben könnte, denn ich bin ein Liebhaber von Discoursen, und so viel ich schon gehört habe, so führt er doch keine Mägdegeschwätze.

Gert. Ey. Ich danke Ihnen höflichst für die gute Gedanken, die Sie von mir haben.

Gotthard. Woran stossen sich aber die Leute am meisten? Spricht er ungereimte Dinge?

Gert. Dieses letztere kann mir niemand nachreden. Ich rede nur von gelehrten und curieusen Sachen.

Pernille. Ich will Ihnen dienen, Herr Gotthard! Der Herr Gert ist ein Mensch, der seine Reisen gethan hat. Auf solchen Reisen muß man denn viel ausstehen und brav Geld zusetzen. Der einigste Nutzen, den man noch davon hat, ist allein, daß man, wenn man zurück gekommen ist, seine Reisen andern erzählt.

Gotthard. So hat der Herr Gert also gereist?

Gert. Nein, nicht sonderlich.

Pernille. Mich dünkt doch, daß ich einmal hörte, daß er nach Kiel gereist seye.

Gert. Das ist endlich wahr. Vor einigen

Jahren reisete ich von Hadersleben nach Kiel, diese Reise werde ich nie vergessen, unter andern war nun in unserer Gesellschaft ein . . . . Er schweigt auf einmal, und hält sein Schnupftuch vor den Mund.

Gotthard. Wer war mit in der Gesellschaft?

Gert mit dem Schnupftuch vor dem Mund. Niemand.

Gotthard. Hören Sie, Herr Gert! Weil Sie nur von Reisen und Historien erzählen, so kann ich nicht begreifen, warum man Ihnen dieses verargen soll?

Pernille. Ich auch nicht.

Gotthard. Und ich will meinem Bruder einen Verweis geben, weil er sich an dieser Kleinigkeit stößt.

Gert. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir aber, daß ich ietzo mit der Jungfer Leonora sprechen muß.

Gotthard. Ich kann sagen, Pernille! daß gewisse Sachen in den Zeitungen sind, um deren Erklärungen ich gern Geld gäbe. Ich habe von Torys und Whigs in Engelland, gelesen, ich weis aber nichts gründliches davon, und in der ganzen Stadt kann mir niemand rechte Nachricht geben.

Gert der inzwischen mit Leonoren sprach, spitzt nun seine Ohren und sagt: Davon könnte ich Sie unterrichten, woferne ich Zeit hätte.

Gotthard. Daran zweifle ich sehr, denn es weis mir niemand in der ganzen Stadt die rechte Beschaffenheit davon zu sagen.

Gert.

Gert. Ich will aber, weis nicht was seyn, wenn ich es nicht an den Fingern ganz genau hersagen kann.

Gotthard. Etwas sehr weniges weis ich wohl davon, und nur so viel, daß die Torrys diejenige sind die dem König Jacob den Kopf abschlugen.

Gert. Ey. Ey. Sie fehlen. Das ist ganz anders. Hernach will ich es Ihnen erklären, denn nun muß ich erst vorhero . . . .

Gotthard. Ha, ha, ha! Ich merke schon, daß Sie es selbsten nicht recht wissen. Die Torrys sind die, so den König tödteten. Das weis ich. Wüßte ich nur das übrige auch so gut.

Gert. Nein, mein Herr! Das ist nicht also. Nein. Da sind vier Hauptsecten in Engelland; Die Torrys, Whigs, Mannisten und Anabaptisten.

Pernille leise. Nun haben wir gewonnen. Nun hol ich den Herrn Gilbert und den Herrn Leonard.

(Sie geht hinaus.)

Gert zu Gotthard. Die Torrys sind die vornehmsten, welche allezeit des Königs Parthey halten, und die für den König Jacob fochten, als er in Engelland, gegen die Whigs, die unter des Cromwells Aufführung rebellirten, den Krieg führte. Dieser Cromwell, der auf lateinisch Massaniello heißt, war ein Metzgers Sohn, er brachte es aber so weit, daß er Ritter vom Hosenband und Generalissimus zu See und Land wurde, denn er hatte einen

verschmitzten Kopf. Denken Sie einmal, Herr Gotthard! Er war so geschickt, daß er auf einmal Audienz geben, lesen, schreiben und vier Briefe dictiren konnte. (Das ist fast unglaublich, jedoch ist es so wahrhaftig als ich hier von Ihren Augen stehe.)

Der acht und zwanzigste Auftritt.

Die Vorigen, und inzwischen da Gert mit Gotthard spricht, kömmt der Gilbert, Leonard und Pernille herein. Leonard wird mit Leonoren beyseits getraut.

Gert zu Gotthard. Der König Jacob erhob ihn deswegen von einer Ehrenstelle zu der andern. Als aber der Erzbischöfliche Stuhl in Canterborg ledig wurde, und der König einen gewissen Fairfax drauf setzte, da doch Cromwell seinen Schwager dazu recommandirte, wurde dieser aufgehetzt, daß er gegen den König rebellirte, und eine Armee von lauter Whigs, Mannisten und Anabaptisten zusammen brachte, den König Jacob in einer grossen Schlacht überwand, ihn gefangen nahm, und ihm des Abends den Kopf abhauen ließ. Auf dieses kamen die Whigs empor. Die Torrys wurden untergedrückt, nnd Cromwell wurde als Protector von Engelland ausgeruffen. Als er aber einige Jahre also regierte, kam des Königs Jacobs Sohn zurück, conjungirte sich mit den Torrys, und schlug die Whigs etliche mal, daß sie